This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

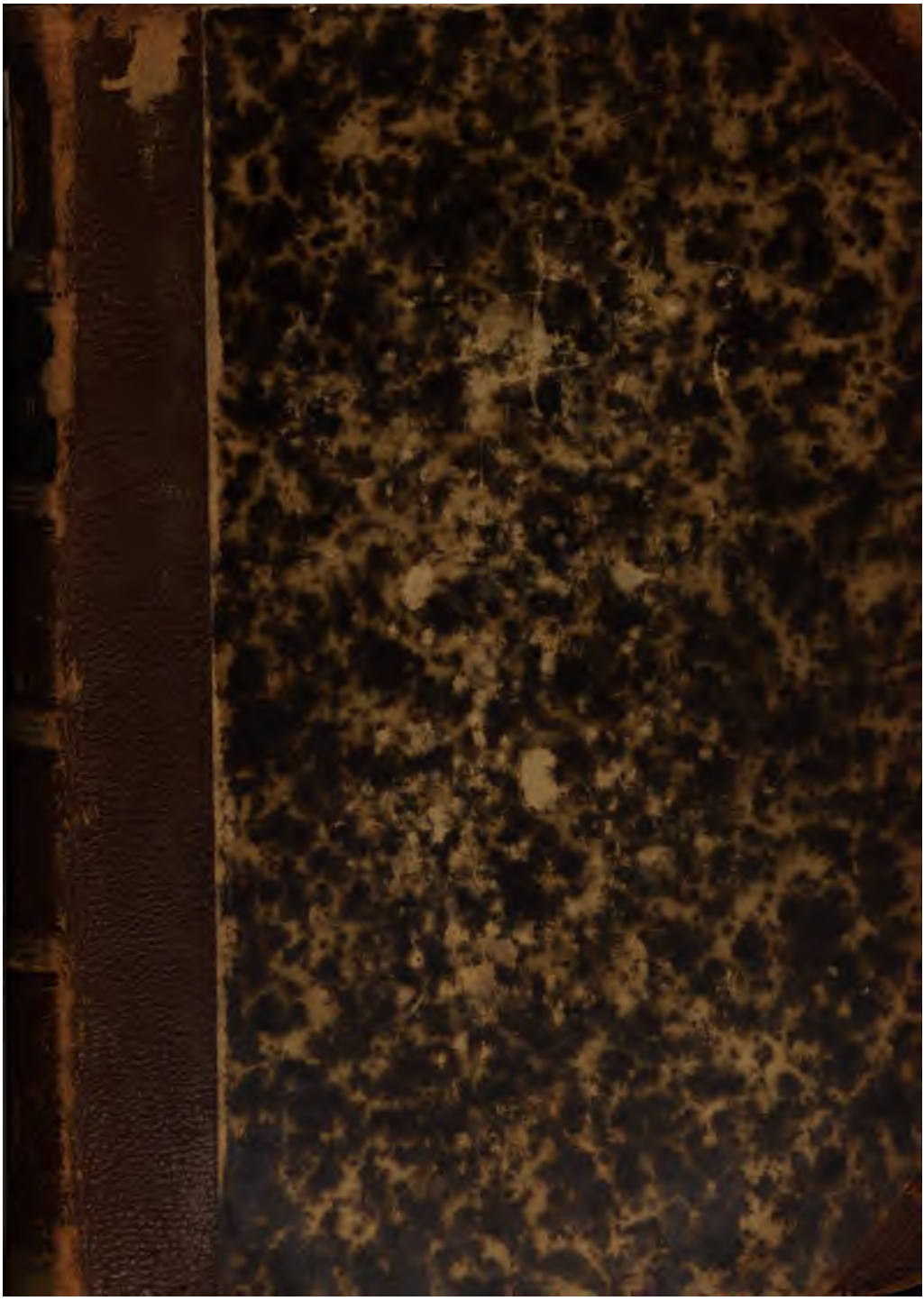
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

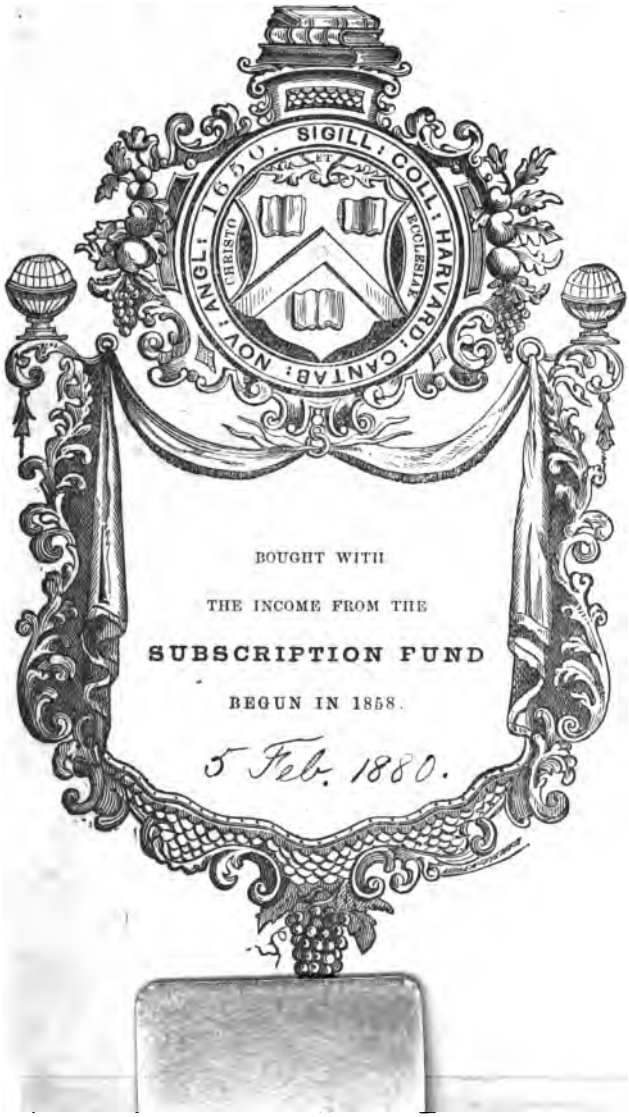
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



DEUERLICH'sche
UCHHANDLUNG
in Göttingen.

50514.3



Nirwana.

Drei Bücher aus der Geſchichte Frankreichs.

Roman

von

Wilhelm Jenſen.

Erſter Band.

Breslau.
Verlag von S. Schottlaender.
1877.

505 A4.3
1

1880, Feb. 5.
Subscription fund.
I. - IV.

Meinem Freunde

Dr. Carl Türk

in Lübeck

zugeeignet.

1870.*)

Fast ein Jahrhundert weiter trage zu seltsamer Mär',
Tönende Schwinge des Liedes deinen Prolog vorher;
Trage vom Ahn zum Enkel, drei Geschlechter vertauscht,
Mich zu Tagen hernieder, die uns selbst noch kaum entrauscht.

Unabsehbar blitzen Schwerter und Helmesreih'n,
Aus tausend Schlünden rollen unabl ässige Donner drein;
In einer Völkerwandrung, die Heimath und Herd verließ,
Klammern die ehernen Arme Deutschlands Völker um Paris.

Sitzen wieder versammelt droben zum alten Rath
Die Unsterblichen alle? Sinnend schwere That,
Aus des Fatum's nächtig uranfänglichem Schooß
Nimmt der Götter und Menschen Vater sein dunkles Doppelloos.

In die Schalen wirft er's — siehe, sie schweben gleich —
Und ein Lächeln wieder zittert wonnereich
In der schönsten Göttin süßem Augenpaar,
Das durch Thränen hernieder geblickt auf ihren Opferaltar.

Freudig springt auf des Krieges Gott mit klirrendem Leib —
Siehe, da hebt sich schweigend ein verschleiertes Weib,
Wirft, an die Wage tretend, schwarze Kugel hinein,
Dumpf-hingrollenden Wortes: Ich, Nemesis, warf diesen Stein.

*) Siehe Note, Seite X.

Und donnernd begrüßt es drunten ihr düstres Wort; sie winkt
Blutige Flammen vom Boden; sturmzerrissen entsinkt
Frankreichs Ruhmesgöttin von der Stirne das letzte Blatt —
Gell wimmernde Glocken künden die letzte Stunde der Riesenstadt.

Horch, da tönt es seltsam, ein Hämmern um Mitternacht,
Männer mit wehenden Kerzen halten gespenstische Wacht —
Was blinkt von den rothen Wänden im irrhinflackernden Licht?
Stieg nieder auf die Erde hier des Olympus Göttergericht?

In Stein verwandelt schauen sie ruhvoll durch den Saal:
Der Götter und Menschen Vater, sein hoheitblickend Gemahl,
Der goldenen Saite Meister, Minerva helmbedeckt,
Wie vom Geklirr der Schwerter des Krieges Gott vom Schlaf erweckt.

Sie alle — doch über allen hochthronend ein göttliches Weib
In allbeherrschender Schönheit; mit weißem Marmorleib
Gleich einer Lilie ragend, entfesselt die tödtliche Brust,
Anlächelnden Blick's der Bethörung, ein Zauberbild süßlockendster Lust.

So stieg sie schaumgeboren aus Cyperns purpurnem Meer,
So trug auf Rosenblättern sie Bergeswind daher,
Süßduftende Blumen entsproßten unter ihrem Fuß,
Es jauchzten die Sterblichen alle Dodona's märchenhaftem Gruß.

Der fleckige Panther streckte, verwandelt und zahm,
Sich ihr zu Füßen nieder; aus blauen Lüften kam
Raubvogelschwarm, wie Tauben umkosend ihr Gewand,
Und Wonneschauer bebten die Kunde fort von Land zu Land.

Und Tempel stiegen leuchtend ihr aus dem Laubgefild,
Und Völker knieten trunken vor ihrem Schaumgebild,
Nicht ahnend, daß ihr Lächeln ein lächelnder Todesschrei,
Daß Venus **Libitina** ihr letzter, dunkler Name sei. — —

IX

Nun rollen die nächtigen Donner und Flammen lodern nach,
Nun tönt das seltsame Hämmern im rothen Göttergemach;
Ein schwarzer Sarg steht harrend, doch größer denn Menschengestalt,
Von weichem Schwanengefieder die weite Höhlung überwallt.

Von Mund zu Mund ein Flüstern geht heimlich durch den Raum —
Da schwankt das Bild der Göttin plötzlich wie im Traum,
Es neigt sich sanft vorüber, von sterblichen Armen umfaßt
Auf sterbliche Nacken nieder neigt es die süße Marmorlast.

Erdrückend, athemraubend, doch brechen die Arme nicht,
Es trägt, ein Atlas, jeder des ganzen Himmels Gewicht;
Wie Lieb' im letzten Bette nur je ihr Höchstes barg,
So betten die schöne Leiche sie nieder in den schwarzen Sarg.

Und schweigend reihen sie alle sich auf zum Todtengeleit:
Viel dunkle Stufen hinunter — da steht ein Grab bereit —
Bestatten die Enkel heute in selbsterrettendem Sieg
Das süßverderbliche Lächeln, draus ihrer Ahnen Gruft entstieg?

Sie senken den Sarg hinunter, sie thürmen steinernen Wall
Rings über die nächtige Tiefe, sie löschen die Spuren all';
Vor feindlichen Geschossen, vor Flammen und Feindesblick
Verbergen sie ihrer Ahnen, ihres Volkes tödtliches Geschick.

Und in die wogenden Gassen des großen Untergang's
Zurück! Es rollen die Donner — vergessen, verschollenen Klangs,
Ist Venus Libitina, und auf der Enkel Grab
Lacht Venus **Libidinosa** wie auf der Ahnen Gruft herab.

Im Beginn der Belagerung von Paris durch das deutsche Heer im Jahre 1870 ward die im Louvre befindliche Original-Statue der Venus von Milos, um sie vor der Gefahr der Zerstörung, eventuell vor der, eine Beute des Siegers zu werden, zu sichern, nächtlich von ihrem Sockel herabgenommen, in einen eisernen Sarg gelegt und heimlich in einem unterirdischen Gange der Präfectur begraben. Eine Steinmauer, der man alterthümliches Aussehen verlieh, ward über die Gruft gezogen und vor jener zum Ueberfluß noch ein Convolut nicht unbedeutender Documente verborgen, die eine zweite Mauer einschloß, so daß für den Fall einer Entdeckung der ganze Versteck nur zum Zwecke der Aufbewahrung der Papiere hergestellt zu sein erscheinen mußte. Erst nach Besiegung der Pariser Commune brachte man die Statue unverletzt wieder an die Oberwelt zurück.

Erſtes Buch.

Erstes Kapitel.

Wo die Loire und ihr nicht allein ebenbürtiger, sondern an Wegeslänge sie übertreffender Nebenfluß, der Allier, ihren Ursprung nehmen, schließt ein dreifaches Gebirge das heutige Departement Haute-Loire fast nach allen Himmelsrichtungen von den benachbarten Provinzen ab. Breit lagern sich gegen Ost und Süd die Sevennen, das Gebirg der Margeride zweigt sich auf der anderen Seite nordwestlich hinauf. Das in solcher Weise entstehende Dreieck schließen im Norden, nur von den erwähnten Flüssen durchbrochen, die vulkanischen Bergmassen der Auvergne.

Dieses Dreieck ward in den Zeiten, welche die Geschichte Frankreichs dämmernd zu erhellen beginnen, von einem keltischen Stamme bewohnt, der ihm bis zum heutigen Tage seinen Namen verliehen. Er nannte sich die „Vellaver" und das Land heißt noch jetzt „das Velay".

Seine Abgeschlossenheit bewahrte es nicht vor einer wechselreichen Geschichte, vor vielfacher Untermischung seiner Ureinwohner mit eindringenden Siegern. Die Römer eroberten es und hinterließen Gesichtszüge, Bräuche und Spracheigenthümlichkeiten, die achtzehn Jahrhunderte nicht völlig auszulöschen vermochten. Unfern der Loire erbauten sie eine Stadt oder erweiterten die kärglichen Anfänge einer solchen. Dieselbe, damals civitas Vellava benannt, liegt noch heute an der nämlichen Stelle, doch zu einem unbedeutenden Orte eingeschrumpft und heißt St. Paulien, während mit dem Beginn des Mittelalters ihr, zwei Meilen südlich am Flußufer selbst, in der Stadt Le Puy eine Nebenbuhlerin erstand, die sich stätig fortentwickelnd, bald den Mittelpunkt der Provinz zu bilden begann. Wie sie historisch hervortritt, scheint sie zugleich über Fels und Bergwald, die sie umschließen, ein Licht zu werfen. Zahlreiche Burgen ragen von den steilen Höhen und bilden in näherer oder weiterer Entfernung einen dem Bedürfniß der Zeit entsprechenden Kranz um die stets widerstandsfähiger erhöhten Mauern der Stadt. Von den Pyrenäen her drangen die Mauren, Einfälle der Normannen erfolgten fast von jeder Seite. Die allgemeine Unsicherheit des Mittelalters drängte auch hier zu denselben Maßnahmen und führte zu denselben Ergebnissen. Die von den Kaisern zum Schutz der einzelnen Landestheile ent-

sendeten Beamten erbauten sich feste Schlösser und ertrotzten sich die Erblichkeit ihrer Würden und Gewalt. Der Capitular verwandelte sich in einen Grafen, es entstanden hervorragende adlige Geschlechter, deren thatsächliche Machtbefugniß den Mißbrauch derselben im Keime trug. Das von Oben begonnene Lehnsystem pflanzte sich nach Unten fort, der Edelmann ward ein König im engeren Kreise und fühlte sich allmälig hinlänglich erstarkt, im Zusammenschluß mit seinen Standesgenossen dem wirklichen Königthum gegenüber fast zur Unabhängigkeit zu gelangen. Daneben wuchs die Kirche empor, oft im Streit, oft im Bündniß mit dem Adel, doch die nämliche Lehnsherrschaft ausbildend und die gleiche Selbständigkeit im Auge haltend. Gegen beide stand das aufblühende Bürgerthum der Städte in Waffen; es hatte nicht den Namen dafür, aber es that dasselbe, was es um ein Jahrtausend später that, als es die Proclamirung der „Menschenrechte" verlangte. Nur erstreckten sich seine Forderungen damals auf Dinge, welche auch die absoluteste Herrscherwillkür eines Ludwigs XIV. ihm zu weigern nicht gewagt hätte. Es begehrte die niedrigste Grundlage der Gesetzlichkeit, Schutz gegen die Waffengewalt, das Räuberthum des Adels wie der Geistlichkeit. Doch der König war weit und Selbsthülfe ultima et unica ratio. So war es in Frankreich überall, so im Velay.

Zum Lehnsherrn des letzteren hatte sich der Graf von Polignac aufgeschwungen. Er saß auf seiner Burg gleichen Namens, eine Stunde etwa von Le Puy entfernt, auf mächtigem Fels inmitten einer düstern majestätischen Landschaft belegen. Das heut' völlig zerfallene Schloß zeigt die Reste gigantischer Größe und bildet eine der gewaltigsten Ruinen Europa's, aus der nur noch der alte Zwingthurm unerschüttert aufragt. Um den Fuß des für die Waffen des Mittelalters uneinnehmbaren Burgfelsens schlingt sich das stadtähnliche Dorf Polignac, einst der Wohnsitz der Lehnsleute des über ihm thronenden Geschlechts, das sich auf seine Macht trotzend, offen den „König des Gebirges" nannte.

An Gewalt dem „Seigneur" von Polignac gleich stand der Bischof von Puy. In früher Zeit durch freie Wahl der Bewohner des Velay zum „Grafen für Velay und Brioude" ernannt, behauptete er später diesen Titel und die mit ihm verbundene Herrschaft durch die Waffen seiner Lehnsleute. Obwohl er in der Stadt wohnte, lebte er in fortwährenden Fehden mit den Bürgern derselben, ein Kriegszustand, der seinen deutlichsten Ausdruck darin fand, daß die letzteren für nöthig gehalten, innerhalb der ihr Gemeindewesen nach Außen umgürtenden Mauern noch besondere Schutzwälle gegen das bischöfliche Schloß zu errichten. Nichtsdestoweniger war der Bischof Präsident der

Landesstände, die sich aus dreißig Mitgliedern zusammensetzten, von denen achtzehn auf den Adel, neun auf die Geistlichkeit und drei auf die übrigen Bewohner des Velay entfielen.

So vergingen Jahrhunderte; sie berichten nicht von unerhörten, doch von den schlimmsten der zeitüblichen Frevel auch dort. Unter dem Namen von Wegegeldern und Zöllen plünderte, beraubte die Geistlichkeit wie der Adel das Land. Zeitweilig dann stieß ihre Habsucht gegeneinander und sie bekriegten sich selbst. Da griff zum erstenmal im zwölften Jahrhundert die königliche Gewalt in das Treiben ein. Ludwig VII. mischte sich in eine Fehde zwischen dem Bischof von Puy und den Herrn von Polignac, nahm die letzteren gefangen und ließ sie Urfehde schwören. Um ein Menschenalter später nahm ein anderer Zwist anderen Verlauf. Die Bürger von Puy, durch den Uebermuth der Reisigen ihres Bischofs zum Aeußersten gereizt, belagerten und erstürmten das Schloß desselben, der mit Noth selbst entkam. Sie weigerten ihm die Rückkehr, eine Intervention des Papstes erwies sich fruchtlos, erst eine Entscheidung des Königs, im Wesentlichen zu Gunsten der Stadt, beendigte die Sache. Vielfacher blutiger Streit und Kampf folgt wohl noch in alter Weise, doch das Königthum hat zu zeigen begonnen, daß es nicht nur das Gelüst empfindet, seine Oberherrlichkeit in Anspruch zu nehmen,

sondern daß ihm auch die erforderliche Stärke dafür gewachsen ist. Natürlicher und kluger Weise richten sich die Aeußerungen dieser neuen Thatkraft zunächst gegen diejenigen, welche die landesherrliche Autorität am Meisten bedrohen, und es erwächst demgemäß aus kleinen Anfängen ein Anschluß der bürgerlichen Bevölkerung in Stadt und Land an die Krone, deren Interesse sie gegen die gemeinsamen Widersacher, den Adel und den Klerus, zu schützen beginnt. In den Kriegen der folgenden Jahrhunderte stehen die Bürger des Velay stets auf der Seite des Königs und zeichnen sich durch royalistische Gesinnung aus. Doch nicht minder durch streng katholische, die um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts eine Excommunication das Land verwüstender Raupen mit allgemeinem Beifall begrüßte. Demgemäß fand keine der im südlichen Frankreich auftretenden Erhebungen gegen die kirchliche Verderbniß hier Theilnahme; im Gegentheil erwies die Bevölkerung sich den Waldensern wie den Albigensern und Hugenotten gleich feindlich gesinnt, und selbst der unmittelbar die Grenze des Velay berührende Aufstand in den Sevennen fand dort keinerlei Unterstützung. Wie das Land in politischer und socialer Hinsicht immer mehr von seiner Hauptstadt abhängig wurde, so blieb ihm als religiöser Angelpunkt die Kirche von Notre-Dame zu Le Puy, deren Geschichte zugleich die der Stadt selbst umschließt, wie

ihre imposante Lage dieselbe beherrscht. Als Heiligstes befand sich in ihr auf dem Altar seit uralter Zeit ein Marienbild, dessen Anfertigung die Legende dem Propheten Jeremias zuschrieb. Es war eine Jungfrau mit schwarzem Gesicht und Füßen, doch weiß gemalten Händen und mit gleichfalls bemalten Leinwandstreifen umwickelt, die ein Kind auf dem Schooße hielt; ein Mantel, dessen linker Aermel eine Inschrift von orientalischen Charakteren trug, umhüllte sie in sitzender Stellung. Zu ihr wallfahrteten Päpste, Kaiser und Könige, deren Reihe nach im Lande verbreiteter Sage durch Carl den Großen eröffnet worden. So wob im Verein mit dem religiösen Cultus die historische Vergangenheit einen mystischen Glanz um die Kirche von Notre-Dame zu Le Puy, der das von ihr umschlossene Madonnenbild als einen Mittelpunkt hinstellte, um den sich das geistliche und was damit identisch war, das geistige Leben der Bevölkerung des Velay bewegte.

Immer mehr, der gleichzeitigen Entwicklung in England und Deutschland unähnlich, hob sich in Frankreich die Macht des Königthums. Die englischen Kriege ermöglichten demselben die Aufstellung der ersten stehenden Heere in Europa und machten es von der Lehnsbewaffnung des Adels unabhängig. Franz I. erwarb dem Klerus gegenüber ähnlichen Vortheil, indem er das Papstthum nöthigte, ihm ein bedeutungsvolles Recht auf die Besetzung der

kirchlichen Aemter einzuräumen. Der Adel wie die Geistlichkeit begannen nach dem Thron zu gravitiren, im Volke ward durch große Kriege das Gefühl der Gemeinsamkeit im Glück und Unglücke erzeugt. Richelieu und Mazarin unterdrückten gewaltsam die letzten Versuche einer Coalition des Klerus und Adels, bewiesen beiden ihre Ohnmacht und daß in Frankreich hinfort nur ein einziger Wille herrsche. Die Regierung Ludwigs XIV. zeigte ein völlig verwandeltes Bild der einstigen Machtverhältnisse. Ueber allen Ständen gleichmäßig thronte ein absoluter König, der Alleinbestimmende in jedem Winkel des Reichs, der Ausfluß jeder Gnade und Ehre. Die Anhänglichkeit des Volkes an das Königthum war demselben überflüssig geworden, da der Widerstand der ehemaligen Einzelmachthaber vollständig gebrochen darniederlag. Der Burgadel hatte sich zum Hofadel umgestaltet, das selbständige Bischofsthum zu höfischem Klerus. Die Krone brauchte nicht Furcht noch Eifersucht mehr zu hegen und konnte den Regungen der Neigung nachgeben, die zugleich in den ehemaligen Mitbewerbern um die Macht jetzt Stützen der eigenen erkannte. Der Wohlstand des Landes stieg den großen Einkünften zum Trotz, welche die gesteigerte Besteuerung in die königlichen Kassen fließen ließ, die Bevölkerung mehrte sich und bedurfte, unruhigen Geistes, der Zügel, zu deren Handhabung in den Provinzen Geistlichkeit und Adel am Geeignetsten

erſchien. So wandte die Krone jetzt ihr Wohlwollen den alten, unſchädlichen Widerſachern zu und hob ſie, nicht zu ſich, doch zu einer Zwiſchenſtufe zwiſchen ſich und dem Volk empor. Es entſtanden „bevorrechtigte Stände", überall in Frankreich und ſo im Velay. Der König hatte Allen gegenüber alles Recht, der Adel und die Geiſtlichkeit nach Oben keines, doch nach Unten faſt alles Recht, das Volk gar keines.

Zweites Kapitel.

Obwohl das Velay unter dem nämlichen Breitengrade wie die südlichsten Ausläufer der lombardischen Alpen liegt, bieten sein Klima und die durch dasselbe bedingte Vegetation doch nur geringe Aehnlichkeit mit denen jenes glücklicheren Himmelsstriches. Es ist im Durchschnitt ein rauhes, finsteres, wenig erzeugendes Land. Die Flußthäler bilden eine Ausnahme, allein auch sie liegen zum Theil den nordischen Winterstürmen offen, während die lauen Winde der Provence und Languedoc's sich an den unwirthlichen Graten der Sevennen brechen. Schon Cäsar erwähnt in seinem gallischen Kriege, daß die letzteren „wie eine Mauer" aufsteigen und muthmaßlich drückt auch ihr keltischer Name Cevenna selbst etwas dem Aehnliches aus.

Wer vom Norden, den vulkanischen Gebilden der Auvergne her, das Velay betritt, überschreitet seine Grenze

einige Stunden vor der am Allier belegenen alten Stadt Brioude, der zeitweilig im frühen Mittelalter zweiten Hauptstadt des Landes. Der Weg führt durch das von hohen Felswänden begleitete, sich allmälig verengernde Flußthal. Malerische Dörfer kleben riesigen Schwalbennestern gleich an den Abhängen, darüber auf einsamen Adlergipfeln breiten Ruinentrümmer ihre grau verwitterten Fänge. Langsam hebt sich die Straße bergan, der Allier rauscht tiefer, Bergschluchten zweigen sich zur Rechten und zur Linken, eine öde Hochebene dehnt sich gen Süd'. Der Wind streicht scharf von den Sevennen herüber und rüttelt das unabsehbare Nadelmeer düst'rer Fichtenkronen zu auf und nieder wallender Bewegung. Noch immer steigt der Weg, bis er eine Paßhöhe von mehr als dreitausend Fuß erreicht, nun erhebt im Südosten der Mont Mezin seine zerklüftete, dominirende Stirn. Eine locale Querwasserscheide tritt ein, die Borne stürzt links hinab, um durch Schluchten brausend ihre Verbindung mit der Loire zu suchen; dann scheinen Burg und Dorf Polignac die Straße zu schließen. Zugleich aber, wenn man diese zuerst erblickt, schweift das Auge fast über das ganze Velay bis an seine dreiseitigen Gebirgsmauern hinan.

Diese ragen nicht in Zacken auf, sondern die beinahe gleichmäßigen kegelförmigen und abgerundeten Kuppen ver-

rathen ihren vulkanischen Ursprung. Der Verlauf der Straße selbst führt durch einen lang erloschenen Krater, Denise genannt, abwärts, das Loirethal öffnet sich, und ein kleinerer Bergkegel, der Mont Anis steigt aus der Mitte desselben auf, an dem, überragt von der Kirche von Notre-Dame, die Stadt Le Puy sich amphitheatralisch emporhebt. Sie ist noch heut' nicht schön und war es mit Sicherheit nie, bevor sie ihr jetziges Alter erreichte; pittoresk dagegen muß sie bereits in frühester Jugend erschienen sein. Ein Gewirr enger und schmutziger Gassen stürzt sich gleichsam vom Abhang herab, Häuser aller Jahrhunderte, doch zumeist stillos, in verkommenem Zustande. Die schuppenartig übereinander gelagerten Dächer bieten, mit Kapellen, burgähnlichen Castellen, Resten alter Befestigung und Thürmen untermischt, seltsamen Anblick. Es ist als throne das Mittelalter in bewahrter körperlicher Gestalt über der Renaissance des sechzehnten Jahrhunderts, die den Fuß des Berges mit wohnlicheren und geschmackvolleren Gebäuden umgürtet hat. Auch ein Haus im Rococcostyl findet sich hie und da in die unteren Straßen hineingestreut, das Charakteristische der Stadt jedoch ruht in der aufsteigenden Form, welcher sie ihren Namen verdankt. Im Anfange nach dem Berg, an dem sie sich emporrankt, Podium Anici genannt, veränderte sie, als die französische Sprache sich bildete, dies in Puy d'Anis,

bis daraus der einfache Name Le Puy, d. h. der Berg, hervorging.

Eine Römerstraße führt von ihm gen Süden zum rauheren Hochland des Velay empor. Nackte, warzenartige Felskuppen bedecken dasselbe, oft gruppenweise tauchen Höhlungen aus dem Gestein, nicht selten in ihrer Tiefe unerforschte Grotten, die den ersten keltischen Insassen des Landes vielfach als Wohnungen gedient. Ueber ihnen blicken Burgtrümmer, die Behausungen späterer, doch kaum zu menschlicherer Gesittung gelangter Geschlechter, herab; alles überragt der Mont Mezin, auf den der Weg zuführt. Der See von St. Front öffnet seine melancholische Fläche, immer mehr verdünnt sich der Faden des eiskalten Wassers der Loire, die nur in einer Entfernung weniger Stunden an den Südabhängen des Mont des Joncs entspringt. Die Römerstraße biegt zur Linken ab, übersteigt die Nordsevennen und richtet sich auf Lyon. Ein weithin die Lüfte süß durchströmender Duft kündet im Frühjahr vom Abhang her die Nähe des Veilchen-berühmten Mont Mezin; zwei Stunden an ihm aufwärts und der Blick schweift gen Westen über die Thäler der Loire und des Allier mit ihren zwischengelagerten Hochplateau's zum Gebirg der Margeride. Nebelfern weit jenseits der Rhone steigen im Osten die Alpen der Dauphiné und Savoyens auf, aus denen bei völlig durchsichtiger Luft der Mont-

blanc ſein ewig weißes Haupt in's Blau hinaufſtreckt; ringsum aber gähnen die Abgründe der wild zerklüfteten Sevennen, in denen Wolkenmaſſen ſich wie geſpenſtiſche Waſſerberge dehnen und zerwogen, rieſige Felskämme heben ſich darüber empor, den Blick gen Süden begrenzend und ſchließen das anmuthige und ernſt-finſtere Dreieck des Velay.

Drittes Kapitel.

Einige Stunden ehe die Loire die Stadt Puy erreicht, liegt oder lag im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts in einem dem Allier zugeneigten Seitenthale, im Angesicht des Mont Mezin ein Dorf von ziemlicher Größe mit Namen Saint Pierre. Von düsteren, mit Basaltsäulen gekrönten Felskuppen umschlossen, entzog es sich dem Auge, bis man dicht an dasselbe hinangelangte, dann überraschte es durch die unerwartete Freundlichkeit seines Anblicks. Die Trümmer einer gewaltigen Burg, aus denen nur noch ein ebenfalls mehr als zur Hälfte zusammengebrochener Wartthurm aufragte, bereiteten, vom Hintergrunde herabstarrend, unwillkürlich auf eine zu ihrem Bilde passende öde mit niedergestürzten Felsblöcken bedeckte Schlucht, und wer die Geschichte des alten Geschlechts von Capdeul kannte, das einst die mächtige Ruine belebt, mußte sich noch mehr veranlaßt fühlen, den Eintritt in eine unheimliche Landschaft zu gewärtigen. Statt dessen erweiterte das Thal sich zu einer für den Blick, der zuvor

stundenlang auf der nackten Hochebene verweilt, doppelt erquicklichen grünen Runde. Durch die nördlich vorgelagerten Bergwände gegen rauhe Winde geschützt, hatte sich eine für das Velay seltene Ueppigkeit der Vegetation entwickelt. Mit kräftigen Wipfeln in die Breite gewachsene Kastanien stiegen hoch an den almartigen Abdachungen der Felsschroffen hinauf, unter ihnen am Rand der Thalsohle kündeten Maulbeerbäume, hie und da mit Feigen untermischt, die südliche Lage und die Einwirkung nicht von störenden Einflüssen behinderter wärmerer Sonne. Ein Bach, munter der Loire zueilend, durchzog die Mitte der fruchtbaren Miniaturlandschaft, an dessen beiden Seiten sich das Dorf Saint Pierre staffelförmig und ziemlich weitläuftig auf sanften Abhängen entlangzog. Eine altersgraue Kirche lag auf einem das Thal beherrschenden Hügel auf Schußweite etwa von den letzten Häusern entfernt, dahinter, fast an die Bergwand gedrückt, das Pfarrhaus, umfangreich, doch von unansehnlichem, halb verfallenem Aeußern. Es war von einer kleinen Baumgruppe umgeben, die sich wie eine Tochtercolonie des am oberen Ende des Thales den ganzen Abschluß desselben füllenden Parkes ausnahm. Aus diesem, ebenfalls der Bergwand nahe, ragten die vier Flankenthürme eines auf breiter Rampe mit der Front gegen den Mont Mezin gelagerten Schlosses, das seit Jahrhunderten dem gräflichen Geschlecht

von Hautefort, gegenwärtig dem „Seigneur" Vicomte Marcelin von Hautefort gehört.

Der Grundbau des Schlosses stammte unverkennbar aus dem Mittelalter, doch der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hatte seinem Geschmack gemäß mannigfache Veränderungen damit unternommen. Das Massive des Fundaments und der Anlage imponirte wie früher und gemahnte an die Zeit, in welcher der Lehnsherr vom Söller des festen Castells seine Lehnsleute zu den Waffen entbot, aber darüber hob sich in anmuthigem Reichthum, vielleicht ein wenig überladen, eine Façade der Spätrenaissance empor und gipfelte in mythologischen Colossalstatuen, die an ihren Attributen kenntlich in verschiedensten, zum Theil barocken Stellungen von den Zinnen herab grüßten. Sie bildeten einen Stilübergang zu dem vollständigen Roccocothum, das den großen und labyrinthartigen Park beherrschte. Sternartig strahlten die mannshohen, methodisch viereckig beschnittenen Hecken, zwischen denen überall weiße Götter und Halbgötter vom kostbarsten Marmor hervorlugten, von allen Seiten des Schlosses ab, nur vor der Front desselben befand sich eine weite freie Rotunde, deren Mitte ein großes Bassin einnahm, aus dem ein riesenhaftes dreiköpfiges Ungeheuer hohe Wassersäulen zum Himmel aufspie. Alles verrieth den Geschmack Le Nôtre's und das sorgsame Streben, ein verkleinertes Planeten-

Abbild der großen Sonne zu Versailles herzustellen. Es war ein Stück der Uniform, die Ludwig XIV. auf dem Boden des Reiches, das er beherrschte, angelegt, doch zugleich kündete Alles auch den fürstlichen Reichthum seines Besitzers und die ihm von der Krone verstattete Stellung, welche er in Frankreich einnehmen mußte.

In der That nannte der Seigneur Marcelin von Hautefort stundenweit im Umkreise bis an das Weichbild der Stadt Le Puy jeden Zollbreit des Bodens und was sich auf ihm befand, sein Eigenthum. Ihm gehörte das Dorf, die Kirche und das Pfarrhays, die das Thal umschloß, sowie jedes andere Dorf oder Haus im Bereich seines Gebietes. In jedem Dorfe gehörte ihm jedes Gebäude und in diesem jedes lebende und todte Inventar. Der Weinkrng, den sein lebendiges Eigenthum an den Mund setzte, war sein, und der Wein war es ebenfalls noch, wenn er bereits die Kehle durchrollte. Dem Gesetze nach allerdings regelten die Verhältnisse sich in anderer Weise. Ihm zufolge hieß der Bauer frei, von jeder leiblichen Gebundenheit abgelöst. Der Ertrag seines Feldes und seiner Arbeit gehörte ihm, sobald er den Straßenbau und die Steuern für den Staat, den Zehnten für die Geistlichkeit, die Frohnden und den Pachtzins für den Grundherrn entrichtet hatte. Doch es wäre der kräftigsten Faust muthmaßlich leichter geworden, die Basaltsäulen, auf

denen die Reste der alten Burg von Capdeul standen, zu versetzen, als im Rundlauf eines Jahres dem Boden soviel abzuringen, als die Summe der Abgaben mit den nothwendigsten Lebensbedürfnissen der oft zahlreichen Familie addirt, betrug. So gerieth jedes Haus in die mit jedem Sommer wachsenden Schuldregister des Herrenhauses. Es stand nicht seit Jahren darin, sondern seit Jahrhunderten; die gehäufte Schuld war das Erbtheil, das der Vater dem Sohne, dieser dem Urenkel hinterließ. Sie überstieg den Werth jedes scheinbaren Besitzthums, jeder Habe, die es barg. Vom Willen des Seigneurs war es zu jeder Stunde abhängig, ob er Alles sein nennen wollte, Haus und Acker, Vieh, Ernte und Geräthschaft — Weib und Tochter. Auf die ersteren hatte er ein volles Recht, und was die letzteren betraf, so war der König, d. h. das Gesetz fern und die indirecte Macht des Feudalherrn auch über jene zumeist größer als dies.

Der Vicomte von Hautefort wollte von allem Diesem Nichts. Er bekümmerte sich wenig oder vielmehr gar nicht um den Zustand seines Territorialbesitzes, sondern hatte, nach dem Gebrauch der Großen seiner Zeit seine sämmtlichen Güter an einen Advocaten, den Notar Herrn Demogeot in Le Puy verpachtet. Von diesem erhielt er, der sein Schloß fast nur als Reisender einige Monate im Jahre besuchte, den regelmäßigen Zins, während die Bauern

dem Pächter die Hälfte ihres Kornertrages zu entrichten hatten. Herr von Hautefort hielt sich gewöhnlich in Paris oder in Versailles auf, wo er eine hervorragende Stellung bei Hofe einnahm. Er hatte das Amt eines Königlichen Intendanten in der Provinz abgelehnt, um unbehindert seiner Muße leben zu können, war jedoch Mitglied des Parlaments zu Lyon, ohne sich indeß je an der Thätigkeit desselben zu betheiligen. Der Winter sah ihn niemals im Velay, wohin er erst mit dem Beginn des Frühlings mit seiner jüngeren Tochter Marie und zuweilen in Begleitung seines Sohnes Felicien, dem er eine Capitainsstelle in der Königlichen Garde gekauft, zurückzukehren pflegte. Nur seine älteste Tochter Diana brachte, seitdem sie erwachsen war, mit Vorliebe die Wintermonate allein auf Schloß Hautefort zu. Sie bot eine eigenthümliche widerspruchsvoll frohe und schwermüthige Natur, saß wochenlang, wie eine Raupe, die sich einspinnt, unter den alten sonst von Niemandem besuchten Büchern der Thurmbibliothek des Schlosses vergraben und tauchte dann plötzlich wie ein aus der Staubchrysalide hervorschlüpfender glänzender Falter auf. Dann umgab sie sich in kunstvollst ausgewählter Weise mit allem Schimmer fast märchenhaft verschollener Romantik. In der reichen Kleidung eines mittelalterlichen Burgfräuleins bestieg sie im Schloßhof einen weißen, goldgeschirrten Zelter, den ihre Bitte von ihrem Vater um

eine Summe erlangt, welche allen Bewohnern des Dorfes Saint Pierre den menschenwürdigen Lebensunterhalt eines Jahres gefristet haben würde, und ritt, nur von zwei großen Fanghunden begleitet, in's Gebirg hinaus, um oft erst im nächtlichen Dunkel heimzukehren. Sie war dann selbst wie das Bild eines Märchens, wer ihr begegnete, mußte, ob er sie tausendmal gesehen, innehalten und ihr nachblicken. Ihr Auge gewahrte man selten, sie hielt es gewöhnlich fast wie scheu niedergeschlagen, halb von der langen dunklen Wimper bedeckt; nur wenn sie lachte, sah es voll mit diamantartigen Strahlen auf. War sie in der Tiefe ihres Herzens gut oder böse? niemand wußte es zu sagen. Sie schadete Keinem und sprach auch den Geringsten nicht mit hartem Worte an, doch sie richtete auch an Niemanden ein mildes oder freundliches. Wie erschreckt fuhr sie auf, wenn jemand sie unerwartet in der Einsamkeit betraf, und jagte an ihm vorbei. In der Stadt, die sie an großen kirchlichen Festen mit ihren Angehörigen besuchte, hieß man sie die hochmüthigste ihres stolzen Geschlechts, Andere meinten, der Mangel einer Mutter habe den Grund der stets zunehmenden Wunderlichkeit ihres Wesens gelegt. Denn der Vicomte von Hautefort war seit der Geburt seiner jüngsten Tochter zum Wittwer geworden und hatte sich, obwohl er damals kaum das vierte Jahrzehnt überschritten gehabt, nicht wieder vermählt.

Viertes Kapitel.

In der Sonnenuntergangsstunde des 5. April des Jahres 1789 war der Vicomte Marcelin von Hautefort in Begleitung der Comteſſe Marie vom Ufer des franzöſiſchen Mittelmeeres, wo er die letzten Monate verbracht, wieder auf ſeinem Schloſſe eingetroffen und bereits am nächſten Morgen, der einem Sonntage angehörte, ſaß der Seigneur wenige Stunden nach Sonnenaufgang neben ſeinen Töchtern in den unmittelbar vor der Kanzel befindlichen hohen, reich geſchnitzen Chorſtühlen der Kirche von St. Pierre. Der ärmliche Eindruck, den dieſe von Außen erregte, zeigte ſich drinnen nicht gerechtfertigt. Der für eine Dorfkirche beträchtliche Raum ward durch zwei Säulenreihen in drei Schiffe von ziemlich hoher Wölbung getheilt, hin und wieder hingen kunſtvoll gearbeitete Teppiche über den Lehnen der Stühle, einzelne Bilder, denen künſtleriſcher Werth nicht abzuſprechen war, ſchmückten die

Wände. Für denjenigen, welcher die Kirche von Notre-Dame in Le Puy besucht hatte, erwies sich die hier über dem Altar befindliche Madonna sofort als eine Nachahmung des dortigen schwarzen Marienbildes; was jedoch den Eintretenden am Meisten überraschte, war das gedämpfte Licht, das ihn durch die mit farbenreicher Glasmalerei bedeckten gothischen Spitzbogenfenster in unerwartetster Weise empfing. Im Verein mit den vielfachen, zum Theil werthvollen Opfergaben, die den Altar umringten, redete Alles sowohl von dem streng katholischen Sinne der Bevölkerung, die vorzüglich der heiligen Jungfrau von der eigenen Armuth dennoch reichliche Weihgeschenke darbrachte, wie von dem traditionellen Bestreben des gräflichen Hauses, keine Unkosten zu scheuen, um die Kirche in seiner und der Religion würdigem Stande zu erhalten.

Auch die Anwesenheit der gegenwärtigen Vertreter desselben sogleich am Morgen nach ihrer Rückkehr bewies, welchen Werth sie darauf legten, das Einzige was sie wöchentlich eine Stunde lang mit ihren Untergebenen theilten, den Augen derselben in noch bedeutungsvollerem Licht erscheinen zu lassen. Die Schloßfamilie versäumte, wenn sie sich auf dem Gute befand, niemals die Sonntagsmesse zu besuchen, und Diana von Hautefort nahm auch dann mit sorgsamster Regelmäßigkeit an beiden Theil, wenn sie, wie es in den letzten Jahren geschehen,

allein in dem mit Winterſchnee bedeckten Thale zurückblieb.

In einigem Abſtand hinter dem Stuhl des Grundherrn reihten ſich die übrigen Sitze auf. Sie waren dicht mit Landleuten, zumeiſt Kindern, Frauen und Mädchen gefüllt, während die Männer zwiſchen ihnen in den Gängen und an den Seiten faſt den ganzen Raum einnahmen. Beinahe ausnahmslos ſtanden die letzteren barfüßig auf dem Steinboden und ihre Gleichgültigkeit gegen die Kühle deſſelben verrieth, daß ſie auch im Feld und Gebirg an keine Fußbekleidung gewöhnt ſeien. Ihre Tracht, wie die der Frauen, beſtand aus ſelbſtgefertigtem grobem Wollentuch, die Mehrzahl hielt als Kopfbedeckung einen tellerartigen Filz unter dem Arm. Nur einige offenbar Wohlhabendere hatten einen Hut von ſtädtiſcherer Form neben ſich liegen, die Frauen in gleicher Geſtalt mit denen der Männer, nur hin und wieder mit einer Borte oder der Feder eines Raubvogels verziert. Sonſtigen Schmuck trug Niemand und von der Natur verliehener zeichnete wenige aus. Es war ein Geſchlecht, dem harte und hoffnungsloſe Arbeit den Stempel aufgedrückt, früh gealterte Weiber mit Männerzügen, die Männer überwiegend mit ausdrucksloſs-apathiſchen, faſt ſtumpfſinnigen Geſichtern. Sie knixten und beugten ſich gewohnheitsmäßig vor dem Altar, man ſah auf den Lippen das leiſe Gemurmel das die Kirche füllte.

Ab und zu blitzte ein dunkles, jugendliches Auge aus den Reihen auf und schweifte zu den gräflichen Stühlen hinüber, es betrachtete einen Moment die bunten Farben der Fenster, deren gen Ost gewandte die Frühlingssonne in zauberischen Tönen spielen ließ, und senkte sich zurück. Der Seigneur und seine Tochter verwendeten ihre Aufmerksamkeit offenbar keine Secunde lang von den Worten des Pfarrers und es war geboten, ihrem Vorbilde nachzueifern um keinen etwaig strafenden Blick des Schloßherrn zu gewärtigen.

Am Rande der vordersten Bank, zunächst hinter dem letzteren, saß die einzige Persönlichkeit, deren Kleidung sich vor der übrigen Menge der Kirchenbesucher auszeichnete. Es war Clemence Guéraud, eine Brudertochter des Pfarrers von St. Pierre, seit dem frühen Tode ihres Vaters Hausgenossin desselben. Sie trug um den vollen halb entblößten Nacken einen Rosenkranz von rothen Corallen, mit dem ihre Finger spielten, denen man ansah, daß sie von Jugend auf zu keiner rauhen Arbeit genöthigt gewesen. Ihre Kleidung stach von der vornehmen Toilette der beiden Schloßdamen eben so sehr ab, wie von der rohen Tracht der weiblichen Landbevölkerung. Sie war nicht modisch, doch zierlich, derjenigen einer Städterin aus besserem bürgerlichen Stande ähnelnd. Das seidene Festtagsmieder umschloß eine biegsam-schlanke und doch vollere Büste als

achtzehn Jahre sie zu gewähren pflegen. Das in schweren Zöpfen aufgewundene Haar schlang sich nestartig um den vielleicht ein wenig zu stark hervortretenden Hinterkopf. Clemence Guéraud war unfraglich schön und wäre es auch in dem groben Wollenrock ihrer Nachbarin gewesen.

Man brauchte den Blick nur auf diese zu werfen, um es deutlich zu empfinden. Gleichaltrig etwa mit der Nichte des Pfarrers, erschien sie wie eine grobe Verzerrung oder Uebertreibung derselben. Ein rundvolles Gesicht mit sprühenden Augen und breitgewölbten rothen Lippen, ein Bild ländlicher Gesundheit und sinnlicher Fülle. Sie war nicht unschön, es gab vielleicht Augen, die sie reizvoll fanden. Doch diese mußten einen ausschließlich körperlichen Maßstab an Gabriele Arthon anlegen, deren ins Röthliche fallendes dichtes Haar im Uebrigen sie sogleich als Nichteingeborene des Velay kennzeichnete. Ihr Vater, der selten das Dorf besuchte, sondern sich zumeist im Gebirge umhertrieb, stammte aus der Bretagne und war schon vor einem Menschenalter in die Gegend gekommen. Seine Tochter versah Magddienst bei einem der bestsituirten Bauern von Saint Pierre und war, die wenig verfeinerte Geschmacksrichtung der Landbevölkerung characterisirend, unter dem Namen der „rothen Gabriele" ihrer Schönheit halber berühmt. Sie gab von allen Theilnehmerinnen an der kirchlichen Handlung am Wenigsten

auf dieſe Acht, lachte manchmal verſtohlen und beſchäftigte ſich damit, ihre nackten, doch wohlgebildeten Füße bald in dieſer, bald in jener Poſition ſpielend übereinander zu legen und zu verſtricken, wie Kinder es mit den Fingern ihrer Hände zu thun pflegen.

Der Seigneur Vicomte Marcelin von Hautefort dagegen ſaß unbeweglich in ſeinem hohen Stuhle. Sein einnehmendes Geſicht ſprach aus, daß er in dieſer Stunde eine dreifache Pflicht, gegen die Kirche, gegen ſich ſelbſt und gegen das Volk erfüllte. Er war ein ſtattlicher Mann und eine vornehme Erſcheinung. Sein ſorgſam gehaltener Spitzbart und ſeine hochgerundeten Brauen fielen bereits ſtark ins Graue, ſo daß ihre Farbe mit der großen gepuderten Allongeperrücke harmonirte. Er bot ein Bild, wie ſein Ahnherr es vor einem Jahrhundert an der nämlichen Stelle genau ebenſo repräſentirt haben mochte. Wenn der Prediger einen geheiligten Namen ausſprach, verbeugte er ſich, wie ſeine Vorfahren es ebenfalls ſtets gethan. Doch die Andacht ſeiner Augen verlor in keinem Moment den Ausdruck, daß dieſe Stunde eine vorübergehende ſei und daß nach den Verpflichtungen, welche die Kirche den katholiſchen Chriſten auferlege, die Weltlichkeit und die Stellung eines Edelmanns aus altem Geſchlecht noch zahlreichere und gleichberechtigte Anforderungen erhebe.

Ihm zur Linken ſaß ſeine jüngere, eben dem Kindes-

alter entwachsene Tochter. Sie verband feine aristokratische Züge mit frisch aus jedem ihrer Blicke und jeder Bewegung pulsirendem Leben. Man sah, daß es bei ihr manchmal des Zwanges bedurfte, sich in's Gedächtniß zu rufen, an welchem Orte sie sich befinde. Fröhlich irrten ihre Augen ab und zu über die Wände der Kirche, mit Vorliebe zu den Sonnenlicht-durchglühten Fenstern hinauf; zuweilen kräuselte der schnell unterdrückte Anflug unmerklichen Lächelns ihre Oberlippe, wenn ihr Blick die Kanzel streifte und eine Secunde lang auf der Gestalt des Redners haften blieb. Doch dann mahnte eine innere Stimme sie offenbar, die Gnadenspendungen der Religion nicht mit der Erscheinung ihres Dieners zu verwechseln, und sie drängte gewaltsam profanirende Gedanken zurück und hörte ernsthaften Gesichts auf die Worte des Pfarrers.

Ihre Schwester unterließ dies keinen Moment. Die langen Wimpern derselben hoben sich nie, einem Gemälde von traumhafter Schönheit gleich, saß sie regungslos, fast wie geschlossenen Auges zur Rechten ihres Vaters. Sie glich hinsichtlich ihres niedergesenkten Blickes, doch nur darin allein, der letzten nennenswerthen Persönlichkeit, welche die Kirche zu dieser Stunde enthielt, dem Kanzelredner und Pfarrer von Saint Pierre, Mathieu Guéraud. Sonst war in Allem keine größere Unähnlichkeit denkbar als zwischen ihm und Diana von Hautefort. Sein Alter be-

trug zum Mindesten das Dreifache des ihrigen, im Aeußern erregte er einen an das unansehnliche, halb verfallene Pfarrhaus erinnernden Eindruck. Er stand zusammengebückt hinter der Kanzelbrüstung, so daß er fast unter mittlerer Größe erschien, spärliches weißes Haar rahmte glattgestrichen die Schläfen ein, nur am Hinterkopf zeigten sich Reste der Tonsur, die sich nach vorn und zu den Seiten über den ganzen Scheitel verbreitet hatte. Seine Stimme klang von blutlosen, mit tiefen Einschnitten umgebenen Lippen ebenso herb und eintönig, wie der Inhalt seiner Worte: sie gemahnte an den Ton, den der Schnitt einer Sägemühle aus tiefer Felsschlucht heraufknirschen läßt, wie die Stimme Diana's an Glockenspielklang in hoher Sonnenluft. Nur in dem Einen war der Pfarrer von Saint Pierre ihr ähnlich, daß er von Anbeginn bis zum Schluß seiner Rede die Lider in gleicher Weise unbeweglich vor sich niedergeschlagen hielt wie Diana von Hautefort.

Fünftes Kapitel.

Mathieu Guéraud ſprach mit harter Stimme:

„Das Gebot des Sohnes der heiligen Jungfrau ſagt: Gebet Gott was Gottes iſt und dem Kaiſer was des Kaiſers iſt. Was thut ihr, um dieſes Gebot zu erfüllen?

Lebt in euch das Gefühl, daß ihr ein erbärmliches Geſchlecht ſeid, in Sünde geboren, ewiger Verdammniß aufbehalten, wenn euer Gehorſam gegen den göttlichen Willen euch nicht ſeine Gnade erſchließt? Beugt ihr allezeit die Frechheit eurer irdiſchen Vernunft und eurer Begierden unter die Hand der Diener ſeiner Kirche, die ſeine Barmherzigkeit auserwählt hat, euch die Lehren zu verkünden, die euch der Macht des Teufels zu entreißen, eure Seelen von dem ihnen gebührenden Lohn, der in den Abgründen der Hölle eurer wartet, befreien ſollen? Gebet ihr freudig und ohne Betrug Gott was Gottes iſt, was er ſeinen Dienern geſetzt hat, die Bedürfniſſe ihres Leibes

zu befriedigen? Ihr wißt, daß ihr es verstockten Herzens thut, daß ihr das Auge des Allwissenden zu täuschen, seine Kirche zu schädigen sucht. Ihr lügt, daß ihr den Zehnten nicht treulich zu entrichten vermögt; doch ihr lügt, denn ihr schwelgt in Ueppigkeit. Den Herrn, wenn er unter euch wandelte — gepriesen sei sein Name! — würdet ihr verrathen, wie Judas, denn ihr thut es täglich denen, die in seinem Namen zu euch reden. Aber sein Gericht wird euch zermalmen am letzten Tage! Die Bücher eurer Schuld wird er aufschlagen und ihr werdet nackt vor ihm stehen in eurer Verderbtheit! Mit Donnerstimme wird er fragen: wie habt ihr mit dem Pfunde gewuchert, das ich euch verliehen, mit den Geboten, die ich euch gesetzt? Und er wird eure Herren zu Zeugen wider euch aufrufen, daß eure Verworfenheit nicht allein ihm im Himmel getrotzt, daß jeder Tag auch auf Erden eure Frevel an seinem Gebote sah: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist!

„Oder weilt Einer unter euch, der den Ruhm und den Glanz Frankreichs, der das Glück, ihm anzugehören, verdiente? Ist Einer, der seiner erhabenen Könige, die Gottes Gnade vor allen Fürsten der Erde sichtbarlich erhoben, der des Segens werth wäre, den ihre Hand unablässig über allen Landen, über euch ausbreitet? Wie gehorcht ihr dem Könige, den euch Gott gegeben, euren Herren, die des Königs Majestät über euch gesetzt? Ja,

ihr gehorcht, denn ihr wißt, daß zeitliche und ewige Strafen derer harren, die es nicht thäten. Doch widerwilligen Herzens thut ihr's und mit murrender Lippe. Denn ihr ſchenkt den Einflüſterungen des Teufels Gehör, der täglich über eure Schwelle tritt, an eurem Tiſche ſitzt, in eurem Bette mit euch nächtet. Das heilige Kreuz fehlt an eurer Wand und in eurer Bruſt, vor dem er entweichen müßte, und mit der Zunge der alten Schlange des Paradieſes raunt er ſinnliche Gelüſte in euer Herz, daß euer Blick umherſchielt nach dem Acker und Vieh, dem Haus und der Habe deſſen, der durch den Fleiß ſeiner Arbeit, das Wohlwollen des Herrn, das ſeine Pflichttreue ihm erworben, zu größerem Beſitze gelangt iſt als ihr. Habſucht, Faulheit und ſträfliche Begierden weckt der Verführer von Anbeginn in euch; er will euch bethören, daß ihr vergeſſen ſollt, ihr ſeid aus Erde geworden und werdet zu Erde. Daß euer Odem, wie der Prediger in Zion ſagt, vor dem Herrn gleich dem des Thieres iſt, darauf ihr kein Recht beſitzt, noch auf irgend etwas, das der Hochmuth in euch als euer eigen nennen will. Ihr aber laßt in frecher Gier euer Auge weiter ſchweifen und hebt es mit teufliſchen Gedanken bis zu denen empor, welche die ewige Ordnung Gottes erwählt hat, über eurer Unbotmäßigkeit zu wachen, der Willkür eurer niederen Sinne zu ſteuern, euch, wie ein Vater ſeine unmündigen Kinder

zu schützen und zu schirmen. Wie aber dankt ihr ihnen für den Genuß des Lebens und der Güter, die sie euch verleihen? In ihren Schuldbüchern steht euer Name aufgezeichnet, wie in denen des Himmels, und ihrer Langmuth schuldet ihr jeglichen Tag, an dem nicht das Gericht über euch hereinbricht. Doch ihr gedenkt nicht der irdischen Gerechtigkeit, wie ihr der göttlichen vergeßt. Die Kraft, die euren Gliedern geworden, um eure Schuld zu tilgen, vergeudet ihr in Ueppigkeit und Buhlerei. Eure Weiber gebären Kinder eurer Lust, damit sie von den Gütern eurer Herren zehren. In Trägheit schwelgt ihr, allein der Neid in euch regt sein Gift weiter und wendet gierig euren Blick auch auf jene, denen ihr in eurer Unersättlichkeit gleichen möchtet, wie der gefallene Engel den im Licht des Himmels verbliebenen. Vergessen möchtet ihr, daß die Sünden eurer Väter und eure eigenen euch selbst zu dem gemacht, was ihr seid, daß ihr durch sie zu Knechten geworden, die keine Rechte besitzen, als die Barmherzigkeit ihres Herrn. Die Langmuth Gottes über euch ist erloschen, denn ihr gleicht nicht mehr dem Bilde, das er nach dem seinen geschaffen. Darum hat er die, welche sein Bild bewahrt haben, euch zu Herren gesetzt zwischen sich selbst und euch. Und wiederum wird er euch am Tage des Gerichtes fragen: Ihr faulen Knechte, welches Zeugniß bringt ihr von dem Munde der Edlen, denen ich eure

Halsstarrigkeit übergeben? Habt ihr die Regungen eures gemeinen Blutes unterdrückt und sie geehrt, wie ich selber es gethan, wie ich gewollt, daß sie von euch geehret würden? Habt ihr, wenn sie von euch etwas begehrten, und euer stumpfes Auge gewahrte nicht, daß es zu eurem Besten geschah, es ohne Murren gegeben, ob auch eure eigene Begierde daran hing, weil sie es in meinem Namen von euch gefordert? Habt ihr erkannt gehabt, daß ihr von mir verworfen, rechtlose, erbärmliche, todes- und marterwürdige Geschöpfe waret, und allein ihrer Fürsprache es zu danken haben würdet — — — "

Der Pfarrer Mathieu Guéraud brach plötzlich ab und zuckte zusammen. Sein Auge hob sich erschreckt zum ersten Mal für einen Moment, indem es hastig Diana von Hautefort's vom Chorstuhl aufgefahrene Gestalt umfing, die einen lauten Schrei ausgestoßen und sich mit zitternder Hand an der Lehne ihres Sitzes aufrecht zu halten schien. Alle Blicke hatten sich von der unterbrochenen Strafpredigt des Pfarrers mit theilnahmslosem Ausdruck stumpfer Neugierde auf sie gerichtet, der Vater und die Schwester traten eilig auf sie zu und fragten, was ihr sei. Sie erholte sich und antwortete, die Luft in der Kirche sei drückend, und der Vicomte bot ihr, in Anbetracht, daß in derartigen Fällen das Wohlbefinden eines Mitgliedes des Geschlechts der Hautefort auch dem Dienste der Religion

vorgehen müſſe, den Arm, um ſie hinaus zu führen. Diana wandte ſich und machte einige Schritte, dann traf ihr Blick, wie ſie den Kopf drehte, in die Augen Clemence Guéraud's, die ſich halb zaudernd und halb mitleidig auf ſie gerichtet hielten, und in ängſtlicher Haſt mit den ihrigen zur Seite irrend, glitt die junge Gräfin, die offenbar ihre Kraft überſchätzt hatte, von Ohnmacht befallen an dem Arm ihres Vaters nieder. Ein allgemeiner Aufſtand erhob ſich, die Frauen und Mädchen verließen ihre Bänke und drängten ſich mit jetzt ihrem Geſchlecht unwillkürlich entſpringender Theilnahme doch in reſpectvoller Entfernung um die zu Boden Geſunkene; ſelbſt dem Prediger ſchien der unerwartete Zwiſchenfall in Anſehung der Perſönlichkeit, die er betroffen, ſo bedeutungsvoll, daß er die Kanzel verließ und mit einer Miene unter die Menge trat, welche ausdrückte, daß er den heutigen Gottesdienſt durch dieſes Ereigniß in ungewöhnlicher Weiſe beendet anſehe. Es war mittlerweile den Bemühungen der Schweſter gelungen, Diana aufzurichten und zum Bewußtſein zurück zu bringen. Man hatte die Kirchenthür aufgeriſſen, die goldhelle Frühlingſonne fiel bis an den Kleidſaum der mit an die Bruſt der Schweſter gedrückter Stirn Knienden, deſſen reich mit Goldfäden durchwirkten Stoff Gabriele Arthon, furchtlos dicht herangetreten, neugierig betrachtete. Nun ſchlug Diana ihre Diamantaugen auf, und wie ſie in das kind-

lich und schwesterlich besorgte Antlitz über sich emporblickte, lächelte sie und hob sich an dem stützenden Arm in die Höhe. „Ich bin an die freie Luft draußen auf den Bergen gewöhnt," sagte sie, „der Wind wird mir wohlthun. Es ist nichts weiter, hab' keine Sorge, Schwester."

Die gräfliche Familie verließ die Kirche und der Vicomte nahm beruhigt wahr, daß seine Tochter ihren Zustand selbst am richtigsten beurtheilt hatte. So wie die Aprilsonne draußen ihr tiefbraunes Haar, daß sie als die einzige vielleicht im ganzen Velay nicht gepudert, noch in künstlicher Thurmfrisur, sondern in natürlichem Gelock trug, mit goldigem Lichtglanz überfloß, fanden auch die weiß und kalt gewordenen Wangen unter ihm ihre weiche Färbung wieder, sie athmete tief und jugendlich gesund auf, und Herr von Hautefort entsann sich, daß er noch nicht sämmtliche ihm vom Sonntagmorgen auferlegte Pflichten erfüllt habe. Er winkte den entblößten Hauptes an ihm vorüberschreitenden Männern und Frauen leutselig mit der Hand und wartete des noch im Innern der Kirche zurückgebliebenen Predigers. Dieser schien die wohlwollende Absicht des Seigneurs nicht zu ahnen, sondern schritt, als er endlich aus der Thür trat, gesenkten Hauptes auf das Pfarrhaus zu, so daß der Vicomte genöthigt war, sich ihm etwas nach zu bewegen und seinen Namen zu rufen. Nun wandte Mathieu Guéraud den Kopf und

kam heran. Er ging noch immer gebückt, doch man sah jetzt, daß er aufgerichtet weit über die mittlere Größe hinaus ragen müsse und bei sicherer Haltung eine imponirende Erscheinung hätte bieten können. Allein er hielt, hervortretend, ebenfalls demüthig und niedergeschlagenen Blickes wie zuvor seine Kopfbedeckung in der Hand nnd setzte sie erst nach zweimaliger Aufforderung des Grafen auf seinen hochgewölbten und dadurch noch kahler als der wirkliche Haarmangel es bedingte, erscheinenden Scheitel zurück. Diana von Hautefort stand, auf den Arm ihrer Schwester gestützt und zur alten Burg von Capdeul hinüberblickend, abgewandt; als sie den Fußtritt des Pfarrers hinter sich vernahm, fuhr sie, halb die Stirn drehend, aus ihrem Sinnen auf und machte, wie vor der Annäherung eines giftigen Reptils hastig, die Schwester mit sich fortziehend, einige Schritte in entgegengesetzter Richtung. Der Vicomte dagegen bot Mathieu Guéraud mit befriedigtem Ausdruck die Hand; sie befanden sich allein außer Hörweite der Landbevölkerung auf dem Hügel, und er sagte:

„Ich bedaure, Herr Pfarrer, daß Ihre vortreffliche Predigt durch den meiner Tochter zugestoßenen Unfall derartig unterbrochen worden ist. Wir besitzen an Ihnen einen ebenso schätzenswerthen Freund, wie die Kirche einen ausgezeichneten Diener. Es ist mehr denn je wünschenswerth, der Menge die ihr von Gott und den irdischen

Standesverhältnissen vorgeschriebenen Pflichten in eindringlichster Weise vorzuhalten, um eine Lockerung der zum Besten Aller dienenden Ordnung zu verhüten. Bei Ihnen bedarf es jedoch nicht des Sporn's und es übt eine beruhigende Wirkung, Zeuge des Eindrucks zu sein, den Ihre Worte bei Ihrer Gemeinde hinterlassen. Ich weiß, daß Seine Majestät und ich es Ihnen zum großen Theil danken, daß die Unterthanen meiner Güter von dem Treiben unruhiger Köpfe, die Frankreich in den letzten Jahren hier und da erzeugt hat, nicht berührt worden sind. Es ist mir deshalb erfreulich, Sie sogleich nach meiner Rückkunft zu sehen, um von Ihnen zu erfahren, ob ich dem Dank, den der König wie ich Ihnen schulden, in der Erfüllung irgend eines Wunsches von Ihrer Seite Ausdruck geben kann?"

Der Schloßherr von Hautefort, der es in artigster Weise ohne jeden Ton der Herablassung, sondern mit dem vollster Ueberzeugung sprach, bot das untadelhafteste Bild vornehm edelmännischen Benehmens. Es blieb ein unermeßlicher, unausfüllbarer Abstand zwischen ihm und der Persönlichkeit seines „schätzenswerthen Freundes", fast eben so groß wie zwischen ihm und den Bauern, die am Bache entlang ihren Hütten zu schritten. Mathieu Guéraud's Worte von der Kanzel hatten es für ihn selbst mit gesagt: Gemeines Blut war auch das seinige neben dem erlauchten,

das einer anderen Schöpfungsstufe angehörig und zu anderen Zwecken vom Hauch der Gottheit beseelt worden. Doch der Stand, den sein Kleid kennzeichnete, hatte das Individuum um eine Stufe höher emporgerückt, nicht als solches, sondern als Verkörperung des Begriffes, den sein Beruf erfüllte. Und dieser verkörperte Begriff war es, dem der Vicomte gegenwärtig die Hand reichte, dem er seinen Dank aussprach und dem er die Erfüllung eines Wunsches zusagte. Nicht als ob eine leiseste Andeutung dieses Unterschiedes auch nur in dem Klang seiner Stimme gelegen; keinem Standesgenossen oder selbst Höhergestellten gegenüber würde sie zuvorkommender gewesen sein. Es sprach sich höchstens in der Art aus, nicht wie der Edelmann vor dem gebückten Pfarrer, sondern wie dieser vor jenem stand, aber auch ohne jegliche Andeutung war es selbstverständlich, Beide wußten es gleich genau.

Mathieu Guéraud machte eine Verbeugung und schwieg einen Augenblick. Dann erwiederte er mit unterwürfig leisem Ton:

„Ich habe nichts zu erbitten, Herr Graf, doch wenn Ihre Güte dem Abbild der heiligsten Jungfrau von Puy in unserer Kirche ein neues Gewand verleihen wollte, statt des in diesem Winter bei einer Procession vom Schneesturm geschädigten, so würde unserer geheiligten Religion unfraglich daraus unschätzbarer Vortheil erwachsen."

Standesverhältnissen vorgeschriebenen Pflichten in eindringlichster Weise vorzuhalten, um eine Lockerung der zum Besten Aller dienenden Ordnung zu verhüten. Bei Ihnen bedarf es jedoch nicht des Sporn's und es übt eine beruhigende Wirkung, Zeuge des Eindrucks zu sein, den Ihre Worte bei Ihrer Gemeinde hinterlassen. Ich weiß, daß Seine Majestät und ich es Ihnen zum großen Theil danken, daß die Unterthanen meiner Güter von dem Treiben unruhiger Köpfe, die Frankreich in den letzten Jahren hier und da erzeugt hat, nicht berührt worden sind. Es ist mir deshalb erfreulich, Sie sogleich nach meiner Rückkunft zu sehen, um von Ihnen zu erfahren, ob ich dem Dank, den der König wie ich Ihnen schulden, in der Erfüllung irgend eines Wunsches von Ihrer Seite Ausdruck geben kann?"

Der Schloßherr von Hautefort, der es in artigster Weise ohne jeden Ton der Herablassung, sondern mit dem vollster Ueberzeugung sprach, bot das untadelhafteste Bild vornehm edelmännischen Benehmens. Es blieb ein unermeßlicher, unausfüllbarer Abstand zwischen ihm und der Persönlichkeit seines „schätzenswerthen Freundes", fast eben so groß wie zwischen ihm und den Bauern, die am Bache entlang ihren Hütten zu schritten. Mathieu Guéraud's Worte von der Kanzel hatten es für ihn selbst mit gesagt: Gemeines Blut war auch das seinige neben dem erlauchten,

das einer anderen Schöpfungsstufe angehörig und zu anderen Zwecken vom Hauch der Gottheit beseelt worden. Doch der Stand, den sein Kleid kennzeichnete, hatte das Individuum um eine Stufe höher emporgerückt, nicht als solches, sondern als Verkörperung des Begriffes, den sein Beruf erfüllte. Und dieser verkörperte Begriff war es, dem der Vicomte gegenwärtig die Hand reichte, dem er seinen Dank aussprach und dem er die Erfüllung eines Wunsches zusagte. Nicht als ob eine leiseste Andeutung dieses Unterschiedes auch nur in dem Klang seiner Stimme gelegen; keinem Standesgenossen oder selbst Höhergestellten gegenüber würde sie zuvorkommender gewesen sein. Es sprach sich höchstens in der Art aus, nicht wie der Edelmann vor dem gebückten Pfarrer, sondern wie dieser vor jenem stand, aber auch ohne jegliche Andeutung war es selbstverständlich, Beide wußten es gleich genau.

Mathieu Guéraud machte eine Verbeugung und schwieg einen Augenblick. Dann erwiederte er mit unterwürfig leisem Ton:

„Ich habe nichts zu erbitten, Herr Graf, doch wenn Ihre Güte dem Abbild der heiligsten Jungfrau von Puy in unserer Kirche ein neues Gewand verleihen wollte, statt des in diesem Winter bei einer Procession vom Schneesturm geschädigten, so würde unserer geheiligten Religion unfraglich daraus unschätzbarer Vortheil erwachsen."

„Ich erkenne Ihre altgewohnte Bescheidenheit, mein lieber Guéraud," versetzte der Vicomte. „Andere würden in diesem Falle ein persönliches Anliegen vorgebracht haben, woran es den Pfarrern selten genug zu fehlen pflegt. Ihren Wunsch werde ich mit Vergnügen erfüllen, da er mir selbst in doppelter Beziehung zu Gute kommt, aber es wäre mir angenehm gewesen, zum erstenmal seit Ihrem Hiersein Sie selbst mir verpflichten zu können. Da Sie mir indeß auch heute keine Gelegenheit dazu bieten, so vermag ich vor der Hand nichts zu thun, als Ihnen zu wiederholen, daß im Falle meiner Abwesenheit Herr Demogeot den Auftrag von mir hat, jedem Ihrer Wünsche entgegen zu kommen, und daß ich selbst, wenn Sie sich eines Besseren bedenken sollten, Ihnen auf dem Schlosse jederzeit zu Gehör stehe."

Der Pfarrer verbeugte sich abermals. „Sie wissen, Herr Graf, und meine Worte haben es noch an diesem Morgen ausgesprochen, daß ich die Säumigen ebenso zur Erfüllung ihrer Pflichten gegen die Diener der Kirche wie gegen ihre weltlichen Herren zu mahnen weiß — "

Um den Mund des Schloßherrn spielte ein leises Zucken. Er unterbrach den Sprecher: „In der That, es schien, als ob sie den ersteren nicht allein vor uns, sondern auch vor des Königs Majestät den Vortritt zusprächen, mein lieber Pfarrer, und die Kirche hätte vielleicht Recht,

über meine Beſorgniß für Ihr Wohlergehen zu lächeln. Schreiben Sie dieſe deshalb Ihrem Ausſehen zu, das mir ungerechtfertigter Weiſe einen Vorwurf macht, den die Diener der Kirche ihren Patronatsherren gemeiniglich nicht zuzuziehen pflegen. Auf Wiederſehen, Herr Guéraud; der Morgen meiner Rückkehr bringt ſtets Geſchäfte, die der Erledigung harren."

Er wandte ſich mit einem Handgruß den auf das Schloß zu voraufgeſchrittenen Töchtern nach, der Pfarrer ſchlug ſtumm, geſenkten Hauptes, den Weg nach ſeinem Hauſe ein. Eine Anzahl beider Geſchlechter, die an dem Kirchenbeſuch theilgenommen, hatte ſich, ſeiner wartend, oben am Wege aufgeſtellt; wie er durch ſie hinſchritt, traten ſie an ihn heran und warfen ſich vor ihm auf die Knie. Die Männer küßten ſeine Hand, deren Geſten eine Viertelſtunde zuvor ihre Verſtocktheit gezüchtigt, die Frauen und Mädchen den Saum ſeines kirchlichen Gewandes. Doch die letzte, nicht mißzuverſtehende ſpöttiſche Bemerkung des Gutsherrn mußten ihn in eine gereizte Stimmung verſetzt haben, der er hier ſeiner Gemeinde gegenüber freien Lauf zu laſſen wagen konnte, denn er ſagte hart: „Laßt mich!" und verſchwand, ſich gewaltſam losmachend und ſeinen Schritt beſchleunigend, gleich darauf in der Thür des unfreundlichen und unanſehnlichen Pfarrhauſes.

Sechstes Kapitel.

In allen Sternfiguren des großen Gartens oder Parkes, der das Schloß Hautefort umstrahlte, lag süße Aprilsonne. Es duftete überall nach Veilchen und klang überall von Vogelstimmen. Die parallelogrammartigen Wände der graden Gänge standen in Gewändern von so lichtgrünem Schimmer, als ob heimlich ein Theil der Sonnengoldfäden, die darüber spielten, in sie hineingewirkt sei, und es sah aus, als streckten die weißen Marmorhände zwischen ihnen sich nach frischen Blättergewinden aus, sei es sich einen Frühlingskranz um die göttliche Stirn zu schlingen, sei es in plötzlicher Erkenntniß ihres Zustandes, ihre nicht minder göttliche, sonnenbeglänzte Nacktheit mit einem duftigen Laubschleier zu verhüllen.

Auch Schmetterlinge flogen schon, große gelbrothe Tagfalter. Wie ihre nächtlichen Geschwister die Flamme des Lichts, so zog sie der silbersprühende Schaum der Spring-

quellsäulen an. Sie gaukelten über ihm, flatterten kühn zwischen dem zurückfallenden Wasser hindurch und ließen sich einen Moment auf der feuchten Moosdecke nieder, mit welcher der verronnene Theil des achtzehnten Jahrhunderts die grauen Sandsteinköpfe des unermüdlich seine stygischen Fluthen ausspeienden Cerberus überzogen. Dann schossen sie wie ein fortgeschleudertes, blitzendes Goldstück über die Marmorterrasse, an den weit geöffneten Fenstern des Schlosses vorüber und plötzlich empor an der reichen Façade zu den einsamen Göttern und Göttinnen der Zinnen hinauf, deren Glieder sie amorettenhaft umtanzten und wie flammende Pünktchen im Blau zergingen.

Majestätisch und ernst blickte von Osten her der Mont Mezin, nordwestlich düster-schweigsam die alten Burgtrümmer von Capdeul herab. Droben nie ruhender Wind mochte sie umpfeifen, unablässig alte Erinnerungen fortspinnend, die öd' verfallenen Gemächer mit ihren Wehklagen durchzitternd. Hier drunten aber bewegte er die warme Luft nur wie der spielende Fächer einer schönen Frau; wenn sein Athem einen Zweig regte, wie jene die Lippen, so that er es nur, um sein lächelndes Wort, eine röthliche Blüthe herabschweben zu lassen. In den Wegen knirschte ein feiner, weicher Flußkies sanft unter dem Fuß. Hier und da blitzte aus ihm ein buntes Glimmerstück gleich einem dem Geschmeide wogender Brust entfallenen Edel-

ſtein. Ein Frühlingsrauſch aus Goldlicht, Duft und Wärme gemiſcht, lag allüberall, ahnungsvoll-durchſichtig wie die Hoffnungsbilder der Jugend, ſüß-ſchmerzlich wie Träume lang entſchwundenen Glück's.

Auch über graue Steintafeln mit goldener Inſchrift hin und wieder flimmerte die lächelnde Sonne. Sie unterbrachen manchmal die weißen Götterreihen, Epheu umkränzte ſie, Worte von Weiſen und Dichtern ſtanden darauf, aus allen Zeiten und Völkern. Sie bildeten in ihrer Geſammtheit vielleicht den nämlichen Gegenſatz zu der Anſchauungsweiſe der katholiſchen Kirche, wie der ganze Geiſt der „Geſellſchaft" des achtzehnten Jahrhunderts es that. Nicht in direct widerſpruchsvoller, doch in feiner Weiſe; zwei nebeneinander wallende Ströme waren es, ohne ſich zu vermiſchen und zu bekämpfen, ja faſt ohne ſich zu berühren. Einem Spiel des Alltagsleben glichen die goldenen Inſchriften, das die Kirche gleichmüthig zu dulden vermochte, da ſie des feſten Grundes ihrer Herrſchaft und des Wiedergewinnes derſelben an jedem Sonntage ſicher war. Was bedeuteten die flatternden Sprüche todter Dichter und Denker gegen ihren nie unterbrochenen, ſtets auf Millionen lebendiger Lippen ruhenden Coloſſal-Bau! Schimmernde Sommergewebflocken waren ſie, die der Wind, die ein Hauch ihres Willens zerſtreute. Mit einigem mochte ſie auch übereinſtimmen oder wenigſtens

kein Hinderniß entgegenstehn, sie in ihrer Art zu deuten. Selbst die Worte ihres vielgehaßten Widersachers, dem die Kirche elf Jahre zuvor das Begräbniß versagt, das er nur durch List in der Klostergruft zu Scellieres gefunden hatte — hier blickten selbst die Worte, die Voltaire seinem Oedipus in den Mund gelegt mit fast apokalyptischer Mystik vom grauen Gestein in's Sonnenlicht empor:

„Le passé m'épouvante et le présent m'accable,
Je lis dans l'avenir un sort épouvantable."

Gewiß sollte seine sündige Vergangenheit den Christen erschrecken, die Fortdauer derselben in der Gegenwart ihn erdrücken! Gewiß sollte er ein furchtbares Schicksalsgespenst aus dem Kommenden sich entgegen drohen sehen — wenn er nicht der leitenden, warnenden, züchtigenden Hand der Kirche gehorsam folgte, die ihn mütterlich gefaßt, um seine in gläubiger Demuth unterwürfige Seele aus dem Schrecken der Vergangenheit durch die erdrückende Gegenwart nicht dem verdienten furchtbaren Verhängniß strafender Zukunft, sondern der Gnade und den Thoren des himmlischen Paradieses, die ihre Fürbitte erschloß, zuzuführen. Wahrlich diese Verse des Philosophen von Fernay hätten sich ebenso gut zur Ueberschrift des Portals der Kirche von Saint Pierre, hätten sich nicht minder als Predigtthema auf den Lippen ihres Pfarrers Mathieu

Guéraud geeignet. Und ließ ſich nicht daſſelbe von der Inſchrift ſagen, die um einige Schritte weiter ſonderbar unter nickenden Maienglocken aufleuchtete:

„Je ne veux point d'un monde, où tout change, où tout passe,
Où jusqu'au souvenir tout s'use et tout s'efface,
Où tout est fugitiv, périssable, incertain,
Où le jour du bonheur n'a plus le lendemain."

Wollte denn die Kirche etwas

„von einer Welt, d'rin Alles wandelbar,
D'rin Alles liegt vergeſſen, was ſchön und mächtig war,
D'rin flüchtig und vergänglich das Heut' vorüberblitzt,
Und d'rin der Tag des Glückes kein Morgen mehr beſitzt?"

Im Gegentheil, gleich dieſem Dichterwort wies ſie auf das Unvergängliche; auf den ewigen Tag den die Erde nicht bietet und den nur ihre Heilsmittel kündeten, hin. Racine, Corneille, Molière, ſie redeten wechſelnd zwiſchen den weißen Heidengöttern hervor, ab und zu miſchte ſich ein fremder Gaſt mit verſchollener Sprache hinein.

„Ἐμοῦ θανόντος γαῖα μιχθήτω πυρί."

Unter den Vers, den Diocaſſius dem ſterbenden Tiberius auf die Lippen gelegt, hatte eine Hand gleichſam wie eine Ueberſetzung in den Stein geritzt: „Après moi le déluge!"

Wie kam der portugiesische Judensohn aus Amsterdam hierher? „Unusquisque tantum juris habet quantum potentia valet.“ Doch fast seltsamer noch winkte dem Citat aus Spinoza's politischem Tractat von drüben herüber ein Gruß aus England's melancholischen Nebeln zu:

„All wordly shapes shall melt in gloom,
The sun himself must die.“

Sie bewies heut noch keine Neigung diese düstre Weissagung zu erfüllen, die Allmutter mit dem goldenen Haar. Als ob sie selbst der Inbegriff und Ausfluß alles Lebens sei, so rief ihr Strahlenodem Alles in's Leben, was er mit unsichtbarem Hauch umfloß. Lächelnd umspielte er die goldenen Inschriften des Gestein's, als suche er das trübe Nebelgespinnst von ihren starren Buchstaben abzustreifen, ihre frostigen Gedanken mit lebensvoller Wärme zu durchglühen. Doch dann schweifte das goldene Auge des Himmels von ihnen ab und zu der ewig heiteren Stirn seiner alten Freunde empor. Es beseelte ihre Marmorglieder, daß es schien als ob sie sich regten. Die dichte Braue des Vaters der Götter und Menschen entrunzelte sich, ein Lächeln umflog die strengen Lippen seiner Tochter. Hatte Venus' anmuthsvoll gebogener Arm nicht wirklich das faltige Gewand um Zolles Breite tiefer vom sanft gewölbten Busen herabgleiten lassen, und klang

aus der grün überrankten Nische nicht das leise Kichern der Dryade, die der Hirtengott mit verlangenden Armen umwand?

Die hohen viereckigen Hecken standen gleich grünen Wänden in der unbewegten Luft. Obwohl es erst in der Mitte des Frühlings war, blühten auf den regelmäßig in Figuren eingetheilten Beeten vor ihnen doch schon Blumen in allen Farben und bildeten ein buntes Mosaikparquet. Käfer schlüpften freudig in neuem unbekannten Lebensgenuß durch die süßen Kelche, Bienen füllten über ihnen die Luft mit summendem Ton. Nur hier und da fiel ein blaudurchsichtiger Schatten über die stillsonnigen Frühlingswege des Parkes von Hautefort.

Siebentes Kapitel.

Zwei bewegliche, ſich vergrößernde Schatten kamen jetzt um den Rand einer der ſternförmigen Heckengruppen und gleich darauf erſchienen diejenigen, deren Körper den Schatten vorauswarfen. Es waren die beiden Töchter des Seigneur's, die von der Kirche zurückkehrten. Sie gingen noch immer Arm in Arm, doch der leichte elaſtiſche Schritt Diana's bekundete, daß es nicht mehr geſchah, weil ſie der Stütze noch bedurfte. Die Schweſtern waren faſt von gleicher Höhe und durch die Verſchiedenheit ihres Coſtüm's und ihrer Friſur erregte Comteſſe Marie, obwohl um zwei Jahre jünger, beinahe den Eindruck, die ältere zu ſein. Eine graziös ſchlanke Geſtalt mit auftoupirtem, aſchfarben gepudertem Haar, unter dem das länglich-feine Geſicht ungeſchminkt in roſiger Jugendfriſche ſich abhob, wandelte ſie in ihrem ſchweren, thymianfarbigen Moireerocke mehr als ſie ging. Ein enggeſchnürtes tief decolletirtes

Mieder umspannte ihre bereits voll entwickelte Büste zum Zerreißen straff und drängte die weiße, hie und da von leise bläulichen Adern durchschimmerte Brust bis zur Hälfte fast in den weiten Ausschnitt des Kleides hinauf. Die kleine Hand, deren schmale, in rosige Nägel auslaufende Finger unbedeckt aus dem sich am Arm hinaufziehenden, durchbrochenen Halbhandschuh hervorblickten, hielt einen großen mit Liebesgöttern und mythologischen Schäferscenen im Geschmack und der um prüde Erwägungen unbekümmerten Sorglosigkeit der Zeit bemalten Fächer, den sie zugleich als Schirm gegen die Aprilsonne und zur Erzeugung kühlender Luftströmung benutzte. Auf der linken Wange trug Marie von Hautefort ein kleines Schönpflästerchen, das in gleicher Weise den sanften Schmelz ihres Teints, wie das tiefer glühende Roth ihrer Lippen hob. Es war das Bild einer vornehmen und modischen Dame des Ausganges des Jahrhunderts, aus dessen künstlicher Verschnörkelung jedoch trotzdem überall die Natur der Jugend siegreich hervorbrach.

Die Zeit glaubte mit diesem Costüm den Höhepunkt des Geschmackvollen und der menschlichen Erscheinung Angemessenen erreicht zu haben, doch ein von ihrer allgemeinen Richtung unbeirrter Blick auf die Begleiterin der jungen Gräfin hätte ihr sagen müssen, daß die aus den Händen der Natur vollendet hervorgehende Schönheit durch

jeden Versuch der Kunst, sie noch zu erhöhen oder umzugestalten, nur beeinträchtigt werde. Marie von Hautefort gewährte das Bild eines überaus anmuthigen, in eine elegante Dame verwandelten Mädchens, doch ihre Schwester Diana glich den Göttinnen, an deren ewiger Hoheit sie vorüber schritten. Nicht in der leichten, formenfreudigen Gewandung der Olympierinnen, denn ein kostbares, doch hoch am Nacken anschließendes Kleid floß in fast strengem Faltenwurf an ihr nieder und verlieh ihr unter den Himmlischen des Alterthums einzig mit ihrer keuschen Namensschwester, der ernst gegürteten Tochter Latona's Aehnlichkeit. Aber auf der marmornen Stirn unter dem reichen, braungelockten Haar lag die heitere Schuldlosigkeit der Unsterblichen, ihr nur dem selbst auferlegten Gesetz gehorchender Stolz, und Venus allbeherrschender Zauber kränzte ihre classischen Lippen. Doch der Zauber Venus Urania's war es, der erstgeborenen, reinen, unirdischen Göttin der Schönheit. Neben dem mädchenhaften Bilde ihrer Schwester stand Diana von Hautefort als die plastische Gestalt einer Jungfrau, in unnahbarer Schönheit, allein selbst jedes Eindruckes, jedes Verlangens, das diese auf das Auge des Beschauers übte, unbewußt. Wie unter dem schneeigen Gestein der Götterbilder neben ihr kein schattenhaft dunklerer Hauch, so barg sich unter dieser Stirn kein Gedanke, der die Sonne scheute. Weshalb nur blickten unter dieser

reinen Stirn, dem Spiegel sich selbst nicht erkennender, ahnungsloser Unschuld, die Augen nicht fest und ruhig gleich den olympischen in die Welt hinein, sondern wichen, an den Blick eines scheuen Rehes erinnernd, selbst denen der Schwester jetzt aus?

Diese plauderte, mit ihrem Fächer sich Kühlung zuwehend, in fröhlich-kindlichstem Tone, der mit ihrer äußeren Erscheinung eigenthümlich contrastirte. Sie erzählte vom Mittelmeer, von dem sie gestern zurückgekehrt, das sie zum erstenmal gesehn, und fand das Velay frostig und unschön. Die engen Thäler erschienen ihr bedrückend und Le Puy sei keine Stadt, sondern ein ärmliches Dorf gegen Marseille und vor Allem gegen Paris. Sie könne sich nichts Unbegreiflicheres denken, als daß Diana hier den Winter verbracht habe, statt entweder in südlicherer Luft oder in der Gesellschaft von Versailles zu leben. Von besonderer Zuträglichkeit für die Gesundheit scheine dieser Aufenthalt auch nicht einmal zu sein, denn sie finde nicht, daß die Schwester wohler aussähe als sie, im Gegentheil, sie habe in der Kirche nicht die leiseste Anwandlung von dem Zufall empfunden, der jene betroffen. Freilich verursache ihr der Anblick des Pfarrers in jedem Moment auch so viel Vergnügen, daß sie an nichts Anderes denke als an die Possierlichkeit seines krummen Rückens und seiner steifen Armbewegungen, und nicht dazu gelange, die

natürlich schlechte Luft umher zu empfinden, geschweige denn ohnmächtig zu werden. Ob es jetzt völlig vorüber sei und Diana sich wieder ganz wohl empfinde.

Diese bejahte, doch Marie schüttelte den Kopf und blickte sie mit klugen Augen an. „Nein, Dir ist — Du hast Dich verändert in unserer Abwesenheit und mehr denn je. Sieh mich einmal an — ich weiß, ich glaube —"

Diana's Auge folgte jetzt der Aufforderung und schlug sich glänzend zu dem der Schwester auf. „Ich glaube — ich weiß", wiederholte diese, „was Dich so verändert —"

„Und das wäre, Marie?"

„Etwas —", sie zögerte einen Augenblick, Diana fiel ergänzend ein:

„Gutes, Schönes, Lobenswerthes, oder das Gegentheil von diesen drei Eigenschaften?"

„Etwas, das ist", versetzte die junge Dame mit einem Lächeln zwischen Scherz und Ernst, „und das weil es ist, gut ist. Du weißt, ich theile nicht Deine Liebhaberei für die leblose oder unbewußt lebendige Natur draußen, für alles Gestein und Pflanzen, sondern ich hänge, wie man in der Gesellschaft zu Paris oder Versailles es zu thun gewöhnt ist, gern den Gedanken, die in uns selbst liegen, nach und sehe die Welt und die Dinge mit philosophischen Augen an. Du hast für Logik und Metaphysik

kein Intereſſe und ich glaube, daß Du kaum von Descartes gehört haben wirſt, dem wir die Erkenntniß danken, daß wir ſind, weil wir zu denken vermögen. Freilich ſind wir unvollkommen und erkennen dies ebenfalls, aber gerade dadurch gelangen wir wiederum zu der weiteren Erkenntniß von der Nothwendigkeit des Daſeins eines vollkommenen Weſens, d. h. Gottes. Du lachſt, denn für Dich bedarf eben die Exiſtenz deſſelben keines Beweiſes, da die Lehre der Kirche für Dein Bedürfniß in dieſer Richtung vollkommen ausreicht und die Ausführungen des Pfarrers, den Du, wie ich höre, auch dieſen Winter hindurch wie früher beſucht haſt, Dir genügen. Ich geſtehe dagegen, daß die katholiſche Kirche meine Gläubigkeit nicht in dem von ihr gebotenen Grade zu erzielen und zu erhalten vermöchte, wenn ſie der Begründung entbehrte, mit welcher die Philoſophie uns für ihre Lehren begabt. Es ergeht den feineren Geiſtern unſerer Zeit faſt überall ſo — verzeih', wenn ich Dich damit ſcheinbar von jenen ausſchließe, doch Deine Natur iſt nicht darauf gerichtet, die Skeptik iſt Dir fremd geblieben und Deine fröhliche Lebensanſchauung findet in den Formen, die uns überliefert worden ſind, ihre volle Befriedigung. In gewiſſem Sinne biſt Du unfraglich dadurch glücklicher als ich, und doch würde ich nicht mit Dir tauſchen. Freilich, wie ich vermuthe, haſt Du gegenwärtig Anlaß, über meine Worte

und die Nachdenklichkeit meines Gemüthes zu lächeln, denn —"

Die junge Philoſophin brach, ſich mit ihrem Amorettenfächer kühlend, ab. Der Vorwurf, den ſie der älteren Schweſter gemacht, mußte nicht ohne Wirkung auf dieſe geblieben ſein, denn Diana athmete einigemal tief auf und den Arm, mit dem ſie ſich noch auf den ihrer Begleiterin ſtützte, durchlief ein leiſes Zittern. Doch wenn ein Groll in ihr heraufſteigen gewollt hatte, beherrſchte ſie denſelben ſchnell oder er ward von einer leidenſchaftlichen Heftigkeit beherrſcht, mit der ſie plötzlich den Nacken der Schweſter umſchlang und ihre verſtummten Lippen küßte. „Du haſt Recht, Schweſter", ſagte ſie, „o wäre ich auch wie Du! Lehre, lehre mich, daß ich es werde! Iſt's denn unmöglich und kann es nicht, kann es nie mehr ſein? Bei Deiner Liebe, laß nicht von mir — ſieh mir in die Augen, nimm meine Hand in die Deine, wie wir es tauſendmal in Kindertagen gethan, daß ich ihre Wärme bis zum Herzen hinauf fühle, fühle, daß die Liebe in Deinem und in meinem Herzen niemals erlöſchen kann —"

Auch ſie unterbrach ſich verwirrt, ihr Geſicht hob ſich von dem der Schweſter und bezwang ſich abermals, daß ihr Mund gewaltſam lächelte. „Du ſprichſt mir heut' nicht nur in philoſophiſchen Räthſeln", fuhr ſie fort, „ſondern auch ſonſt ſind Deine Worte dunkler, als daß dieſe

Frühlingssonne sie mir aufhellen könnte, Marie. Daß mein Herz sich nicht gegen Dich verändert hat, zeigte ich Dir, aber weshalb sollte es dies gethan, welchen Anlaß sollte ich haben? Du bist mir ein „denn —" schuldig geblieben, Schwester, etwas das, wie Du sagst, gut ist, weil es ist."

Marie von Hautefort war bewegt, sie hatte ohne Rücksicht auf ihre untadelhafte Toilette die Umarmung zärtlich erwiedert und aus ihren Augen leuchtete mit feuchtem Schimmer die Fülle der Liebe, die auch sie mit der Schwester verband. Eine glückliche Ueberraschung malte sich zugleich in ihrem Gesicht und kennzeichnete, daß ihr ein derartiger Ausbruch der Innigkeit von Seiten Diana's seit geraumer Zeit fremd geworden sein mußte, das philosophische Air, das ihrem jugendlichen Gesicht eigenthümlich reizend stand, zerrann um ihren kleinen Mund und sie erwiederte mit schelmischem Blick:

„Denn — ich habe es mir sagen lassen, praktisch ist mein System noch nicht so weit gekommen" — trotzdem war es, als ob die Aprilsonne in diesem Moment einen Anflug feiner, rosiger Schminke über die Wangen der Sprecherin hinhauchte — „daß es ein Etwas im Menschenleben und besonders in demjenigen erwachsener Mädchen giebt, das sie, wenn es eintritt, gegen Alles, sogar gegen eine Schwester zu verändern fähig ist. Die Kennzeichen

dieſes Etwas beſtehen, wie mir des Weiteren mitgetheilt worden, in manchmal plötzlichem Wechſel der Geſichtsfarbe, in einer Aufregung, die doch gleichzeitig ſich curioſer Weiſe auch wie Niedergeſchlagenheit ausnimmt, in einer gewiſſen Befangenheit den Blick grade in denjenigen eines Auges zu richten, das mit dieſen Merkmalen vertraut iſt — und kurz, da alle dieſe Anzeichen übereinſtimmen, oder wie wir Mathematiker ſagen, congruent ſind, ſo ziehen wir den Schluß daraus, daß —"

Sie hielt einen Augenblick lächelnd inne. „Du haſt's in der That erreicht, mich neugierig zu machen", ſchaltete Diana ein, — „daß — —?"

„Daß meine veränderte Schweſter etwas, ein Gefühl oder ein Verlangen in ihrem Herzen trägt, das wir, ohne es damit zu definiren, mit dem Worte Liebe bezeichnen —".

Diesmal lachte Diana von Hautefort mit ſo natürlichem Ungeſtüm und ſo frohlaunig auf, daß auch dem unphiloſophiſcheſten Blick kein Zweifel über den völligen Trugſchluß ſeiner Hypotheſe verbleiben konnte. Aus ihren Augen war jegliche Scheu entſchwunden, ſie legte die Hand auf die Schulter der Schweſter und entgegnete ſchalkhaft mit erzwungen mentorhaftem Ton:

„Wenn ich ſtatt der unwiſſenden und weltunerfahrenen Schweſter Deine Mutter wäre, Manon, ſo glaube ich faſt, ich würde einigen Nachforſchungseifer empfinden, von

welchem vortrefflichen Lehrer Deine gründlichen Kenntniſſe auf dieſem Theil des großen philoſophiſchen Gebietes herſtammen.“

Marie zog die Oberlippe ein wenig ſchmollend empor, offenbar indeß um eine andere, unwillkürliche Regung derſelben zu unterdrücken. Doch im nächſten Augenblick goß ſich ein unverkennbarer Purpurſchein über ihr Geſicht und ſie wandte ſich haſtig ab, kniete nieder und pflückte emſig ſämmtliche Blüthen eines am Piedeſtal einer Venusſtatue hervorwuchernden Veilchenſtrauches ab.

Achtes Kapitel.

Mehrere laut durcheinander lachende und discurrirende Stimmen tönten vom Schloſſe her und die Inhaber derſelben tauchten am Ende eines der Radien des Sternes auf. Es waren vier mit höchſter Accurateſſe gekleidete junge Männer, zwei in der farben- und goldreichen Uniform der königlichen Gardeoffiziere, der dritte in modiſch geſtreiftem Seidenrock mit ſeidenen Strümpfen und von goldener Schnalle gehaltenen Schuhen. Ein zierlich-winziger Spieldegen klirrte und tänzelte an ſeiner Seite, mit dem dreiſpitzigen Hute, den er in der Hand trug, ſchützte er ſein hübſches, mädchenhaftes Geſicht vor der Sonne. Die letzte, vierte Geſtalt hinter ihm erſchien von fern geſeh'n, beinahe wie ſein Schatten. Sie war nicht minder ſorgſam gekleidet, doch ſchwarz, bis auf die blauſeidenen Kniebänder, und kennzeichnete ſich auf den erſten Blick durch ihre Tracht ebenſo deutlich als die eines

Abbé's, wie das rosige Gesicht nichts von ihrem geistlichen Stande verrathen hätte. Die in der Sonne leuchtende Gesellschaft nahte unverkennbar in Tanzpositionen heran, auch der Abbé; sie verbanden keine Absicht damit, sondern thaten es unbewußt. Der Vorderste von ihnen war auch der Größte und seine Aehnlichkeit mit den beiden Damen ließ keinen Zweifel darüber, wer er sei. Er hatte eine lustige Erzählung begonnen, welche die Zwischenrufe und das Gelächter erregten, brach aber plötzlich jetzt ab und rief: „Ah, meine Schwestern, da sind sie."

Diana war nicht wenig erstaunt, da sie ihren Bruder in Versailles glaubte, und Marie hätte vermuthlich nicht minder Verwunderung ausgedrückt, wenn ihre Beschäftigung ihr augenblicklich noch Zeit dazu vergönnt hätte. Felicien stellte seine Begleiter vor, seinen Mitoffizier Victor, Marquis d'Aubigné, den Grafen Riquet de Laval und den Abbé d'Aubriot. Alle verbeugten sich und richteten halb verwunderte und halb bewundernde Blicke auf Diana, deren Auge keinem der jungen Herren auswich, sondern sie alle veranlaßte, die ihrigen nacheinander fast verlegen abzuwenden.

„Sie sehen, meine Herren", lachte Felicien, „ich habe Ihnen vorher gesagt, was Sie finden würden. Meine Schwester verachtet unsere Modekünstler in Paris und die Friseure vermögen keinen Einfluß auf sie zu gewinnen."

Er schloß trotzdem Diana zärtlich in die Arme und küßte sie. Der Graf Laval wiederholte seine Verbeugung und meinte graziös, daß die Schönheit der Himmlischen keiner irdischen Nachhülfe bedürfe, während der Abbé tadelnd hinzusetzte: „Sie haben uns einen Garten versprochen, Hautefort, und wir finden ein Paradies, in welchem wir das Meisterwerk der Schöpfung bewundern."

Diana zog die Augenbrauen leicht empor und versetzte: „Ich danke Ihnen, Herr Abbé, für den Vergleich mit derjenigen, welche die Erbsünde über die Welt gebracht hat, und Ihnen, Herr von Laval, daß Sie mich der Erde zu entrücken suchen. Mit der Erlaubniß beider Herren denke ich noch eine Weile auf dieser zu bleiben und zwar als das, was ich einmal bin."

„Nun denn, als die Schönste der Irdischen, gnädige Comtesse", replicirte der hübsche Graf.

„Und als die Geistreichste der von ihr zum Paradiese umgewandelten Erde", fiel der Abbé ein.

„Sie machen mich dadurch zur Schlange", meinte Diana, „durch die unsere Erde ihren paradiesischen Charakter verloren hat. Im Allgemeinen hatte ich bis heut' höhere Vorstellungen von der Höflichkeit zu Versailles, wie von den biblischen Kenntnissen der Geistlichkeit gehegt."

Sie nahm den Arm ihres Bruders, der Lieutenant der königlichen Garde, Victor d'Aubigné war auf Comtesse

Marie zugetreten, die sich jetzt langsam aus ihrer knieenden Stellung vor dem Veilchenstrauch erhob. Es stellte sich heraus, daß der junge Offizier ihr bereits bekannt war und nicht minder die übrigen Gefährten ihres Bruders. Sie hatten sich am Hofe, in Marseille, überall gesehen; der Dienst der Garde mußte kein übermäßig strenger sein. Felicien umarmte Marie ebenfalls, doch mit mehr Rücksicht auf ihre Toilette und sagte, daß er ihr einen Gruß von Herrn von Salis und die Frage zu überbringen habe, ob Sie sich seiner noch erinnere? Sie erwiederte lebhaft: „Du hättest ihn selbst mit Dir bringen sollen; er ist ein Deutscher und ein Dichter, das heißt, daß die Residenz für ihn gefährlicher ist, als für jeden Andern, und es thäte mir leid, wenn er so würde, wie ihr andern galanten Herren.“ Dann kam es zu Erklärungen. Die Schwestern sprachen jetzt ihre Verwunderung oder Ueberraschung aus und erhielten die Aufklärung. Es war zum Sterben langweilig in Paris, die Wintersaison beendet und die Sommercampagne der Gesellschaft noch nicht begonnen. In Verzweiflung hatte Felicien seinen Freunden den improvisirten und allseitig schnell acceptirten Vorschlag gemacht, das Velay, das heißt Schloß Hautefort zu besuchen.

„Wir dienen also als Lückenbüßer“, sagte Diana, „Du überbietest die beiden Herren noch an Galanterie.“ Trotzdem hing sie sich sichtbar erfreut an seinen Arm und zog,

um mit ihm allein zu plaudern, ihn in einen Seitenradius des Sternes hinein. Es war ein Paar von seltenster Schönheit, Felicien gab seiner Schwester an schlankem Stolz der Gestalt und Tadellosigkeit der Gesichtsbildung nichts nach. Er verbreitete einen Glanz jugendlichster Sorglosigkeit um sich her; ein wenig selbstbewußt und ein wenig eitel mochte er sein, doch warum sollte er es nicht? Offenbar liebte er seine Schwester und hatte Sinn für die Schönheit und Freudigkeit des Daseins. Sie gingen in der Aprilsonne wie ein neidenswerthes Liebespaar und Diana's Züge lachten und warfen keinen Wolkenschatten über diese Vorstellung.

Die drei andern jungen Herren escortirten Marie von Hautefort, deren Schatten anmuthig über die Kieswege vorauffiel. Ihr Gespräch drehte sich um die Sonne, nicht um die wirkliche des Planetensystems, sondern um die bedeutungsvollere, die Frankreich in ihrem Strahlenmeer badete. Das Antlitz der jungen Dame schwankte zwischen dem Ausdruck vollster Befriedigung und dem Bestreben, diese nicht allzu beredt zu Tage treten zu lassen, und ihr Fächer unterstützte sie rastlos. Sie trug die Veilchen, welche sie gepflückt, in der Hand und erfreute sich ab und zu an ihrem warmen Duft. Victor d'Aubigné pries die Farbe derselben und sprach den Wunsch aus, sie in ein Kleid verwandeln zu können, um dies an seiner

Begleiterin zu bewundern. — „Da würde ich dem Mont Mezin gleichen, dessen Duft man kaum erträgt", meinte diese. Der Lieutenant warf einen Blick nach dem Berge hinüber, dessen Kuppen noch schneebedeckt aufragten, bückte sich nieder und küßte die Hand, welche die Veilchen hielt. „Sie gleichen ihm schon jetzt", lächelte er, „denn der Duft dringt unter dem Schnee hervor." Sie versetzte: „Der Schnee ist der Feind der Blumen." — „Und ich wette, daß trotzdem schon Rosen unter ihm schimmern." Die junge Dame wandte leicht erröthend den Kopf und nahm etwas aus der emaillirten Bonbonnière, die Herr de Laval ihr darbot. „Eine köstliche Historie", sagte der Abbé d'Aubriot, einen Schritt zurückmachend, „mit dem Kleid."

„Mit welchem Kleide, mein Herr?" fragte die Comtesse, über die Ablenkung erfreut und mit vornehmem Blick an d'Aubigné's Gesicht vorüberstreifend.

Der Abbé entgegnete: „Mit dem Kleide, das Ihre Majestät auf dem letzten Hofballe trug. Haben Sie nicht davon gehört?"

„Nein." Der Lieutenant antwortete es kurz und zerstreut. Graf Laval warf ein: „Jedenfalls ist Herr d'Aubriot als Beichtvater der Gräfin Polignac gut unterrichtet."

„Es scheint, daß ich besser thun werde, mir die Ohren zu schließen", meinte Marie von Hautefort. Sie lächelte

wieder und reichte Victor d'Aubigné ein Veilchen: „Zur Beschämung für Ihre Unart."

„Keineswegs", betheuerte der Abbé, seine weiße Hand zierlich auf die Brust legend, „die Geschichte ist ohne jede Ambiguité. Ihre Majestät trug ein Kleid von brauner Farbe und Seine Majestät bemerkte dazu in Gegenwart des Hofes: Es sei couleur de puce. Seitdem will alle Welt nur diese Farbe tragen und alle Toilettenkünstler in Paris arbeiten Tag und Nacht, um die verschiedensten Nüancirungen, die das liebenswürdige Insect darbietet, in den kostbarsten Stoffen wieder zu geben. Man trägt couleur de puce jeune et vieux, Kopf-, Bein- und Bauchfarbe. Das Thierchen ist Gegenstand der größten Aufmerksamkeit geworden, und man sagt —"

Der Erzähler hielt, einen gewissen Nachdruck auf die letzten Worte legend, einen Moment inne. „Wir verstehen, man sagt, Abbé", wiederholte Laval, „Niemand weiß es, doch man sagt —"

„Daß es einen überaus piquanten Anblick gewähren soll, wenn die Hofdamen Ihrer Majestät des Abends sich dem häuslichen Eifer hingeben, ihre Kenntnisse des allerhöchst gnädig bemerkten Kerbthieres zum Behuf genauester Herstellung ihrer Toilette zu vermehren."

Ein allgemeines Gelächter begleitete den Schlußsatz, in das auch die junge Dame voll einstimmte. Der Abbé

nestelte an den reizenden Bäffchen seiner Cravatte und fragte zufriedengestellt: „Habe ich meine Zusicherung inne gehalten, Comtesse?“

Sie nickte, noch immer lachend. „Aber die Gräfin Polignac wird Ihnen trotzdem nicht dankbar sein, Abbé.“

„Sie sind malignöser als wir, Comtesse“, fiel Herr de Laval, den Finger zu graziöser Drohung aufhebend, ein. Doch der Abbé lächelte geschmeichelt: „Ich könnte Sie in Verlegenheit setzen, Comtesse, wenn ich fragte: Warum?“

„Weil die Kirche, so viel ich weiß, ihren Dienern auferlegt, Beichtgeheimnisse zu bewahren und Sie durch Ihre Worte das Vertrauen der Gräfin Polignac an ihrem Seelenheil erschüttern würden.“

„Bravo! Sie sind geschlagen d'Aubriot! Die Gräfin Polignac selbst hätte Ihnen nicht vortrefflicher entgegnen können!“ Eine allgemeine Acclamation, an der auch der Abbé sich betheiligte, antwortete Marie von Hautefort, die sich Mühe gab, ihre eigene Befriedigung mit ihrer Replik zu verbergen. Sie fügte deshalb rasch hinzu: „Doch Sie können Buße thun, Abbé, und eine reumüthige Nacht in den Ruinen des alten Schlosses Polignac zubringen, das nur einige Stunden von hier entfernt liegt. Vielleicht vergeben Ihnen die Ahnherrn, die als Geister dort Wacht halten sollen, was Sie an ihrer schönen Enkelin gefrevelt.“

Damit leitete sich die Unterhaltung auf ein anderes Thema über, denn der geschlechterkundige Herr de Laval sagte: „Surement, die Polignacs stammen aus dem Velay und haben, wie ich glaube, hier in früheren Zeiten ein einträgliches Geschäft betrieben.“ — „Fi donc“, versetzte die junge Gräfin, „es ist équivoque, so etwas zu sagen.“ — „Als Kaufleute?“ fragte Victor d'Aubigné neugierig. Der Abbé lachte: „Die Grammatiker würden sagen, daß Sie sich in der Präposition vergriffen, und daß die richtige Bezeichnung, durch Kaufleute, lauten müßte.“ — „In der That“, ergänzte der blonde Graf, „aber Ihre Verbesserung trifft es noch nicht vollständig, Abbé, denn soweit mir bekannt, dürfte es mehr ein Handel mit Kaufleuten gewesen sein, insofern sie diese ohne Unkosten erwarben und zu möglichst hohen Preisen wieder veräußerten.“ — „Ich glaube, daß Ihre Vorfahren den Polignacs in dieser Geschicklichkeit nicht nachgestanden haben werden, Laval“, bemerkte der Abbé ironisch.

Der Angeredete lachte. „Hoffentlich nicht, denn ich darf meinen Ahnen nachrühmen, daß sie stets dem Vorbild der Kirche gefolgt sind.“

Comtesse Marie befand sich in köstlichster Stimmung und agirte lebhaft mit ihrem Fächer. Ein kleiner blitzender Käfer umschwirrte sie und ließ sich immer wieder von den Blumen anlocken, mit denen die Amoretten auf den Perl-

mutterblättern des Fächers sich bewarfen. Nun saß er, goldigem Thautropfen gleich, in dem weißen Haar der jungen Dame und d'Aubigné rief entzückt: „Ein Geschmeide für eine Königin, schöner als ein Demant!"

Es war nur ein Vergleich, der das kleine Insect betraf, doch Marie von Hautefort fühlte einen anderen darunter hervor und warf dem Sprecher einen überaus wohlwollenden Blick zu. Aber zugleich legte sie ihren rosigen Finger auf die Lippen und flüsterte, sich mit komischer Besorgniß umschauend: „Reden Sie von solchen Dingen nicht zu laut!"

„Von was für Dingen?" fragte der Lieutenant, diesmal offenbar über den Sinn der Erwiederung zweifelhaft. — „Von königlichem Geschmeide." — „Und weshalb nicht?" — „Weil die Abbaye La Chaise Dieu ebenfalls nicht weit von hier liegt."

Ein spöttisch-vergnüglicher Zug flog um die Mundwinkel des Abbé, der die Gelegenheit zu einer Replik wahrnahm. „In der That", sagte er, die Stimme und den Tonfall des Grafen von zuvor nachahmend, „das geht Sie an, Laval." — „In wiefern?" — „In sofern, als Comtesse Marie Recht hat, daß die Abbaye von La Chaise Dieu seit einigen Jahren von dem Prinzen Rohan bewohnt wird, weil er — wie sagten Sie noch? — ohne Unkosten den Halsschmuck eines Pariser Juweliers zu erwerben

ſuchte." — „So viel ich mich erinnere, iſt Herr von Rohan Cardinal und Biſchof obendrein", verſetzte Riquet de Laval, „und da die geiſtlichen Würden den Vortritt vor dem Adel beſitzen, muß ich von meinem Stande die Ehre abweiſen."

Es war etwas hochmüthig und perſönlich geſprochen und reizte den Abbé, der in höflichſtem Tone entgegnete: „Sie irren ſich, in dieſem Fall behauptete das Geblüt des Herrn Prinzen den Vorrang vor dem Purpur, der zu keinem Betrug die Hand reicht."

Graf Laval wurde dunkelroth und ſeine Hand griff an das vergoldete Gefäß des zierlichen Degens an ſeiner Seite. „Ich vergeſſe, daß Ihre Soutane nur eine Zunge führt", ſagte er verächtlich.

Victor d'Aubigné trat zwiſchen ſie: „Meine Herren —"

Auch Comteſſe Marie fiel ein: „Bedenken Sie, daß Sie ſich in meiner Gegenwart befinden, meine Herren. Ich will keinen Streit, verſöhnen ſie ſich! Bei meiner Ungnade, oder ich erkläre Sie beide des Ordens der Philoſophen unwürdig!"

„Herr von Hautefort würde mir gern ermöglichen, die Soutane abzulegen und den Chevalier d'Aubriot zum Vorſchein kommen zu laſſen, der bewieſen hat, daß er auch etwas Anderes als die Zunge zu führen verſteht, Graf Laval", ſagte der Abbé. „Doch mit der Zunge beherbergt die Soutane auch die Vernunft, welche das Gewicht der

Gründe abwägt, ehe ſie ſich in ihr Gegentheil verwandeln läßt, und endlich als oberſtes Geſetz birgt ſie den unbedingten Gehorſam vor dem Gebot der Schönheit."

Er verneigte ſich bei dem letzteren Worte lächelnd gegen die junge Gräfin und bot Herrn de Laval zwei Fingerſpitzen ſeiner ſich aus ſorgſam gefältelter Gelenkkrauſe hervorſtreckenden ſchmalen Hand.

„So iſt's recht", ſtimmte Marie zu, „pfui, ich haſſe es, wenn Blut um etwas Anderes als um eine Dame vergoſſen wird. Zudem drohten Sie uns von einem intereſſanten Thema abzubringen. Wiſſen Sie etwas von der Gräfin de Lamothe, Abbé?"

„Es heißt, daß ſie ſich mit dem Grafen Caglioſtro in England befindet."

Die Comteſſe blickte ſich diesmal in der wirklichen Abſicht um, Vergewiſſerung zu erlangen, daß keine fremde Ohren in Hörweite ſeien. Es war Niemand da, als die zwitſchernden Vögel in den beſchnittenen Hecken, die Schmetterlinge und die Sonne, und ſie flüſterte:

„Auf Ihr Gewiſſen, Abbé, ſind Sie überzeugt, daß es wirklich eine Perſon gegeben hat, die den Namen einer Demoiſelle d'Oliva geführt?"

Es mußte in der That etwas Bedenkliches in der ſcheinbar einfachen Frage liegen, denn die Gruppe trat

näher zusammen und führte die Unterhaltung mit gedämpfter Stimme fort. Das Aufleuchten in allen Augen verrieth das außergewöhnliche Interesse, mit dem jeder daran theilnahm. „Die Züge Seiner königlichen Hoheit, des Dauphin, sollen keinen zwingenden Beweis für die Existenz der Demoiselle d'Oliva abgeben", wisperte der Abbé. — „Wann fand doch noch der sogenannte Betrug im Garten von Versailles statt?" fragte Marie von Hautefort gespannt. Victor d'Aubigné bückte den Kopf etwas vor und entgegnete: „In den ersten Augusttagen des Jahres 84, ich vermag mich dessen mit Genauigkeit zu erinnern, da ich um die betreffende Zeit die Schloßwache zu inspiciren hatte." — „Ich hatte das Glück, im Schlosse anwesend zu sein, als Seine königliche Hoheit geboren wurde und weiß deshalb, daß es in den letzten Märztagen des Jahres 85 geschah", schaltete Herr de Laval nachlässig ein. „Oh, Sie sind erbarmungslos, Graf."

Comtesse Marie sagte das Letzte und verbarg für einen Moment das Gesicht hinter ihrem Fächer. „Wir sind Philosophen, die in natürlichen Dingen kein Wunder erblicken", versetzte der Abbé. — „Das heißt, so lange es nicht die Natur der Kirche berührt, Herr d'Aubriot." — „Nein, sobald es die Natur der Frauen betrifft, Comtesse." — „Ich dächte, daß Sie sich so eben noch Ihres Gehorsams gegen dieselben gerühmt." — „Eine verdienstlose

Tugend, die dem Zwange gehorcht." — „Welchem Zwange?" — „Wiederum dem der Natur."

Er warf einen Blick dabei zu der reizenden Marmorgruppe hinauf, neben der sie standen. Apoll umarmte Daphne, deren schöngelocktes Haar sich in wellige Blätterform umzuwandeln begann. Die Zehen ihrer schmalen Füße verlängerten sich und fingen an, als Wurzeln in den Boden hinab zu greifen; doch zwischen beiden rang noch ein anmuthsvoll zurückgebogenes Weib in vollkommen menschlicher Gestalt. Marie von Hautefort folgte mechanisch dem Blick des Abbé's und erröthete, aber sie replicirte schnell, unbefangen mit dem Auge auf der Gruppe weilend:

„Sie sehen, daß Daphne den Schutz der Juno angerufen hat und ihre Bitte erfüllt sieht, Abbé."

„Und mir erregt sie den Eindruck, als ob sie den Schrei bereue, den ein Mädchen manchmal voreilig ausstößt."

„Sie sind abscheulich, Abbé, und wollen sich für vorhin an mir rächen!" rief die junge Comtesse, mit dem Fächer nach ihm schlagend und sich roth von der Seite abwendend, wo Victor d'Aubigné sich befand. Vor ihnen klirrte der Kies, und Felicien und Diana tauchten um die Ecke. Beider Wangen waren geröthet und zeigten, daß sie ebenfalls ein eifriges Gespräch geführt. Eine Begrüßung fand statt und ein Austausch von Lobeserhebungen über den unvergleich-

lichen Frühlingstag. Marie trat zu ihrer Schwester und sagte lachend: „Diese Herren verderben mir ihn mit ihrer Streitlust und den Waffen, die sie gegen mich führen. Wir sind in der That ein schwaches Geschlecht, das ihnen gegenüber immer den Kürzeren ziehen muß, wenn sie es darauf anlegen.“

Ihre Augen blitzten, und ihr rosig erglühtes Gesicht sprach nichts von dem Verdruß aus, den ihre Worte enthielten. Auch Felicien lachte. Er stand vor einem der Steine mit goldener Inschrift und las, nachdem er zuvor einen Blick in Diana's Augen geworfen, laut den Inhalt derselben:

„Dies nur, dies heißt Leben: Genuß heißt Leben.
Hinweg denn
Sorgen, die Zeit ist kurz für den Sterblichen! Jetzo
noch labet
Bachus, jetzt der Tanz und der blühende Kranz
und die Frauen.
Heute genieß' ich der Zeit, denn das Morgende
liegt im Verborgnen!“

Er tauchte noch einmal seinen glänzenden Blick in den der älteren Schwester, als ob die Verse, die er gelesen, in geheimem Bezuge zu der zwischen ihnen geführten Unterredung ständen. Diana schritt wortlos an ihn hinan und nahm wieder seinen Arm, abermals den gesonderten

Weg mit ihm fortzusetzen. Das Nämliche that in rascher Bewegung Marie mit dem Arm d'Aubigné's. Der Abbé gesellte sich wie zuvor an ihre Seite, doch sie sagte: „Nein, Sie haben sich bis zur Mittagsstunde meine Ungnade zugezogen. Bereuen Sie und bessern Sie sich, und damit Sie sich gegenseitig unterstützen, vertraue ich Herrn de Laval die Mission, Ihnen Unterricht in der Galanterie zu ertheilen."

Sie zog den beglückten Offizier schnell in einen Strahl des Sternes mit sich fort, Felicien und Diana waren bereits in entgegengesetzter Richtung verschwunden. „d'Aubigné hat den Vorzug", sagte der Abbé lachend, „und wird ihn besser als wir zum Unterricht in der Galanterie zu nützen wissen."

Der blonde Graf gähnte. „In Versailles wußte man das schon vor einem Jahr, aber ich habe kein Vergnügen mehr am Hochwild, sondern ziehe die niedere Jagd vor. Wenn ich auf's Land komme, will ich Natur und zwar so unverfälscht wie möglich, seidene Schleppen hat Paris genug. Wissen Sie nicht die Frau eines Parlamentsrathes drüben in der Stadt, durch die wir kamen, oder dergleichen, und finden Sie's nicht entsetzlich heiß, Abbé?"

Der Gefragte bejahte. „Es ist eine immodeste Sonne und es wäre ein moralisches Werk, d'Aubigné und die Comtesse nicht allein zu belassen. Doch es liegt offenbar

auch eine providentielle Absicht darin, daß der Schloßkeller des Vicomte weithin berühmt ist und daß Hautefort uns grad' jetzt daran mahnt: Jetzo noch ladet Bachus! Lassen wir den blühenden Kranz d'Aubigné! A propos, woher mögen eigentlich diese Steine mit den Inschriften stammen?"

Herr de Laval gähnte noch heftiger. „Ich glaube, Hautefort sagte vorhin, von seiner langweiligen Schwester, ich meine die Größere, die Kleine ist sonst ganz piquant. Es ist Alles Unsinn, ich hab' das Zeug angesehen, Eins widerspricht immer dem Andern. Auch die Philosophie besitzt in der Provinz keinen Geschmack, wir wollen hoffen, daß der Wein des Vicomte, wie Sie sagen, ihn hat. Sie haben mich darauf gebracht, was mir fehlt, ich bin entsetzlich durstig. Kommen Sie, Abbé! Wie konnte diese alberne Sonne uns vorher nur zu solchen Narrheiten bringen?"

Der weltliche Cavalier legte seinen Arm in den des geistlichen und sie schlenderten langsam auf die Schloßterrasse zu. Die Degenspitze des ersteren klirrte leise über das blitzende Weggestein, und der Springbrunnen warf seine in tausend Sonnenstäubchen flimmernden Cascaden. Ganz fern, einem in lebhaften Farben gemalten Miniaturbilde gleich, bewegten sich Marie von Hautefort nnd Victor d'Aubigné an einem der abstrahlenden Wege vorüber. Sie gingen plaudernd, lachend, fächelnd tiefer in den Park, bis

die junge Gräfin sich ermüdet fühlte. Sie war um des Kirchgangs Willen schon so zeitig aufgestanden und die Aprilluft griff so sehr ihre Kräfte an. Eine allerliebste kleine Rotunde zog sich in die Heckenwand hinein, deren Rundung eine Bank aus zierlichem Astgeflecht nachahmte, und Marie setzte sich. Der Lieutenant der königlichen Garde blieb vor ihr stehen und sah auf die Spitze ihres seidenen Schuh's, die mit den kleinen Quarzstückchen des Bodens spielte. Es war so sonnenwarm und sonnenlicht, die Vögel musicirten, die goldrothen Falter gaukelten um die beiden kleinen Göttergestalten, die am Eingang der Rotunde Wacht hielten. Hellgrüne Raupen ließen sich an unsichtbarem Faden wie ein aufgerolltes schwebendes Blättchen vom hellgrün schimmernden Gezweig, und süßer Veilchenduft verwob sich mit dem Glanz und der Milde der Lüfte. Nur Comtesse Marie seufzte jetzt, und d'Aubigné fragte sie weshalb. Sie schlug ihre schönen Augen halb umschleiert zu ihm auf und versetzte: „Ach, wozu leben wir, Marquis? Gehen Sie mit Ihrer Philosophie, wenn sie mir keinen Zweck dafür angeben kann! Nein, gehen Sie nicht, sondern setzen Sie sich zu mir. Sie müssen auch müde sein."

Er gehorchte der Aufforderung und nahm ihr gegenüber Platz, doch die Bank war so klein, daß er auch fast neben ihr saß. Zugleich nahm er galant ihre Hand und

küßte sie und erwiederte aufblickend: „Mir fehlt in diesem Moment nichts zum Glücke, Comtesse.“

Sie ließ ihre Hand in der seinen, allein ihr Auge schweifte ab und blieb auf dem weißen Antlitz Psyche's am Ausgang haften. Und sie seufzte abermals und meinte: „Sie war glücklich.“

Victor d'Aubigné lächelte. „Sie war es nicht, sie würde es — ich weiß auch, was Dir fehlt, holde Psyche.“

„Aber sie wurde es nur, um noch unglücklicher zu werden.“

„Wenn sie vorsichtig gewesen, wäre sie es nicht geworden.“

„Ihr Rath ist gut, d'Aubigné, man muß vorsichtig sein“, entgegnete sie, doch ihre Augen hatten sich ihm zugewandt und begegneten den seinen und ihre Lippen setzten abbrechend hinzu: „Es ist seltsam, daß wir uns heut' so unerwartet hier wieder treffen, wie vor einem Monat in Marseille.“

Er wollte etwas erwiedern, allein statt dessen streckte er plötzlich mit einem unwillkürlichen Laut die Hand nach ihr aus. Sie fragte: „Was haben Sie?“ Doch mechanisch bog auch sie sich im selben Augenblick zurück, da sie den Anlaß seiner Bewegung in einer der hellgrünen Raupen wahrnahm, die sich unbemerkt vom Gezweig über ihr bis dicht auf ihre Brust herabgelassen. Aber ihr Arm fuhr

abwehrend dabei in die Höh' und zerriß den dünnen Faden, an welchem das Thierchen ſchwebte, ſo daß es niederfiel und in dem weiten Ausſchnitt ihres Kleides verſchwand.

Es war ein Moment der Verwirrung, denn die junge Comteſſe machte eine heftige Geberde des Schreck's und des Abſcheu's und ſuchte ſich vergeblich von ihrer unſichtbaren Feindin zu befreien.

Dann hatte Victor d'Aubigné ſie ſchnell mit ſeinem linken Arm umfaßt, zwei Secunden verrannen, und die faſt mädchenhaft gebildeten und gefärbten Fingerſpitzen ſeiner Rechten hielten die kleine grüne Beute ſich windend in der Sonne. Doch zugleich ſprang Marie von Hautefort auf, ihr Blick irrte über die Raupe und ſie ſtotterte: „O das garſtige Geſchöpf! „Es muß ſpät ſein, man wird auf uns warten", ſetzte ſie, das Auge zur Sonne wendend, haſtig hinzu und eilte, wie von dieſer plötzlichen Befürchtung beſinnungslos überwältigt, auf den Weg hinaus, dem Schloſſe zu.

Aber es war ſo ſonnenwarm und ſonnenlicht, die Vögel muſicirten überall, die goldrothen Falter flogen ihr nach und umgaukelten die Amoretten ihres Fächers, der Veilchenduft durchwogte auch die grünen Corridore allüberall. Die junge Gräfin lief nicht mehr, ihr Herz klopfte zu ſehr, ob von der Haſt, ob noch von dem Schreck, den es empfunden, als es die Raupe auf ſich gefühlt, und

sie ging langsamer. Sie beschleunigte ihren Schritt auch nicht, wie sie jetzt einen Fußtritt hinter sich vernahm. „Zürnt Psyche?“ fragte eine leise Stimme.

Nein, worüber sollte sie zürnen? Der plötzliche Schreck hatte ihr die Besinnung genommen und sie thöricht fortgescheucht. Sie nahm den Arm d'Aubigné's — „im Gegentheil, ich habe Ihnen noch nicht für Ihre ritterliche Hülfe gedankt. Es war freilich kein Drache oder sonstiges Ungethüm, wie die alten Ritter es für ihre Dame bekämpften —“

„Aber es gehörte vielleicht mehr Muth dazu —“

Sie unterbrach ihn noch schneller: „Ich hoffe, daß Sie den Muth nur für Ihre Dame hegen, Victor. Haben Sie das häßliche Thier getödtet?“

Er lächelte. „Dann hätte ich dasselbe Schicksal verdient.“ Sie schritten stumm den langen Weg hinauf. Von der Schloßzinne fiel der Schatten einer Venus über sie hin, wie silberbläulicher Nebel zerschwankte der Schatten der schäumenden, flimmernden Springsäulen vor ihren Füßen.

Neuntes Kapitel.

Auf der Straße, die von Le Puy, der Loire stromaufwärts folgend, nach Süden führte, kam um die Mittagsstunde ein vereinzelter Reiter daher. Er ritt auf einem fast schwarzen, plumpgebauten Maulthier, das in der Farbe wie in der Gliederproportion mit ihm selbst große Aehnlichkeit darbot. Die Gestalt des Reiters verschwand bis zu den breitgeschnäbelten, bespornten Stiefeln hinunter in einem ziemlich enganschließenden, aber weitärmlichen, talarartigen, schwarzen Ueberwurf, auf dessen Halskrause eine lange, hier und da fettig glänzende Perrücke herabhing. Aus dieser sah ein mehlweißes, grobknochiges Gesicht mit starkem, in zwei vorspringenden Stirnwölbungen gipfelnden Schädelgerüst. Dichtbuschige Brauen hätten den Zügen, wenn auch nichts Schönes und am Wenigsten Einnehmendes, doch ein ausdrucksvolleres Aeußeres zu geben vermocht, doch sie fehlten fast gänzlich und waren nur durch eine

beinahe farbloſe Andeutung vertreten. Die Augen traten dadurch ſtärker hervor und bildeten mit dem glattraſirten Munde die Phyſiognomie des Reiters, die ſich in dem Ausdruck einer halblachenden, unbehaglichen Jovialität concentrirte.

Die Mittagſonne brannte hier im engen Felſenthal in der That ſchon mit faſt ſommerlicher Hitze und dem Ankömmling rann der Schweiß unter der Perrücke hervor. Er war in Gedanken vertieft, murmelte ab und zu halblaut mit den Lippen und trieb dann ſein Maulthier mit derbem Spornſtoß an. Hin und wieder begegnete ihm ein Bauer und zog den Filzhut; wenn der Reiter grade aufſah, nickte er kurz, meiſtens ließ er den Gruß unbeachtet. Die an ihm vorüber gekommen waren, ſtanden gewöhnlich eine Strecke hinter ihm ſtill und blickten ihm nach. In ihren Augen lag kein beſonderer Ausdruck dabei, ſondern über dem ganzen Geſicht nur der nämliche Nebel des Stumpfſinns, mit dem die Kirchenbeſucher am Morgen die Predigt des Pfarrers Mathieu Guéraud angehört hatten.

Das Felsthal verengte ſich mehr, die Loire brauſte in tiefer Schlucht zur Seite des Weges, der mit einer Brücke über den Fluß lenkte. Unfern von dieſer ſah der Reiter auf und zog unwillkürlich die Zügel an, indem ſeine Hand zugleich einen Griff nach der Halfter einer großen Piſtole

that, der aus einem über den Nacken des Maulthieres gelegten Quersack hervorblickte. Er hielt den Blick dabei vorwärts auf eine sich aus liegender Stellung neben dem Brückenpfeiler aufrichtende Gestalt geheftet, die ihm, durch den herannahenden Hufschlag aus ihrer bequemen Lage aufgestört, ebenfalls schweigend entgegen sah.

Diese Gestalt besaß ebensowenig Anziehendes, wie der Berittene, und entschieden für einen Reisenden auf der königlichen Straße, einer der wenigen, die Frankreich gegen den Schluß des achtzehnten Jahrhunderts noch enthielt, weit mehr Abschreckendes. Es war ein baumstarker, in den Fünfzigern befindlicher Mann, dessen dichtes, wirres Kopfhaar stark zu erbleichen anfing und seine rothe Farbe in ein häßliches, schmutziges Gelb veränderte. Man gewahrte von seinem Gesicht wenig mehr als die niedrige Stirn und die ziemlich aufgebogene Nase, die ein struppiger, unter dem Kinn in zwei Flechten aufgewickelter Bart hart unter den mit dicken Lidern umwallten Augen begann und nur eine geringe Partie bronceartiger Haut auf den Backen freiließ; doch selbst die kleine Fläche der Stirn ward durch die langhaarigen, über dem Nasenrücken verwachsenen und in sich verfilzten Brauen auf ein Minimum reducirt. Es war der Typus eines unheimlich verwilderten Gesellen, dem Niemand an abgelegenem Orte zu begegnen gewünscht hätte, und dessen Physiognomie, wenn er unter die An-

klage des Raubes oder Mordes gestellt worden wäre, jeden Richter ungünstig voreingenommen haben würde. Seine Kleidung entsprach dieser vollständig. Sie bestand aus zerlottertem Fellwerk, wie es schien selbst erlegter Raubthiere, in noch roherer Form die plumpe Tracht der Bauern nachahmend. Gleich den Kopfbedeckungen der letzteren lag neben ihm im Grase ein hohlgebogener Filzdeckel, eine kurzstielige, dickgeflochtene Peitsche und eine Hacke, wie die Wurzelgräber sie zum Lockern des Gesteins in der Gegend verwendeten. Von seinem vielfältigen Verkehr mit dem letzteren redeten auch die aus den zerrissenen Enden der Beinbekleidung hervorblickenden, blutrünstig zerschundenen Füße, deren einziger Schutz aus einer gleichfalls zerfetzten, mit einem Strick über dem Knöchel festgeknoteten Ledersohle bestand.

Es war, wie gesagt, dem Reiter nicht zu verargen, daß er einen Augenblick stutzte und sich unwillkürlich der Anwesenheit seiner Waffe vergewisserte. Muthmaßlich hätten die meisten Reisenden, die des Weges gekommen wären es gethan, denn der Glanz der Krone Seiner Majestät des Königs Ludwigs XVI. erstreckte sich zwar weit über die Grenzen Frankreichs über Erdtheile und Weltmeere hinüber, doch wie es Schluchten und Felslöcher darin gab, in welche der Strahl der wirklichen Weltallssonne nicht hinabzudringen vermochte, so fanden sich in

manchen Gegenden, welche die Natur freigebig mit derartigen Bergwänden, Päſſen und Höhlungen ausgeſtattet hatte, immerhin Strecken, die es Jedem, der ſie paſſirte, rathſam erſcheinen laſſen konnten, mehr auf die Widerſtandskraft ſeiner eigenen Arme als auf die civiliſatoriſche Wirkung der von Verſailles ausſtrahlenden Specialſonne des franzöſiſchen Reiches zu bauen. Und es ließ ſich nicht behaupten, daß ſelbſt die königlichen Straßen in dieſer Beziehung eine einigermaßen mit Garantie verknüpfte Ausnahme bildeten. Ein Reiſeverkehr im Sinne ſpäterer Generationen exiſtirte faſt keineswegs. Kaum ein halbes Dutzend von Poſtwagen unterhielt kärglichſte Verbindung zwiſchen den großen Centralpunkten des Landes; auf den Wegen, welche nicht bedeutenderen Städten zuführten, blieb die Benutzung von Fuhrwerk von vornherein durch die Unbefahrbarkeit der Straßen ausgeſchloſſen. So fand die Communication zwiſchen kleineren Ortſchaften gemeiniglich zu Pferde oder zu Maulthier ſtatt und man ſchätzte diejenigen Orte glücklich, denen dieſe Möglichkeit geboten war, denn tauſende von Dörfern lagen, beſonders in rauheren Gebirgsgegenden vollſtändig von der Außenwelt abgeſchloſſen, mit der ſie keine andere Verbindung als die durch die Gewohnheit von Jahrhunderten ausgetretenen Saumwege, oft gefährlichſter Natur beſaßen.

Die von Nord gen Süd' durch's Velay ſich herab-

ziehende Straße gehörte allerdings unstreitig nicht zu den schlechtesten des Jahrhunderts. Eine Römerstraße lag ihr zum Grunde, und die seit frühester Zeit massenweise nach Le Puy strömenden, von Päpsten und Königen geleiteten Wallfahrer hatten zu ihrer steten Erhaltung in leidlichem Zustande beigetragen. Doch in Bezug auf ihre Unsicherheit gab sie den anderen nichts voraus, ja sie stand, ebenfalls schon seit geraumer Frist, direct in übelstem Rufe. Meilenweit völlig einsam, nur wenige, zumeist verkommene Ortschaften berührend, zog sie sich südwärts in die zerklüfteten, fast unbewohnten Hochsevennen, den sichersten Zufluchtsort, den Frankreich für außer dem Gesetz stehende Personen besaß, hinein. Nur mit bewaffneter Escorte versehene Reisende überschritten die unwegsamen Pässe des Gebirgs, in denen die Straße verrann, und außer diesen nur die Maulthiertreiber, die in Schaaren zusammengesellt ihre Zucht vom Languedoc herübertrieben, um in den nördlicheren Provinzen bessere Preise zu erzielen. Als Einzelner unter diese zu gerathen, galt indeß kaum für wünschenswerther, als den Insassen der Berge, die sich offenkundig außerhalb des Gesetzes gestellt, in die Hände zu fallen. Es waren zumeist wildblickende, heißblütige und rauflustige Burschen aus dem Süden, deren Rechtsbegriffe auf's Innigste mit dem der auf die Entdeckung eines Verbrechens folgenden Strafe verknüpft waren.

Dieſer Entdeckung aber in manchen Fällen vorzubeugen, boten die Abgründe der Sevennen und weiterhin noch in gleicher Weiſe die von der Loire durchſchäumten Felsklüfte faſt überall Gelegenheit, und es verging kein Jahr, in welchem nicht einmal das ſpurloſe Verſchwinden eines Reiſenden, beſonders im oberen Velay, das Tagesgeſpräch in Le Puy gebildet hätte.

Der von dort kommende Reiter war mithin durchaus befugt, beim Anblick der wildbärtigen Erſcheinung neben dem Brückenpfeiler ſich über die Bereitſchaft ſeiner Waffe zu vergewiſſern. Trotzdem mußte das Verdacht erweckende Aeußere des Wegelagerers nicht der einzige Grund ſein, der den Ankömmling zur Vorſicht mahnte, denn einerſeits blieb ein Raubanfall auf der mittaghellen, ab und zu von Landleuten aus der Nachbarſchaft belebten Straße außer der Wahrſcheinlichkeit, andererſeits war die maſſive Statur des Berittenen, da kein unvermutheter Anfall erfolgen konnte, der des Anderen jedenfalls gewachſen. Allein ungeachtet deſſen, wie geſagt, zögerte der Erſtere einen Moment, dann trieb er ſein Maulthier mit einem leichten Gertenſchlag auf die Brücke zu.

Der aus ſeiner vormaligen Lage halb Aufgerichtete hielt den Blick auf ihn gewandt, ohne ſich zu regen. Zwiſchen den gelbweißen Brauen kam der Blick heiß, wie

aus der Asche eines verkohlenden Brandes hervor, doch keine Zottel des rohen Felles, das die Glieder bekleidete, bewegte sich, und der Reiter erreichte in langsamem Trab ungefährdet die Mitte der Brücke. Er hatte offenbar die Gefahr, von der er sich bedroht geglaubt, überschätzt und sein Gesicht sprach diese Erkenntniß, zugleich aber auch daraus entspringenden Reiz der Neugier oder eines verwandten Gefühles aus, denn er hielt plötzlich sein Reitthier inne, wendete es halb zurück und sagte, einen musternden Blick über die zerlumpte Gestalt werfend, als ob er dieselbe erst jetzt erkenne:

„Ah, Ihr seid's Jean Arthon? Seit wann führt Ihr eine Peitsche? Habt Ihr sie unterwegs gefunden?"

Es lag ein nicht mißzuverstehender Euphemismus in der letzten Frage, der durch die scharfe und zugleich breitplumpe Stimme des Fragestellers noch deutlicher hervortrat. Der Vater der „rothen Gabriele", als den sein Name ihn kennzeichnete, nickte kurz mit dem Kopf ohne seine Stellung zu verändern. Er legte nur die rechte Hand um den Griff des in der Anrede an ihn erwähnten Gegenstandes und versetzte trocken:

„Ah, Sie sind es Herr Demogeot! Wie doch zwei alte Bekannte aneinander vorüber kommen können, ohne sich zu erkennen! Aber wahrhaftig, die Schuld liegt an Ihnen, ich habe mich nicht verändert, sondern Sie haben

an Umfang zugenommen, seit dem wir uns zuerst gesehen, und die Ringe von damals würden Ihnen nicht mehr passen."

Der Advocat biß sich bei den letzten Worten auf die Lippe und seine unwillkührlich nach dem Pistolenkolben zuckenden Finger verriethen noch deutlicher, daß eine Bedeutung unter jenen verborgen liegen mußte, die sich für den Uneingeweihten nicht aussprach. Den Habichtsaugen des Bretagners entging keine der Bewegungen seines vis-à-vis, doch er verharrte regungslos gleichgültig in seiner Stellung und nur seine linke Hand spielte tändelnd mit der Schnur, während er ruhig fortfuhr:

„Die Peitsche? Nein, gefunden habe ich sie nicht, Herr Demogeot. Man findet so nützliche Dinge nicht, man muß sie sich anfertigen. Aber sie ist gut, nicht wahr? und würde ausreichen, den Widerwilligsten zur Arbeit zu treiben."

Er hob den beredeten Gegenstand dabei und schwang ihn sich, ungefähr in demselben Tone klatschend und lachend um den Kopf. Der Notar fiel jedoch schnell ein:

„Und wozu habt Ihr Euch die Peitsche verfertigt, Arthon? Ihr seid meines Wissens —"

„Kein Sträflingsaufseher auf der Galeere", ergänzte der Bretagner noch rascher. „Nein, Herr Demogeot, ich

hab's mir früher vielleicht manchmal gewünscht, doch seit langer Zeit, es mögen wohl so zwanzig Jahre schon sein, hat's seinen Reiz für mich verloren. Aber, da Sie mir einmal zugerathen haben, mein Herumstreichen im Gebirg aufzugeben, bin ich Ziegenhirt geworden. Es sind kluge Thiere, mit denen man sich gut unterhält, klüger als viele Menschen, und für sie brauche ich die Peitsche nicht. Doch es giebt Wölfe in der Gegend, Herr Demogeot, besonders Einen, den ich auf dem Korn habe, der darauf lauert, mir die Hälfte meiner Heerde mit seinen Raubkrallen vor dem Gesicht wegzuschnappen, und deshalb habe ich einen guten Feldstein in meine Peitsche geknotet und wenn ich den Burschen einmal an der rechten Stelle antreffe —"

Er hatte den Stein, von dem er sprach, während seiner Antwort geschickt in einer Peitschenschlinge befestigt und schwang die nicht leicht zu handhabende, aber gut geführt höchst bedrohliche Hirtenwaffe als Ergänzung seiner Rede sausend durch die Luft. Trotzdem lenkte Herr Demogeot jetzt sein Maulthier um einige Schritte näher auf ihn zu. Er warf einen flüchtigen Blick die Straße hinauf und hinunter und versetzte:

„Ihr wißt, daß ich Antheil an Euch nehme, Arthon; wir sind gewissermaßen — durch einen unglücklichen Zufall, eine Ungerechtigkeit des Schicksals, die mich betraf, Ihr wißt's, wie es kam — aber gewissermaßen sind wir eine

Zeit lang Kameraden, Unglücksgefährten geweſen, und ich habe Eurer im Glück nicht vergeſſen. Ich hätte die Macht gehabt, Euch zu ſchaden, wenn ich andere Geſinnungen gegen Euch gehegt, doch ſtatt deſſen habe ich Euch geholfen, Euch unterſtützt und nichts von Euch verlangt, als daß Ihr von dem Unfall, der mir zugeſtoßen, ſchweigen ſolltet. Ihr habt es ſtets gethan, ich weiß es und danke Euch dafür, obwohl Ihr Euch ſelbſt am Beſten damit gedient habt. Doch nun werdet Ihr alt und es dauert mich, Euch in ſolchem Zuſtand dem Sturm und Regen hier draußen preisgegeben zu wiſſen. Ihr wißt, ich bin nicht reich, ſondern bringe mich arbeitſam durch und habe alljährlich harte Verluſte zu erleiden, allein ich bin bereit, Euch aus alter Anhänglichkeit nochmals zu helfen und will Euch eine Summe geben, daß Ihr nach Amerika hinüber gehen und dort ein geordnetes Leben anfangen könnt."

Jean Arthon ſtand phlegmathiſch auf und griff nach ſeinem Hut und ſeiner Jacke. „Ich danke Ihnen, Herr Demogeot, und weiß Ihr Anerbieten zu ſchätzen," entgegnete er, „aber meine Anhänglichkeit an Sie iſt eine noch größere und ich würde ſie um keine Summe verkaufen. Außerdem brauche ich nichts, denn mich friert nicht, das thun nur die Weiber, und Sie wiſſen, ich habe kein's mehr. Doch meine Zeit iſt abgelaufen, ich habe

das Gefühl, daß der Wolf in meine Heerde fallen will, und ich muß Acht geben, ob Ankou die Absicht hat, ihn heut' in meine Hand zu liefern. Ankou wartet lange, denn er geht damit um, die Wölfe allerorten mit einem Schlage auszurotten, und ich darf ihm nicht vorgreifen, sondern warte ebenfalls geduldig, bis er mir sagt: Jetzt pack' ihn, würg' ihn, reiß' ihn auseinander! Empfehlen Sie mich auf dem Schloß, Herr Demogeot, es ist seiner Besuch dort, und man wird das Geld, das Sie im Gurt führen, brauchen."

Er drehte sich um und kletterte mit der Geschicklichkeit einer Wildkatze an der steilen, fast senkrechten Felswand, unter der er gelegen, empor und verschwand auch mit der Geräuschlosigkeit eines Raubthieres in wenigen Secunden wie von der Bergwand verschlungen. Herr Demogeot, der Advocat und Notar von Le Puy, hatte ihm nachgeblickt und murmelte zwischen seinen weißen Zahnreihen: „Ich werde es sicher nicht verfehlen — ich habe versprochen Dir zu helfen, daß Du fortkommst; willst Du's nicht, so wird es ohne Deine Einwilligung geschehen und Du wirst Dich vielleicht noch etwas widerwilliger darein finden."

Er wendete sein Maulthier. „Was meint er mit seinem Ankou? Die Bretagner sind alle verrückt von der Geburt an, das Weib war es ebenso und das letzte Wort,

das ich von ihr vernahm, war auch Ankou — Ankou werde es mir vergelten.

Bah, Ankou soll mich nicht decouragiren, sondern vielmehr encouragiren, dem Dinge ein Ende zu machen."

Es war schwer zu sagen, ob Herr Demogeot dazu lachte, oder ob die eigenthümliche Bildung seines Mundes es nur so erscheinen ließ. Er spornte sein Thier und schlug den in's Thal von Saint Pierre abbiegenden Seitenweg ein.

Zehntes Kapitel.

In Saint Pierre rauchten die Häuser, denn es war die Mittagsstunde und zwar die eines Sonntags. An den Wochentagen pflegte auch um diese Zeit sich kein Rauch, der die Thätigkeit von Feuerherden verrieth, über dem Dorf zu lagern, doch heut quoll er aus jedem Hause hervor und kündete überall die Zubereitung des festtäglichen Gerichtes, einer mit Schweinefett gemischten Mehlsuppe, welche die übereinstimmende Sonntagsnahrung der Dörfler in den meisten südlichen Provinzen Frankreichs bildete. Hier und da schnitt eine Hausfrau, dem sonnigen Apriltag zu Ehren, noch einige nußgroße Stücke von ihrem Speckvorrath und warf sie mit einer Hand voll grober Brodbrocken vermengt ebenfalls in den brodelnden Topf. Das Fichtenholz knatterte und der qualmende Rauch beizte ihr Thränen in die Augen, denn er nahm seinen Abzug durch keinen Schornstein, sondern füllte den ganzen Innenraum

des Hauses, der zumeist Küche, Stall, Wohn- und Schlafgemach der Familie zugleich darstellte, und dessen einzige Oeffnung in einer niedrigen Thür und einem, nur mit einigen vermorschten Latten halbwegs gegen den Regen zu schließenden Fensterloche bestanden. Draußen vor den Häusern lagen zahlreiche Kinder, das Mittagsmahl begierig erwartend, in der Sonne oder sie plätscherten völlig nackt, Knaben und Mädchen durcheinander gemischt, im Wasser des Baches, der das Dorf in zwei ziemlich gleiche Hälften aus einander schied. Die Bauern saßen größtentheils auf einem bankartigen Knorren vor der Thür und sahen, aus kurzen, selbstverfertigten, plumpen Holzpfeifen rauchend, schweigsam drein, wie die Kinder sich mit dem Federvieh und den überall aufsichtslos umhertrollenden Schweinen durcheinander wälzten. Mit der Unsauberkeit der Häuser und ihrer Bewohner und dem Schmutz, der Alles umgab, contrastirte eigenthümlich die sich zu den Bergwänden hinauf erstreckende leuchtend grüne Saat der Felder, und ebenso die über diesen liegende sonnige Frühlingsstille mit dem Kindergeschrei und den vielfachen Thierlauten zwischen dem aus Thür- und Fensterlöchern der Häuser hervorwirbelnden Rauch.

Jetzt verstummte plötzlich das erstere. Wie der Warnungsruf aus dem Munde eines Wache haltenden Vogels, erklang ein hastig ausgestoßenes Wort und auf-

geſchreckt verſchwanden die Mädchen mit großer Schnelligkeit ſcheu im Innern der Hütten, während ihre Genoſſen ſich behend hinter Pfahlwerk und Gerümpel zu Boden drückten und die beweglichen Augen ebenfalls halb furchtſam und halb erwartungsvoll in die Richtung wandten, aus welcher ein herannahender Hufſchlag ertönte. Gleich darauf kam der Reiter um die Ecke; es war Herr Demogeot, deſſen Augen jeden Gegenſtand, an dem er vorüberkam, einer ſcharfen Muſterung unterzogen. Das Vieh, das ſich überall dicht vor den Füßen ſeines Maulthiers umhertrieb und demſelben oft in ſtörriſcher Gleichgültigkeit den Weg verlegte, nöthigte ihn zu langſamem Reiten. Doch es bedurfte offenbar dieſer Hemmniſſe nicht, um ſeine Laune zu verderben. Muthmaßlich hatte die Begegnung an der Brücke dies ſchon hinlänglich gethan, und das umherlaufende Auge verrieth, daß es nur einen Anlaß ſuchte, den verhaltenen Zorn zum Ausbruch gelangen zu laſſen. Trotzdem überflog noch einmal jetzt ein anderer Zug das Geſicht des Advocaten. Der Weg bog an der Stelle, wo jener ſich grade befand, hart zum Bach hinunter und an dieſem auf einem Felsſtück ſaß die rothe Gabriele, die ihren groben Wollenrock ungenirt über die Knie heraufgeſchlagen hatte und ihre Füße in das durchſichtige, kühle Waſſer hinunterhängen ließ. Herrn Demogeot's Augen blieben mit Wohlgefallen auf den plumpſchönen Zügen

des Mädchens haften, die bei aller Verschiedenheit doch in den Grundlinien des Gesichtes, wenn man diese näher betrachtete, eine Aehnlichkeit mit den seinigen zu bieten schienen. Nun hielt er sein Maulthier an, griff in die Tasche seines Talars und sagte: „Ich habe Dir etwas vom Jahrmarkt aus der Stadt mitgebracht, Gabriele.“

Er warf ihr eine rothe Korallenschnur zu, die sie, den Kopf drehend, leuchtenden Auges mit ihren nackten Knien auffing.

„Ich danke, Herr Demogeot,“ versetzte sie, „Sie sind immer artig gegen mich und verlangen nie etwas von mir.“

Sie sah ihn mit einem sonderbaren Blick, der von unten herauf aus dem Augenwinkel funkelte, dabei an. Er lachte diesmal unverkennbar wirklich und erwiederte: „Was sollte ich von Dir verlangen? Doch ich will es gleich thun und Dir beweisen, daß ich Dich nicht umsonst beschenke. Steh' auf, lauf' in's Schloß voran und melde dem Herrn Vicomte, daß ich komme, und ob er bereit sei, mich zu empfangen?“

Gabriele Arthon sprang bereitwillig auf, den Auftrag auszurichten, doch er hielt sie noch zurück und fragte:

— „Hast Du Deinen Vater kürzlich gesehen? Kommt er in's Dorf?“

Sie antwortete schnell: „Wenn er zu uns in's Haus käme, würde ich ihn vergiften!“

„Oh", machte der Advocat, „darauf steht Galgen und Rad, Kind. Warum denn?"

„Ich traf ihn neulich allein oben bei der Ruine in seinem wilden Zustand, daß er mich umgebracht haben würde, wenn ich ihm nicht ein Bein gestellt hätte, daß er fiel und ich fortlaufen konnte. Er hat mich mit Fäusten geschlagen. —"

Sie riß mit einem zornigen Griff das Kleid von ihrer linken Brust, auf deren üppiger Wölbung ein kastaniengroßer, dunkelblauer Fleck Zeugniß für die Wahrheit ihrer Aussage ablegte. Herr Demogeot sah nachdenklich drein, dann sagte er: „Ist es so weit gekommen? Ich will nicht, daß Du länger vor ihm in Angst leben sollst, Gabriele, und habe schon früher daran gedacht — vielleicht läßt es sich jetzt so einrichten. Ich denke, daß ich Dich für den Dienst in meinem Hause brauchen kann, wenn Du willst. Du sollst es nicht schwer haben und wirst Dir von Deinem Lohn bessere Kleider kaufen können. Du kannst morgen zu mir in die Stadt kommen, aber laß Deinen Vater nichts davon erfahren, hörst Du!"

Die Augen des Mädchens sprühten und ihre Füße machten einen Luftsprung. „Gewiß nicht!" versetzte sie rasch, „obwohl es ihm völlig gleichgültig wäre und er nichts dagegen hätte." Sie lachte sonderbar und fügte

blinzelnd hinzu: „Dann will ich mich auch artig gegen Sie beweisen und Alles thun, was Sie verlangen!“

Damit lief sie hurtig fort, auf das Schloß zu. Der Reiter blickte ihr nach und murmelte: „Es ist dasselbe Blut — hahaha — wahrhaftig zweimal dasselbe. Ich hätte wahrhaftig nicht daran — es ist die alberne Gewöhnung unseres Denkens und das Geschwätz des Pfarrers —“

Er drehte den Kopf noch einmal in die Richtung in der Gabriele Arthon davon eilte, und fügte hinzu: „In der That, die Dirn' macht ihrem Vater Ehre.“

„Ihrem Vater —“ er wiederholte das Wort — „sie hat's mir noch deutlicher gemacht, es ist Zeit.“ Und er lenkte seinen Pferdebastard in den wieder vom Bach zum Dorf emporsteigenden Weg hinauf. Die Sonntagmittagsmahlzeit war noch nirgendwo fertig und die männlichen Bewohner des Dorf's saßen noch wie zuvor rauchend vor ihren Häusern. Jetzt richtete der Advocat sich in dem Bügel auf und sah scharf auf eins der saatgrünen Felder hinüber, in welchem hier und da grauweiße, bewegliche Flecken auftauchten. Dann rief er mit lauter, weitreichender Stimme:

„Gouton! Gouton! Seid Ihr so taub wie Ihr blind seid?“

Einer der Bauern erhob sich langsam von seinem Holzknorren, zog den Filzhut und kam heran. Er that's so unterwürfig er konnte, aber er schleppte den einen Fuß nach und es dauerte etwas, eh' er die Stelle erreichte, an welcher der Reiter hielt.

„Soll ich Euch Beine machen Gouton?" rief dieser.

Ueber die Züge des Angeredeten flog ein schattenhaft stumpfes Lachen: „Ich brauche nur eines, Herr Demogeot, aber wenn Sie das könnten, wollte ich bei unserer heiligen Jungfrau von Puy ein Wachsherz für Sie aufhängen."

Da man dasjenige Glied als Opfergabe darzubringen pflegte, für dessen schlechte Beschaffenheit man die Besserung bei der Mutter Gottes erflehen wollte, so lag ein bitterer Sarkasmus in der Antwort des Bauern, allein ein Blick in sein Gesicht genügte, um zu erkennen, daß er sie völlig unbewußt gegeben. Auf Herrn Demogeot's Stirn schwollen jedoch die Adern heftig auf und er stieß aus:

„Seid Ihr toll geworden? Was wollt Ihr damit sagen? Ich kenne Euch, Ihr seit ein Fuchs, der mich für eine dumme Taube hält, die sich die Federn rupfen läßt. Sind das Eure Gänse im Weizenfeld drüben?"

Der Bauer Gouton murmelte eine Entschuldigung, daß er sich bei der Feldarbeit den Fuß schwer verletzt und sich kaum bewegen könne. Dabei warf er einen Blick nach dem bezeichneten Felde hinüber und hieß einen Jungen,

der am Weg ſtand, hinüberzulaufen und die Thiere aus dem Korn zu verjagen. Der Advocat aber rief mit wüthenden Lippen:

„Jawohl, damit er ſie wieder hineintreibt, ſobald ich den Rücken gewendet habe! Meint Ihr, ich kenne Euch nicht? Ein alter Schurke ſeid Ihr, alle hier im Dorf ſeid ihr Schurken! Ihr treibt ſelbſt euer Vieh in euer Korn, um mich zu beſtehlen und das widerſinnige Geſetz auszubeuten, daß der Nutzen von eurem Vieh allein in eure eigene Taſche fällt. Die Hälfte eures Feldes macht ihr zur Weide, eure Rinder zu mäſten, und wenn ihr nach der Ernte den halben Ertrag an mich abliefern ſollt, bin ich ein ruinirter Mann, der das Nachſehen hat, während eure Säcke von Silber berſten. Diebe, Betrüger ſeid ihr, Halunken, die zehnmal im Jahr' auf's Rad geflochten zu werden verdienten. Aber meine Geduld mit eurer Schurkerei iſt zu Ende, ich werde ein Beiſpiel aufſtellen und euch zeigen, wer ſich verrechnet! Weshalb thut Ihr, als wenn Ihr nicht gehen könntet?"

„Herr, ich kann nicht, Ihr müßt den Teufel fragen, der mir die Axt in's Bein geſchlagen hat," erwiederte Gouton, eine ſchmutzige, übelriechende Wunde oberhalb ſeines Fußes bloßlegend.

„Nicht der Teufel, Ihr ſelbſt habt's abſichtlich gethan, Ihr ſelbſt ſeid der Teufel!" donnerte der Advocat

ihn an. „Aus Faulheit und aus Habgier habt Ihr's gethan, mich um das Glied zu betrügen, mit dem Ihr arbeiten solltet! Wo ist Euer Weib? Holt sie!"

Der Bauer wies auf eine elende Hütte. „Sie ist krank, schon seit Wochen."

„Ihr lügt! In Wochen liegt sie mit dem Kind, das Eure Bosheit zeugt, um die Mäuler zu vermehren, die von meiner Armuth essen! Ihr seid unfläthige Geschöpfe wie eure Schweine, aber ich werde eure Weiber, wenn sie schwanger sind, wie jene zusammentreiben und ihnen ihre Frucht abpeitschen lassen! Es giebt noch Recht und Gesetz in Frankreich nicht allein für die Bauern, und ich bin nicht der Tropf, für den ihr mich haltet. Ihr sollt von mir hören, verlaßt euch drauf!"

Die Bauern blickten stumpfsinnig hinter ihm drein, wie er weiter ritt. Sie blieben auf ihren Holzknorren sitzen und rauchten fort; die Sonne umrieselte sie mit glänzenden Strahlen und der Frühjahrswind strich lind über die Saaten. Aus den offenen Thüren drang der Brodem der sonntäglichen Mahlzeit und lagerte sich mit dem Heerdrauch vermischt über der Dorfgasse, drüben her, vom Hügel klang die Mittagsglocke der Kirche. Die Buben und Mädchen kamen aus dem Bach heraufgestürzt, ihre Toilette erforderte kaum eine Minute, indem sie ihr einziges Bekleidungsstück über den nassen Körper warfen

und triefenden Haar's mit nackten Beinen der Heimath zustürmten. Sie witterten mit der Nase den Geruch, der aus den Häusern hervordrang und ihre Augen glänzten.

„Recht und Gesetz für die Bauern," sagte Einer der Dörfler aufstehend. Er streckte die schwielige Hand nach einer Axt, die neben ihm an der Wand lehnte, hob sie prüfend in die Luft und fuhr gegen die vorübertrollenden Kinder gewendet fort: „Wißt ihr wer am Besten für euch kochte? Der thät's, der aus euch selbst eine Mahlzeit für die Raben machte."

Er schwang die Axt einmal mit dumpfem Sausen sich um den Kopf; die Kinder lachten ihn an und sprangen fort. Dann fielen sie plötzlich an der Stelle, wo sie sich befanden, auf die Knie, und die Erwachsenen thaten das Nämliche. Das Mittagsgeläut von der Kirche her änderte seinen Klang und ging in den der Gebetsglocke über; auch die Frauen erschienen auf den Thürschwellen und knieten mit nach dem Kreuz des Thurmes gerichtetem Gesicht nieder. Der alte Bauer allein blieb trotzig noch stehen, doch einen Augenblick nur, dann ließ seine Hand willenlos die zu Boden fallende Axt fahren, glitt ein Kreuz schlagend über Stirn und Brust und er kniete ebenfalls, halblaut mit den Lippen murmelnd, zur Erde. Er blieb noch in seiner Stellung, als die Glocke bereits verklungen und die

Gebete der übrigen ausgemurmelt waren. Sie wandten sich schweigend ihren Hütten zu und er folgte ihrem Beispiel.

Auch drüben im Schloßhof lag die Mittagssonne fast senkrecht, schattenlos. Die großen Fanghunde Diana's von Hautefort dehnten sich schläfrig in ihr, nebenan aus der offenen Stallthür hervor wieherten, manchmal mit den stolzgebogenen Nacken im einfallenden Licht auftauchend, die schwarzen Rappen des Seigneurs, der Zelter seiner Tochter schimmerte wie ein weißes Leintuch aus dem Hintergrunde. Ab und zu stampfte ein Fuß ungestümer und unterbrach das Gespräch des dickbetreßten Kutschers mit den Kammermädchen der beiden jungen Gräfinnen zu einem halblauten Fluch des ersteren. Doch er besann sich rechtzeitig, daß dieser sich in guter Gesellschaft nicht eigne und Damen gegenüber bei einem Cavalier verpönt sei. Er wußte dies so gut, wie er wußte, was die Aufgabe eines Cavaliers Damen gegenüber sei, und die Fächer der beiden Zofen redeten lebhaft davon, daß er sie ebensowohl zu erfüllen verstand, wie der Herr Graf de Laval oder der Abbé d'Aubriot. Ihre Augen sprachen beredt, wenn ihr Mund schwieg, und wenn eine Bemerkung ihres Cavaliers sie veranlaßte, das Gesicht hinter dem Fächer zu verbergen, replicirten die unsichtbar gewordenen Lippen desto kühner aus ihrer Verschanzung. Es waren zierliche

Pariſerinnen, Mademoiſelle Jeannette und Mademoiſelle Zoë, mit kleinen hübſch beſchuhten Füßen, elegantem Sonntagscoſtüm, gepudertem Haar, unglaublich dünner Taille, hoch dadurch heraufgedrängter, tiefdecolletirter Bruſt und ſahen ſich, die Geſichtszüge ausgenommen, zum Verwechſeln ähnlich. Aber in der Miene des „ſchönen Henri", der vor ihnen ſtand, lag das volle Bewußtſein, daß er ſeinen auszeichnenden Namen mit Recht trug und ihrer würdig war. Er befand ſich im Beſitz eines mit unübertrefflicher Accurateſſe gehaltenen, glänzendſchwarzen Henri-quatre, ſeine Livree glitzerte von Goldfäden und ſein in hohem Reitſtiefel ſteckender Fuß ſchlug, wenn er nicht ſprach, einen anmuthigen Tact auf dem geſtampften Boden des Hofes. Nun kam auf der entgegengeſetzten Seite deſſelben die rothe Gabriele, die im Vorzimmer des Vicomte ihren Auftrag ausgerichtet hatte, von einer Treppe herab und die Köpfe der Converſirenden wandten ſich zu ihr hinüber.

„Wie gemein, auf nackten Füßen zu gehen", ſagte Mademoiſelle Jeannette. Mademoiſelle Zoë fiel ein: „Es iſt gradezu unanſtändig für unſer Geſchlecht, es in ſo kurzer Robe zu ſehen."

Der ſchöne Henri lachte ſchalkhaft. „Meine Damen, unter kurzer Robe birgt ſich manchmal Schöneres, als unter langer."

„Pfui, Sie Ungalanter!“ Mademoiſelle Jeannette ſchlug mit dem Fächer nach ihm. „Wenn Sie noch geſagt hätten, das Nämliche,“ ſtimmte ihre Collegin zu. Darüber brach die Erſtere in ein Gelächter aus. „O Du biſt naiv, Zoë! Monſieur Henri wird glauben. —“

Sie ziſchelte ihr etwas in's Ohr. „Monſieur Henri wird auch in Gedanken den Anſtand nicht ſo verletzen,“ replicirte die Andere laut. Er legte betheuernd die Hand auf die Bruſt: „Ich glaube nichts, meine Damen, als was auch Herr de Laval zu glauben ſcheint. Sehen Sie!“

Er deutete vorſichtig mit dem Finger hinüber. Der blonde Graf war auf den nach Unten führenden Stufen einer Kellertreppe aufgetaucht und auf Gabriele Arthon zugeſchritten. Er ging etwas unſicher und hielt mit den Händen ſein Gleichgewicht aufrecht, ſo daß ihm das ſtarke Mädchen als Stützpunkt erwünſcht ſein mochte, denn er legte ſeine Rechte derb wider ihre Bruſt. Es war unverkennbar, daß er dazu ſprach, doch nicht zu hören was, ſondern nur, daß Gabriele lachte. Dann nickte er mit dem Kopf, ſie trennten ſich und das Mädchen verließ den Schloßhof.

Mademoiſelle Jeannette äußerterte ſich empört: „Man ſollte ſolche Dirnen ſtäupen, wenn ſie wagen, in's Schloß zu kommen!“ — „Gewiß und ich möchte dabei zugegen

ſein," meinte der ſchöne Henri. — „Es ſcheint, daß Sie ſelbſt mit Hand anlegen möchten, Monſieur," betonte Zoë ſcharf. — „Sie halten mich für zu grauſam," erwiederte er, einen lächelnden Blick an ihr niederwerfend, „ich würde lieber aus dem Zwange befreien, als ihn anthun."

Mademoiſelle Jeannette zeigte etwas gereizt ihre kleinen Zähne, „Monſieur Henri iſt ein Türke, er hat mir ſchon daſſelbe geſagt."

„Man erzählt, daß die Türkinnen nicht unzufrieden ſind, weil ſie keinen Grund zur Eiferſucht haben."

„Das iſt ſchwer zu entſcheiden, Monſieur."

„Es iſt ſchwerer, Einer von Ihnen den Schönheitspreis zuzuerkennen, meine Damen."

„Ah, Sie wollen uns verſöhnen, Monſieur." Mademoiſelle Zoë bewegte anmuthig ihren Fächer. „Was kommt dort?"

Es war Herr Demogeot, der durch's Thor ritt und ſich nach einem Knechte für ſein Maulthier umſah, allein der betreßte Kutſcher regte ſich nicht von der Stelle und wandte nur, als der Advocat ſich, den Hut lüftend auf ihn zu bewegte, halb den Kopf und ließ einen gleichgültigen Ruf in den Stall erſchallen. Ein Troßbube erſchien, nahm das Thier, und Herr Demogeot trat in's Schloß ein.

„Gemeine Perſönlichkeiten ſind mir in den Tod zuwider," ſagte der ſchöne Henri, die Finger ſeiner Hand-

schuhe aneinander abschlagend, als ob er etwas mit ihnen berührt hätte, woran sie schmutzig geworden. Die beiden Colleginnen stimmten zu und Mademoiselle Jeannette fügte bei: „Es ist mir lieb, daß der Herr Vicomte die Gefälligkeit gegen uns hat, diesen Advocaten an seiner eignen Tafel sitzen zu lassen und uns die Unannehmlichkeit solcher Tischnachbarschaft nicht aufzubürden."

„Der Herr Vicomte ist ein ächter Edelmann," bestätigte Henri, „und weiß, was er noblen Persönlichkeiten, die in seinen Dienst eintreten, schuldet. Dieser „dritte Stand," von dem man neuerdings in Marseille und Paris redet, hat überall in gleicher Weise etwas Anwiderndes."

„Ihm fehlt alles Chevalereske" — Mademoiselle Jeannette warf einen voll anerkennenden Blick dabei auf den vor ihr stehenden Cavalier — „und die Tournüre der Frauen und Töchter dieser Leute ist gradezu zum Lachen."

Eine junge Magd kam und suchte Mademoiselle Zoë, Comtesse Marie sei von der Promenade zurückgekommen, wolle umgekleidet werden und verlange nach ihr. Die Gerufene sah nach dem Zifferblatt der über dem Schloßportal befindlichen Rococo-Uhr und versetzte, die Unregelmäßigkeit in den Launen der Comtesse sei unerträglich und es sei noch um mehr als eine Stunde zu früh, die Toilette zum Diner zu beginnen. Allein zugleich war ihre Neugier rege gemacht, denn sie meinte, dahinter stecke

diesmal offenbar etwas Besonderes, sie werde schon herausbringen, was, und es bei ihrem Diner nachher mittheilen. Trotzdem seufzte sie mit Grazie und setzte hinzu, Jeannette habe es gut, da Comtesse Diana sie fast nie belästige und sich stets selbst ohne Hülfe ankleide.

„Sie hält sogar die Thür ihres Schlafzimmers geschlossen, bis sie fertig ist", ergänzte die Beneidete, „und läßt mich nie zugegen sein, als fürchte sie —"

„Daß Du etwas an ihr entdecken könntest, was nicht grade beneidenswerth ist", fiel Zoë ein, indem sie ihre Stellung so veränderte, daß die Zierlichkeit ihrer Figur keinen Zweifel aufkommen lassen konnte, sie habe nichts zu verbergen, das eine Entdeckung scheue.

„Oder daß Sie ein verkleideter Herr seien, Mademoiselle", sagte Henri gleichzeitig.

Das letzte war ein so köstlicher Scherz, daß er wohl das Gelächter verdiente, mit dem Jeannette darauf erwiederte. „Ich würde das Mädchen bedauern, das mich dafür hielte", entgegnete sie, „doch ich glaube, Comtesse Diana würde sich in dem Falle kaum mehr vor mir fürchten. Wenn es nicht zu lächerlich klänge, würde ich sagen, sie sei honteuse vor ihren eigenen Augen und schäme sich vor ihrem eignen Spiegel. Aber sie hat keine Passion und man fürchtet sich vor Herren nur, wenn man sich vor sich selbst fürchten muß."

Der ſchöne Henri fing, ſeinen Zwickelbart glättend, geſchmeichelt einen vielſagenden Blick aus dem Augenwinkel der Sprecherin auf, der Mademoiſelle Zoë veranlaßte, den Arm ihrer Begleiterin zu faſſen und dieſe mit ſich fortzuziehen. „Ich darf Comteſſe Marie nicht länger warten laſſen", meinte ſie jetzt, „aber noch gefährlicher, ſcheint mir, würde es ſein, wenn ich Monſieur und Mademoiſelle ohne eine Dame d'honneur hier allein zurückließe. Wir empfehlen uns bis zum Diner, Monſieur Henri. Apropos, ich habe mit der Cuiſiniere Rückſprache genommen, wir werden heut' brillant bedient ſein und ich freue mich auf Ihren Eſprit, den der Wein vervollkommnen wird. A revoir!"

Die beiden Colleginnen gingen, ſich mit einem Knix von ihrem Cavalier verabſchiedend, tänzelnd und fächelnd über den Schloßplatz, der ſchöne Henri drehte ſich den Schnurrbart und ſah ihnen befriedigt nach. Träg ſchliefen noch immer die großen Fanghunde in der Sonne, und aus den Ställen kam ab und zu ein Gewieher, das an den Schloßwänden rundlaufend in der ſtillen Nachmittagsluft verklang.

Elftes Kapitel.

Der Vicomte Marcelin von Hautefort saß in hochlehnigem Sessel vor einem großen, auffatzlosen, mit Papieren überhäuften Schreibtische seines Studirzimmers. Die Fenster waren geöffnet und die in den mit weißem Marmor bekleideten Vorsaal führende Thür ebenfalls, denn die Wärme der Aprilsonne machte sich auch hier geltend. Der Seigneur hatte dieselbe ebenfalls empfunden und seine dunkle Perrücke neben sich auf den Tisch gelegt, so daß er mit seinem weißen Scheitel ein durchaus verändert von der Wand des großen Gemachs abstechendes Bild darbot. Diese war ringsum mit mattfarbigem Holzgetäfel belegt und mit reicher Ornamentik verziert. Aus den natürlichen Rahmen des Tafelwerks blickten Geschlechtsbilder des Hauses Hautefort auf den glatten, aus buntem Marmorstuck gebildeten Estrich. Einer der gelbrothen Tagfalter hatte sich herein verirrt und flatterte, den Ausgang suchend, an den Wänden umher.

Der Vicomte befand sich nicht allein in dem Zimmer. Neben einem der in den Garten, grade auf die Springsäulen hinausgehenden Fenster stand noch ein Mann in wartender Stellung. Er war vor Kurzem eingetreten und hatte den Platz, auf dem er sich befand, mit den Worten: „Euer Gnaden haben mich befohlen", eingenommen. Herr von Hantefort hatte, die Stimme erkennend, ohne aufzublicken erwiedert: „Ah, Sie sind es, Herr Maulac", und die Arbeit, bei der er beschäftigt war, fortgesetzt. Seitdem hatte Herr Maulac sich so wenig geregt, wie eine Wachsfigur es gethan hätte, und wartete.

Er schien daran gewöhnt und in doppelter Beziehung in der That mit einer Wachsfigur Aehnlichkeit zu haben. Der Gesammtausdruck seines Gesichts und seiner Haltung drückte aus, daß er einem Automaten gleich von fremder Hand in Bewegung versetzt werden müsse, um körperlich oder geistig in Thätigkeit zu gerathen. Andererseits hatten seine unbeweglichen Züge in ihrer Farbe ebenfalls etwas Wachsartiges und es war im Grunde falsch, von dem Ausdruck seines Gesichtes zu sprechen, denn es besaß keinen. Es enthielt Stirne, Nase, Augen und Mund, doch sie bildeten keinerlei Physiognomie, in der irgend etwas zu lesen gewesen wäre. Das Einzige, was ihn charakterisirte, bestand in seiner einfachen, aber anständigen Kleidung, wie sie von einem Bewohner des Schlosses ge-

fordert werden konnte, denn als Gutsrichter der Liegenschaften des Seigneurs und des lebenden Inventar's darauf hatte er sein Domicil im Erdgeschoß eines Seitenflügels.

Ein Diener trat ein und meldete, daß ein Mädchen aus dem Dorf die Nachricht überbracht, Herr Demogeot aus Le Puy werde sogleich die Ehre haben, seine Aufwartung zu machen.

„Sehr willkommen", sagte Herr von Hautefort, offenbar wirklich erfreut, und der Diener ging. Jener sah nochmals auf, blickte den Gutsrichter flüchtig an und wiederholte zu ihm gewendet: „Herr Demogeot wird kommen, das trifft sich gut."

„Ah, Herr Demogeot wird kommen? Ja, das trifft sich gut", versetzte Herr Maulac, und es war unmöglich zu enträthseln, ob er diese Kunde jetzt zuerst von den Lippen des Vicomte vernommen und zuvor bei der Meldung des Bedienten seine Ohren ebenfalls mit Wachs verstopft gehabt. Doch es schien, als ob Herr Demogeot für ihn erst wirklich komme, seitdem der Seigneur diese Thatsache gebilligt.

Einige Zeit verging, dann trat der Advocat ein. Herr von Hautefort stand auf und reichte ihm zwei Fingerspitzen seiner rechten Hand, die der Notar mit einer tiefen Verneigung einen Moment in die seinige nahm.

„Ich habe erfahren, daß Euer gräfliche Gnaden gestern zurückgekehrt sind", sagte er.

„Und ich freue mich, Sie so bald zu sehn", erwiederte der Vicomte. „Der Aufenthalt außerhalb seiner Güter wird für einen Edelmann von Jahr zu Jahr kostspieliger."

Herr Demogeot lachte nicht, aber es sah, wie immer, aus, als ob er lache. „Um so bedauerlicher ist es, wenn der Ertrag dieser Güter sich von Jahr zu Jahr vermindert."

Er trat an den Tisch und legte eine Anzahl von Goldrollen, die er aus der Tasche geholt, neben die Papiere desselben. „Ich bin unvermögend, das Fehlende für jetzt zu liefern", fügte er bei.

Der Seigneur berührte zählend mit den Fingerspitzen, so flüchtig wie zuvor die Hand des Advocaten, die Goldrollen. „Das Fehlende beträgt zehntausend Livres; Sie machen da ein hübsches Geschäft, Herr Demogeot."

Dieser zögerte einen Augenblick und senkte dann seine Finger nochmals in die Tasche. Er brachte mit ihnen noch eine Rolle zum Vorschein, die er zu den übrigen legte. „Sie war zurückgeblieben, das Fehlende beträgt sechstausend Livres."

„Mit der Gesammtsumme des vorigen Jahres zwanzigtausend", addirte der Vicomte.

„Und für mich das Dreifache an Verlust, gnädiger Herr.“

Der Angeredete warf einen Blick über die Rollen, in dem sich deutlich aussprach, wie widerwärtig es ihm sei, auf dies Thema noch weiter einzugehen. Aber er versetzte: „Ich brauche Geld; mein Sohn bedarf großer Summen, er hat das Glück Seiner Majestät zu gefallen —“

„Wenn Euer gräfliche Gnaden vorziehen, einen Wechsel eintreten zu lassen?“ fiel der Advocat trocken ein. Der Seigneur sah ihn antwortlos an, und er fuhr fort: „Daß eine Lösung des Pachtcontractes in meinem Interesse liegt, halte ich für überflüssig zu bemerken, da ich beim Fortbestehen des jetzigen in wenig Jahren ruinirt sein werde. Insofern dies mit völliger Zahlungsunfähigkeit für mich verbunden sein würde, liegt die Lösung des Contractes auch im Interesse Euer Gnaden.“

Der Seigneur streckte seine Hand leicht zitternd nach dem Tisch. Es wurde ihm kühl und er setzte sich die Perrücke wieder auf. Zugleich nahm er wahr, daß der Advocat noch immer stand, und er zog selbst einen Stuhl für denselben herbei und entgegnete: „Nein, Herr Demogeot. Ich verabscheue solche Umänderungen und ich weiß, Sie sind ein redlicher Mann.“

Der Advocat zuckte die Achsel. „Es giebt Leute, die das Gegentheil behaupten. Ich bin Euer Gnaden dankbar, daß Sie nicht zu diesen gehören."

„Von achtbaren Leuten gehört niemand dazu." Es trat eine kleine Pause ein, in welcher der Vicomte auf den Gutsrichter blickte, um sodann den Nachsatz beizufügen: „Nicht wahr, Herr Maulac?"

„Niemand", erwiederte oder wiederholte Herr Maulac und schloß sich, wenn er ein achtbarer Mann sein wollte, in diese Entgegnung ein.

Die Hände des Vicomte ordneten mechanisch die Papiere, mit denen er beschäftigt gewesen, zu einem Convolut. „Es muß doch einen Grund haben", bemerkte er, scheinbar in beleidigender Weise gegen Herrn Demogeot, da die Aeußerung der Gesprächsfolge gemäß sich auf die Leute beziehen mußte, die in die Redlichkeit des Advocaten Zweifel setzten.

Allein dieser zeigte, daß er nicht nur dem Gespräch sondern ebensowohl dem unausgesprochenen Gedankengange des Seigneurs gefolgt sei, und erwiederte ohne eine Miene zu verziehen ruhig: „Es hat mehrere Gründe, doch einen Hauptgrund."

„Man muß ihn zu beseitigen suchen."

„Das ist ohne Frage mehr als wünschenswerth."

„Und dieser Hauptgrund ist —?"

„Euer gräfliche Gnaden selbst.“

Der Vicomte seufzte und schwieg. Herr Demogeot schob seinen Stuhl geräuschlos zurück, erhob sich wieder und sagte:

„Ich bitte um die Erlaubniß, ein offnes Wort sprechen zu dürfen.“ Da ein Kopfnicken ihm diese gewährte, fuhr er fort:

„Es ziemt Leuten meines Standes nicht, Sie, gnädiger Herr, auf etwas aufmerksam zu machen, was Ihre überlegene Beurtheilungskraft selbst besser zu erfassen und auszudrücken vermöchte. Wenn ich es trotzdem wage, so geschieht es, weil Ihre höhere Einsicht durch Verschwisterung mit einer anderen Tugend in diesem Falle eine Einbuße erleidet. Es wird mir schwer, dies auszusprechen, denn die Tugend, von der ich rede, ist eine der erhabensten, des ächten Edelmann's würdigsten. Aber es giebt Fälle, wo sie sich in ihr Gegentheil, in eine Schwäche, verkehren kann. Sie thut dies, wenn sie zur Ungerechtigkeit, nicht nur gegen Andere, Niedriggestellte, sondern gegen sich selbst, ja sogar gegen Seine Majestät den König verleitet.“

„Sie sagen, auch gegen Seine Majestät, Herr Demogeot?“ wiederholte der Vicomte seufzend.

„Der Staat, dessen imposanten Gipfel Seine Majestät bildet, setzt sich aus einzelnen Stücken zusammen“, ent-

gegnete der Advocat. „Wer das Losbröckeln derjenigen Theile duldet, die seiner Obhut anvertraut sind, schädigt das Ganze und zwar in gleicher Weise, ob es aus Absicht oder aus Schwäche entspringt. Das Wohlwollen, mit dem Sie, gnädiger Herr, der Unbotmäßigkeit und Zügellosigkeit Ihrer Untergebenen Nachsicht angedeihen lassen, ist in seinen Folgen nicht geeignet, Ihnen das Wohlwollen des Staates und Seiner Majestät des Königs zuzuziehen, denn es schädigt durch meine bedeutungslose Persönlichkeit Sie selbst und durch Sie eine der sichersten Stützen der erhabenen Begriffe, die ich soeben genannt."

Der Vicomte hob unruhig den Kopf. „Sie erschrecken mich, Herr Demogeot. Die lange Abwesenheit von meinen Gütern —"

„Wird von uns beklagt, doch sie würde dem Zustand derselben keinen Eintrag thun, wenn die tüchtigen und über ihrem Gedeihen wachenden Männer, in deren Hände Euer Gnaden die Wahrung Ihrer Interessen gelegt, nicht durch die übergroße Weichherzigkeit Euer Gnaden in der Ausübung ihrer Pflichten behindert würden."

Herrn von Hautefort's Blick fiel auf die vor ihm aufgestapelten Goldrollen und er seufzte zum dritten Mal. „Sie haben mir allerdings Thatsachen vorgebracht, Herr Demogeot —"

Die einzige Thatſache ſeit dem Eintreten des Advocaten war eigentlich nicht aus dem Munde, ſondern aus der Taſche deſſelben hervorgegangen und überdies als eine negative. Trotzdem faßte Herr Demogeot das Wort bereitwilligſt auf und verſetzte:

„Thatſachen, die ſich, wie ich bereits bemerkte, einerſeits von Jahr zu Jahr noch mehr verringern, andererſeits in gleicher Weiſe ſteigern werden. Es iſt eine Thatſache, daß Sie im ganzen Frankreich der wohlwollendſte und gütigſte Herr Ihrer Untergebenen ſind, doch es iſt auch eine Thatſache, daß kein Seigneur unſeres Landes eine mehr der Trägheit und Schwelgerei ergebne, trotzigere und habgierigere Bauernſchaft beſitzt. Eine Thatſache iſt's, daß Sie, gnädiger Herr eine der wichtigſten und getreueſten Stützen des von Gottes Gnaden zum Horte aller über uns aufgerichteten Thrones bilden, aber leider iſt es nicht minder eine Thatſache, daß nirgendwo in Frankreich ſo notoriſche Verbrecher und Rebellen gegen den allerhöchſten Willen Seiner Majeſtät des Königs einen derartigen Schutz und Zuflucht genießen, wie ſie ihnen durch Ihre — verzeihen Sie den nothwendigen Ausdruck — den legalen Beſtand aller Dinge gefährdende Güte gewährt wird."

Der Vicomte Marcelin von Hautefort entſetzte ſich in unverkennbarſter, wirklichſter Weiſe. „Verbrecher? Rebellen?" wiederholte er — „auf meinen Gütern?" Und

er sah dem Advocaten mit einer Mischung von Unwillen und Ungläubigkeit in's Gesicht.

Dieser hatte in seiner, durch die Art der Kleidung unterstützten Haltung augenblicklich fast mehr von einem Geistlichen als einem Rechtsgelehrten und auch seine Antwort neigte sich mehr dem Charakter des ersteren zu. Er traf darin, ohne am Morgen die Kirche von Saint Pierre besucht zu haben, in bewundernswerther Uebereinstimmung mit dem Thema der Predigt des Pfarrers Mathieu Guéraud überein, nur daß er, als ein innerhalb des realen Erdenlebens thätiger Mann, mehr auf die practischen Consequenzen Gewicht legte.

„Die Schrift sagt, gnädiger Herr, gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist. Darauf ruht, wenn ich es richtig auffasse, alles Recht des Staates und des Einzelnen. Es heißt, gebet jedem, was ihm zukommt. Geschieht dies nicht, so vermag nichts zu bestehen. Der Staat ist eine Pyramide, die auf einer breiten Fläche ruht, dem Lande, wenn man ihn als Körper, den Landbebauern, wenn man ihn als Gesellschaft betrachtet. Diese haben den wohlerdachten, in's Kleinste zweckvoll eingerichteten, kunst- und ruhmreichen Aufbau über ihnen zu tragen, dessen glänzende Spitze die Krone bildet. Es ist das ihre Pflicht und dazu sind sie von Gott geschaffen. Sie sind keine Pfeiler des stolzen, christlichen, ihm wohlgefälligen Gebäudes, das

er gewollt, sondern nur das Fundament, wie der Acker den Boden darbietet, auf dem das Korn erwächst. Sind Stumpfen in diesem Boden, so rottet ein kluger Besitzer sie aus, trägt er nicht die Frucht, die seine Bestimmung erheischt, so gräbt man seine widerspänstigen Schollen um. Das ist's, gnädiger Herr, was nicht ich, sondern ganz Frankreich und des Königs Majestät von Ihnen zu Ihrem eignen Besten und zur Ehre Gottes verlangt. Die Aecker von Hautefort sind in der That nutzlose Schollen, auf denen die Bauern fast sämmtlich Zweifelderwirthschaft betreiben, um ihren Viehstand vermehren zu können, dessen Ertrag in ihre eigene Tasche fällt. Die Ochsen, welche sie halten, vermiethen sie zu Fuhren, um sie nicht zum Pflügen zu verwenden, mit dem kärglichen Getreide, das sie zum Schein bauen, mästen sie, sobald es nicht gesehen wird, ihre Gänse und Schweine. Das ist der Zustand Ihrer Güter; wenn die Ernte kommt, gehe ich, dem die Hälfte derselben gehört, leer aus, und Sie gleichfalls, weil ich Ihnen die Pachtsumme nicht entrichten kann. Das ist aber auch der Zustand jener andern gesellschaftlichen Grundlage, auf welcher der Staat beruht. Die Bauern verabsäumen die ihnen von Gott auferlegte Pflicht, weil keine Geißel sie dazu antreibt, und schwelgen im Ueberfluß. Sie lehnen sich träg und trotzig gegen Alles auf, was über ihnen steht, gegen mich, gegen Sie, werden, ich

prophezeie es, es gegen Seine Majestät thun. Wo keine Strafe, ist keine Furcht, wo keine Furcht, kein Gehorsam. Ohne Gehorsam nach Oben verwildert der menschliche Boden, der bestimmt ist, den Staat zu tragen und zu ernähren. Er erzeugt aufwucherndes Unkraut, giftige Pilze, Verbrecher und Rebellen, wie er es hier bereits gethan, die der Bauer zuerst vor dem rächenden Arm des Gesetzes verbirgt, um allmälig ihren Einflüsterungen Gehör zu schenken und offenen Aufruhr und Raub an allen Begüterten zu sinnen."

„O mon Dieu, das ist sehr ernsthaft, Herr Demogeot", sagte der Schloßherr, aufstehend. „Seine Majestät der König würde es mir in der That nicht vergeben, wenn er von diesem Zustande auf meinen Gütern vernähme."

Die Perrücke war dem Seigneur wieder zu heiß geworden und er legte sie abermals auf den Tisch und fuhr nachdenklich durch's Fenster hinausblickend fort:

„Allein welche gesetzliche Mittel lassen sich dagegen in Anwendung bringen? Daß Sie Recht haben müssen, beweisen mir auch diese" — er machte eine halbdeutende Bewegung nach den Goldrollen, brach jedoch sofort ab — „ich meine die Worte eines anderen vortrefflichen Mannes, die ich heute vernommen, des Pfarrers Guéraud —"

Das Auge des Vicomte war in die Ferne gerichtet und nahm nur undeutlich wahr, daß sich dicht unter dem

offenen Fenster eine Gestalt befand, die zu zögern schien, die Stufen der Schloßterrasse hinan zu steigen. Nun concentrirte er seinen Blick in die Nähe auf diese und erkannte, daß sie dem anderen vortrefflichen Manne angehörte, von dem er in demselben Momente gesprochen. In der That war es der Pfarrer Mathieu Guéraud, dessen demüthige Haltung die gräfliche Freitreppe zu betreten, Anstand genommen und der im Begriff stand, seinen Weg um die Flügel des Gebäudes herum nach dem Eingang vom Schloßhofe aus zu nehmen. Er fuhr leicht zusammen, wie Herr von Hautefort ihn jetzt anrief und ihn höflich ersuchte, da seine Gegenwart grade in dem Augenblicke höchst willkommen sei, bei ihm einzutreten. Ja, der Vicomte ließ keinen Zweifel darüber, daß er als den zu diesem Behuf einzuschlagenden Weg die marmorne Terrasse des Schlosses ansehe, denn er schritt in ziemlicher Aufregung der Thür, die auf jene hinausging, entgegen, öffnete sie mit eigener Hand und der Pfarrer trat mit dem Gruße: „Die Gnade des Herrn sei mit den hier Versammelten", und darauf mit einer dem Seigneur geltenden tiefen Verneigung ein.

Der Vicomte fragte, ob der glückliche Zufall, der Herrn Guéraud grade in diesem Augenblicke hergeführt, vielleicht gefügt habe, daß er auch die Auseinandersetzung Herrn Demogeot's vernommen?

„Ja", antwortete der Pfarrer.

Und ob er, der Seigneur — es lag eine Art eigentlich grundloſen Triumphes in dem Ton der fortgeſetzten Frage — nicht Recht darin habe, daß dieſe Auseinanderſetzung völlig mit der Predigt übereinſtimme, die von dem Herrn Pfarrer heut Morgen in der Kirche gehalten worden ſei?

„Ja", antwortete Mathieu Guéraud.

„Sie hören es", ſagte der Vicomte Marcelin von Hautefort, Herrn Demogeot und Herrn Maulac anblickend. Auch dieſe Bemerkung war im Grunde unnöthig und eigenthümlich, denn keiner hatte die Abſicht kundgethan, die Ausſage des Grundherrn im Geringſten anzuzweifeln, und der Advocat lächelte jetzt wirklich, während Herr Maulac der an ihn geſtellten Forderung gemäß erwiederte: „Ich höre es."

Dennoch ſchien Herr von Hautefort eine entſchiedene Beruhigung in dieſer Zuſtimmung zu finden. Er ließ ſeine Hand auf die Lehne des Stuhles fallen und zwar in einer willenloſen Art, welche ausdrückte, daß die bedauerliche Thatſache jetzt leider feſtgeſtellt ſei und daß er mithin nichts mehr daran zu ändern vermöge. Und er wiederholte mit ernſterer und entſchloſſenerer Stimme ſeine Frage, welche geſetzliche Mittel gegen dieſe Thatſache in Anwendung zu bringen ſeien?

Herr Demogeot entgegnete lakonisch: „Die Strafe, d. h. das Beispiel". — Da von keiner Seite eine Erwiederung darauf erfolgte, fuhr er fort:

„Das göttliche und das weltliche Gesetz geben uns nicht nur die Mittel, sondern legen uns das Gebot auf, diese in Anwendung zu bringen. Um dem Umsichgreifen der Auflehnung gegen beide vorzubeugen, ist es nothwendig, einige der im Augenblick Strafbarsten herauszugreifen und ein abschreckendes Beispiel an ihnen aufzustellen. Man muß gleich morgen den Beginn machen und die Widersetzlichkeit nach allen Richtungen unnachsichtig züchtigen. Zunächst Einen, der mit seinen Zahlungen am Meisten im Rückstand ist, dann solche, die durch Trägheit und Ueppigkeit das verderblichste Beispiel geben. Ich werde morgen in der Frühe hierher zurückkehren und ein Namensverzeichniß mit mir bringen; Herrn Maulac ersuche ich, bis dahin die Vorkehrungen zu treffen, welche für die Execution erforderlich sind. Der Bauer Gouton ist jedenfalls noch heute in Gewahrsam zu nehmen, um mit ihm zu beginnen. Es wird geboten sein, auch von den schwangeren Dirnen des Dorfes eine, am Besten die hübscheste, auszuwählen und sie am Pranger zu peitschen. Die Immoralität nimmt von Jahr zu Jahr mehr Ueberhand; es ist gut, daß die Leute in dem Wahn befangen sind, keine Ehe schließen zu können, doch man muß ebenso

wenig zulassen, daß sie einen derartigen Ersatz dafür suchen. Sie verletzen dadurch das Gebot Gottes und fügen durch Arbeitsunfähigkeit und Mehrung der Kinder uns allen Schaden zu. Darum dürfte es gleichfalls wünschenswerth erscheinen, ein Exempel an denen zu statuiren, deren Kinderzahl ein halbes Dutzend übersteigt. Wenn im Uebrigen die Eheschließung nicht unter allen Umständen gehindert werden kann, so erheischt unsere Pflicht gegen den Staat doch, die Folgen derselben durch Strafandrohung zu vermindern und einzuschränken. Nur durch die Anwendung solcher Maßregeln, gnädiger Herr, werden wir Alle im Stande sein, unsern Obliegenheiten nachzukommen und Ihre Güter in den Stand zu versetzen, den Ihre hohe Stellung in Frankreich, Ihr edler Name, die Gunst dessen derselbe sich seit Jahrhunderten bei der Majestät des Königs erfreut, und Ihr eigenes Wohlwollen und Interesse an der Lage Ihrer Untergebenen erfordern."

Der Advocat schwieg und es trat eine kurze Pause ein. Dann sagte der Vicomte: „Es ist demnach eine Thatsache, daß mein Wohlwollen das Gegentheil von dem erzielt, was es beabsichtigt. Also muß etwas geschehen, denn ich will —"

Er hielt inne und sah den Gutsrichter an. „Euer Gnaden will, daß etwas geschieht," wiederholte Herr Maulac.

„Daß geschieht, was Herr Demogeot mir vorgetragen," schloß Herr Marcelin von Hautefort. Er seufzte und setzte hinzu: „Es ist beklagenswerth, allein die Religion, die Gerechtigkeit und die Intentionen Seiner Majestät erheischen es."

Der letzte Satz enthielt eine dreifache Collectivfrage, deren ersten Theil Mathieu Guéraud und deren zweiten Herr Maulac mit einem „Ja" beantwortete. Den dritten bestätigte der Schloßherr, als in diesem Falle unfraglich höchste Competenz selbst, während der Advocat, seine Zustimmung als selbstverständlich zu betrachten berechtigt, nur mit dem Kopfe nickte. Herr von Hautefort stand auf und sagte: „Gottlob, daß diese geschäftlichen Angelegenheiten erledigt sind, ich bin leider schon daran gewöhnt, den Tag nach meiner Rückkehr als einen besonders lästigen vor mir zu wissen."

Allein Herr Demogeot machte eine respectvoll andeutende Bewegung, daß gewissermaßen seine geistige Hand ihn noch zurückzuhalten wünsche. „Euer Gnaden verstatten, daß ich noch einmal auf die notorischen Verbrecher und Rebellen zurückkomme, deren ich vorhin Erwähnung that." —

Die beiden Bezeichnungen erregten einen sichtlich körperlich widerwärtigen Eindruck auf den Seigneur, doch eben deshalb sah er ein, daß es nöthig sei, das Verlangen

des Advocaten zu gestatten. Dieser fuhr fort: „Wir wissen, daß sich der aus St. Just unfern von Le Puy gebürtige, landesflüchtige Jourdan oder Clement Jouve, wie sein eigentlicher Name lautet, auf dessen Kopf ein Preis gesetzt ist, hier in der Gegend herumtreibt —“

Der Vicomte sah fragend auf. Es war ihm unbekannt, weshalb ein Preis auf den Kopf des Genannten gesetzt sei, ebenso wie er den Namen selbst zum ersten Mal vernahm. Deshalb blickte er fragend in das Gesicht des ihm zunächst Stehenden und dieser war Mathieu Guéraud.

„Er hat den Maire seines Heimathsortes getödtet,“ beantwortete der Pfarrer die unausgesprochene Frage.

„Abscheulich!“ erwiederte Herr von Hautefort. „Um ihn zu berauben?“

„Um sich an ihm zu rächen. Der Maire hatte die Frau des Jourdan als der Hexerei verdächtig einziehen lassen und sie ist im Gefängniß gestorben.“

„Abscheulich!“ wiederholte der Vicomte und es unterlag keinem Zweifel, daß er einen gesteigerten Abscheu gegen den Mörder ausdrückte. Herr Demogeot sagte:

„Es wird seiner Majestät ein wesentlicher Dienst damit geleistet werden, wenn wir hier des Verbrechers habhaft werden. Dazu bedarf es jedoch als Vorbedingung daß wir uns einer Person versichern, die der schwerste

Verdacht belastet, Mitwisser des Verstecks des Gesuchten und Mithelfer desselben zu sein. Es ist dies ein seit langer Zeit hier im Lande befindlicher Bretagner, Namens Jean Arthon, ein gemeingefahrlicher Mensch, dessen Geschichte im Bagno zu Toulon beginnt, wo er der schlimmsten Sorte der dortigen Zöglinge angehörte und durch eine Revolte seine Strafzeit noch über ihr ursprüngliches Maß hinaus verlängerte."

Der Schloßherr wußte auch von dieser Persönlichkeit begreiflicher Weise ebensowenig wie von der vorher erwähnten. Er versetzte: „Woher wissen Sie dies, Herr Demogeot?" Und er drückte seine Unwissenheit zugleich dadurch aus, daß er auf das „Sie" in der Anrede einen betonenden Nachdruck legte.

Offenbar war nichts Anderes damit gemeint, doch trotzdem verwandelte sich einen Moment die mehlartige Farbe der Gesichtshaut des Advocaten in ein noch blutloseres Grau. Er wich den auf ihn gerichteten Augen aus und erwiederte gleichgültig: „Ich lebte zu der Zeit ebenfalls in Toulon, wo mir die Acten seines Prozesses in die Hände geriethen. Doch ich weiß deshalb am Besten die Gefährlichkeit dieses Verbrechers und die Nothwendigkeit, sich seiner zu versichern, zu ermessen. Wir bedürfen jedoch einer Ermächtigung von Ihnen dazu, gnädiger Herr —"

Der Vicomte griff sich an die Stirn. „Unter welcher Anklage steht der Mensch?“

„Gegenwärtig unter keiner speciellen.“

„Aber in dem Falle giebt das Gesetz keine Handhabe —“

Herr Demogeot trat einen Schritt näher an den Tisch und legte seine Hand spielend auf die nebeneinander gereihten Goldrollen. „Ich kann Gewähr dafür leisten, daß sein Einfluß ebenso sehr an jeder Verschlechterung der Güter, die Sie uns anvertraut haben, betheiligt ist, wie der Staat an ihm eins seiner für das allgemeine Wohl gefährlichsten Mitglieder besitzt. Es handelt sich nicht darum, ihm den Beweis eines grade jetzt begangenen Verbrechens zu führen, sondern ihn für den Augenblick unschädlich zu machen, zu welchem Behuf wir uns gottlob von Alters her einer weisen Institution in Frankreich erfreuen. Euer Gnaden sind Mitglied des großen Parlamentes von Lyon und es bedarf nur Ihrer Unterschrift unter einen Haftbefehl, um, unter Vorbehalt späterer Genehmigung Seiner Majestät, der gesetzlichen Gewalt die Befugniß zu ertheilen, sich des Verbrechers und einstigen Züchtlings zu bemächtigen und vorläufig dadurch jede von ihm drohende Gefahr zu beseitigen.“

Der Seigneur warf dem durch das offene Fenster, das er endlich wieder ausfindig gemacht, hinausflatternden

goldrothen Falter einen sehnsüchtigen Blick nach, griff schnell nach einer Feder und schrieb seinen Namen in großen Zügen unter ein Blanquet, welches er aus einem Schubfach herausgezogen. Dann stand er auf und der Entschluß, sich nicht wieder zu setzen, war felsenfest auf seiner Stirn ausgeprägt.

„Ich erwarte jetzt eine gründliche Besserung aller Verhältnisse", sagte er, Herrn Demogeot den Haftbefehl überreichend. Dieser nahm denselben mit einer tiefen Verbeugung, betrachtete ihn, faltete ihn in seine Brusttasche zusammen und erwiederte:

„Unsere Ergebenheit und unser Eifer garantiren Ihnen dafür, gnädiger Herr. Sie setzen mich mit Herrn Maulac's und Herrn Guéraud's Hülfe in den Stand, Ihren Ansprüchen an mich im nächsten Jahre ebenfalls vollständig nachkommen zu können."

„Ich erwarte es", wiederholte der Schloßherr, den Blick auf die beiden Genannten richtend. Der Gutsrichter verneigte sich: „Herr Demogeot wird über mich befehlen", und Mathieu Guéraud fügte hinzu: „Die Hülfe der Kirche steht der Obrigkeit zu Gebot."

Das zu außerordentlicher Zufriedenheit aufgeheiterte Gesicht des Vicomte ließ keinen Zweifel darüber obwalten, daß er die lästige Geschäftsbesprechung als beendet ansehe, und die Theilnehmer an derselben verabschiedeten sich, indem

altem Herkommen gemäß der Seigneur Herrn Demogeot den Wunsch aussprach, ihn heute zum Diner im Schloß erwarten zu dürfen. Der Advocat bestritt, wie die Form es erheischte, seinen Werth, solcher Auszeichnung theilhaftig zu werden, und gab wie immer nach, da Herr von Hautefort erklärte, daß er an dem löblichen Brauche seiner Vorfahren in allen Dingen festhalte und deshalb auch hierin keine Aenderung eintreten lasse.

Der Vicomte Marcelin von Hautefort war ein patriarchalischer Herr, dem König ergeben, leutselig nach unten, wohlwollend gegen seine Untergebenen. Er öffnete eine der Goldrollen, seine Börse zu füllen, legte die übrigen in einen Schrank und begab sich über die Marmorterrasse in den Garten hinunter. Die köstliche Aprilluft athmend, schritt er durch die Gänge des Stern's, sein Blick ruhte mit Befriedigung auf den Statuen, den lichtgrünen Hecken, den Vögeln, die im Schutze seines Eigenthums ihre Nester bauten, obwohl sie ihn keineswegs zuvor um seine Einwilligung gefragt hatten. Freudig und würdig setzte er seine Wanderung fort, sogar bis an die Grenze des Parks, wo der Bach silberhell und silbernen Tones über Steingeröll fortplätscherte. Ein leiserer anderer Ton mischte sich hier mit seinem fröhlichen Klang, und wie der Seigneur aufsah, gewahrte er ein kleines zerlumptes Mädchen, das unter einem Buschrand halb verborgen

saß und weinte. „Was fehlt Dir? Wie heißt Du?“ fragte er.

Die Kleine fuhr erschreckt auf und wollte fortlaufen, doch er winkte ihr nochmals und sie kam zögernd heran. Gouton hieß ihr Vater, der sich mit der Axt bei der Arbeit den Fuß verwundet, und ihre Mutter lag krank und sie hatte geweint, weil — weil sie heute keine Sonntagssuppe gehabt wie die anderen Kinder im Dorf, sondern nur ein Stück Brod wie in der Woche.

Herr von Hautefort lächelte, griff in die Tasche und warf in der Sonne blitzend ein funkelneues Goldstück auf den Wollenrock des kleinen Mädchens. „Dafür giebt's wohl eine Suppe“, sagte er, und die Kleine schrie jubelnd auf. Doch er wandte sich ab und ging in den Park zurück. Er wollte keinen Dank, es war seine Pflicht zu helfen, wenn er Noth sah. Er hätte es in diesem Falle vielleicht für Pflicht gehalten, seinem Wohlwollen Einhalt zu gebieten, wenn er gewußt, daß er das Kind eines der trotzigsten und strafbarsten Bauern des Dorfes damit überhäuft, allein der Name dessen, den Herr Demogeot Herrn Maulac schon heute als den strenger Züchtigung Würdigsten bezeichnet hatte, war ihm selbstverständlich entfallen.

Zwölftes Kapitel.

Herr Demogeot und der Pfarrer Mathieu Guéraud hatten den Schloßhof miteinander verlassen und der erstere begleitete den letzteren eine Strecke Wegs auf die Kirche zu. Es waren zwei sehr abstechende Gestalten in der sonnigen Landschaft, und die Schmetterlinge am Wegrand flogen auf, wenn der Schatten der beiden sie berührte. Der Advocat sprach eifrig, doch mit gedämpfter Stimme. Er entwickelte eine politische Theorie und sagte:

„Glauben Sie mir, Guéraud, die Zustände sind unhaltbar, weil nicht die Klugheit, die Berechnung, sondern der Hochmuth das Volk regiert. Ich werde heut' Mittag die Ehre haben, an der gräflichen Tafel zu speisen, doch ich weiß, daß jeder von den Laquaien, der mich bedienen wird, sich zu gut halten würde, anderswo an meiner Seite zu Tisch zu sitzen. Mich kümmert das keineswegs, denn es thut mir keinen Schaden; im Gegentheil, mein Vortheil

erheiſcht, daß ich es ruhig ertrage, und wenn ich tauſend Jahre alt würde, ſo würde ich keine Miene darüber verziehen. Aber es liegt eine Gefahr für uns in dieſem Hochmuth, der ſich in den Schlöſſern des Adels und der höheren Geiſtlichkeit, die aus ihm hervorgeht, immer mehr ſteigert. Wir werden zu Mittelsperſonen zwiſchen ihnen und dem Volk, die ſie dazu benutzen, den ganzen Ingrimm der unteren Klaſſen auf uns abzuladen, um ſelbſt mit reinen Händen und, ich hätte faſt geſagt, reinem Gewiſſen dazuſtehen. Das iſt die Unklugheit, denn wenn es einmal zum Sturm kommt von Unten herauf, und geben Sie Acht, wir erleben ihn, ſo fallen ſie ſo gut wie wir und thun es grade deshalb, weil ſie uns die Stütze entziehen, die wir an ihnen finden ſollten. Sie könnten uns vor der Welt mit Fußtritten behandeln, doch innerlich ſollten ſie erkennen, was wir ihnen werth ſind. Statt deſſen machen ſie es umgekehrt und werden es bereuen. Sie leben in dem Gedanken, die Klügeren von ihnen wenigſtens, uns preisgeben und dem Moloch in den Rachen werfen zu können, wenn er kommt. Und er kommt, ich ſpüre manchmal ſeinen heißen Athem. Deshalb iſt es Zeit, daß wir, das heißt die Leute meines Standes und der niedere Klerus, dem Sie angehören, ein Bündniß nicht nur wie zuvor im Intereſſe der Seigneurs gegen Unten, ſondern in gleicher Weiſe nach Oben ſchließen.“

Der Sprecher hielt einen Moment inne; die bis dahin ihrer Gewohnheit gemäß niedergeschlagenen Augen Mathieu Guéraud's hoben sich und richteten einen eigenthümlich aufleuchtenden Ausdruck in das Gesicht des Advocaten. „In welcher Weise?" fragte er, und Herr Demogeot fuhr fort:

„Ich sagte Ihnen, daß ich den Glauben hege, es wird eine Revolution kommen, ähnlich wie sie im vorigen Jahrhundert in England gewesen, nur aus anderen Anlässen entspringend. Wer mit offenen Augen in die Dinge sieht, kann nicht daran zweifeln, nur die Narren auf ihren Schlössern und am Hofe gewahren nichts davon. Natürlich erfordert unser Interesse, daß wir diese Revolution so lange zurückdämmen und bekämpfen, wie unsere Kraft reicht, denn wenn die Wogen einmal durchbrechen, ist es unberechenbar, was sie mit sich fortreißen. Tritt dies aber ein, so heißt's bei Zeiten vorbereitet sein, daß man ein Mittel besitzt, sich auf dem Fluthschwall oben zu erhalten, bis der Ungestüm derselben gebändigt ist, die wilden Wasser sich verlaufen haben. Es kommt dann darauf an, daß wir die Herrschaft, die wir heute halb unser nennen, nicht nur behaupten, sondern zu einer ganzen umwandeln; die Revolution muß uns emporheben, daß wir an die Krone und den Firlefanz, der daran hängt, hinaufreichen, sie nieder zu reißen vermögen und doch zugleich auch uns

den Halt bewahren, zu rechter Zeit die Masse wieder unter unsere Füße zurückbändigen zu können. Dann werden wir wirklich die Herren sein, nicht weil wir albern genug sein werden, uns von besserem Blut und gottbegnadetem Vorrecht zu wähnen, sondern weil unsere Klugheit, die plumpen widereinander kämpfenden Triebe des Pöbels für unsere Herrschaft zu benutzen, uns befähigt, ihn nach dem Vorbild des Alterthums zu Sklaven zu machen. Selbstverständlich werden wir dazu ebensowenig des thatkräftigen Beistandes der Kirche entrathen können, wie das heutige Regime, doch uns dadurch von diesem unterscheiden, daß wir nicht Cardinäle und Bischöfe, sondern die niedere Geistlichkeit für die Verdienste, die sie sich an der gemeinsamen Sache erwirbt, auch an der gemeinsamen Beute der Herrschaft theilnehmen lassen. Wie gesagt, es wäre mir lieber, wenn wir von einer derartigen Umwälzung verschont bleiben könnten; da wir in Wirklichkeit den Reichthum nnd die Macht inne haben, würde ich bei der Gefahr, die jene immerhin mit sich bringt, vorziehen, auf den Schein derselben Verzicht zu leisten. Ich habe schon seit längerer Zeit mit Ihnen darüber reden wollen, Guéraud, denn Sie sind ein kluger Mann und wären berufen, eine größere Wirksamkeit auszuüben, als die Bauern von Saint Pierre unter dem Joch zu erhalten. Doch Sie sind zu allgemein verhaßt, ich rathe Ihnen deshalb, rechtzeitig unter der

Hand sich die Gunst der Leute durch kleine Nachsichtigkeiten, die nicht an die große Glocke gehängt werden, zu erwerben. Die Naturtriebe der Menschen sind die mächtigsten; verdammen Sie dieselben vor den Ohren des Seigneurs von der Kanzel; verurtheilen Sie zu Jahrtausenden in Fegefeuer und Hölle — was nicht im Augenblick brennt, schmerzt auch im Augenblick nicht — aber erlassen Sie im Stillen hie und da einer Dirne die Kirchenstrafen und den Schandpfahl, und Sie werden einst, wenn es darauf ankommt, die Frucht davon ernten, daß man darauf hinweisen kann: Er war stets ein Freund des Volkes, theilte die Empfindungen desselben, half ihm heimlich, wo er konnte, und that nur gezwungen, was seine Oberen und die, in deren Händen die Macht war, von ihm forderten."

Es war nur ein Moment gewesen, in welchem der Pfarrer Mathieu Guéraud die Augen zu seinem Begleiter aufgeschlagen, ein Moment, in dem sie so eigenthümlich aufgeleuchtet, dann hatten sie sich beharrlich wieder gesenkt und er schritt stumm nebenher. Nun versetzte er:

„Sie rathen mir, wie es scheint, das Entgegengesetzte von demjenigen, was Sie selbst thun. Oder glauben Sie durch die Maßregeln, welche Sie morgen in Anwendung zu bringen gedenken, sich die Gunst der Bauern zu erwerben?"

Der Advocat lachte. „Vielleicht täuschen Sie sich nicht, Guéraud. In erster Reihe verfolge ich damit allerdings den Zweck, Furcht einzuflößen, der mir Vortheil bringt und dem, was ich wie gesagt nicht wünsche, entgegenarbeitet. Das geschieht gewissermaßen im Interesse des Vicomte, wie in meinem; was ich jedoch ausschließlich in meinem hinzuthun werde, ist, daß ich Sorge trage, die von mir angewandten Maßregeln als dem Willen des Seigneurs entflossen erscheinen zu lassen, den ich vergeblich heut' zu bewegen versucht, Gnade zu üben. Das ist ein Beispiel, das ich Ihnen aufstelle —"

„Sie sind sehr offenherzig, Herr Demogeot, mehr als ich es von einem Advocaten Ihres Renommé's erwartet hätte. Wenn ich nun hinginge und Herrn von Hautefort dies Beispiel verriethe?"

Der Notar lachte noch stärker. „Bah! Welchen Vortheil hätten Sie davon? Wenn man gewöhnt ist, jede Frage aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten, so ergiebt sich auch eine Antwort auf die Ihrige von selbst. Man kann offenherzig sein, wenn man Menschenkenntniß hat, und diese besitze ich bei Ihnen seit anderthalb Jahrzehnten, Guéraud. Stellen Sie Ihre Frage aber, um meine Klugheit zu prüfen, so will ich Ihnen auch demgemäß eine Antwort geben. In dem Falle würde ich Herrn von Hautefort einfach erklären, daß Sie entweder etwas Der-

artiges von mir zu hören geträumt oder es erfunden hätten, um mich bei ihm zu verdächtigen. Voilà tout, doch es würde ausreichen, nicht wahr?"

Herrn Demogeot's Stimme war keine hübsche, allein wenn sie scherzte klang sie abscheulich. „Sie haben Recht, es würde ausreichen", entgegnete der Pfarrer einsilbig. Es schien, daß er noch etwas Anderes hinzuzufügen beabsichtigte, denn er öffnete die Lippen nochmals zu einer Frage, die mit den Worten: „Wann gedenken Sie —?" begann, doch im selben Augenblick trat ein ältliches Weib, das offenbar vor der Kirchenthür seiner gewartet hatte, an ihn heran und nahm seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Alte bückte sich, den Saum seines Gewandes zu küssen, und hielt ihm eine Handvoll kleiner Silbermünzen entgegen.

„Was wollt Ihr?" fragte er barsch.

Sie sprach mit fast zahnlosem Munde, unverständlich, es war schwer, ihre Absicht im Allgemeinen mehr zu errathen als zu begreifen. Ihre Kuh hatte einen Wasserbauch gehabt, aber die Mutter Gottes hatte auf die tägliche Fürbitte der Frau gehört, die Kuh wieder hergestellt und sie sogar ein gesundes Kalb zur Welt bringen lassen. Nun jedoch lag die Tochter der Alten krank und diese sah ein, daß die heilige Jungfrau es so als Strafe für sie gefügt, weil sie undankbar gewesen. Deshalb hatte sie jetzt das

Kalb verkauft und brachte den Erlös, damit der Herr Pfarrer der Mutter Gottes ein Paar neue Schuhe dafür kaufen möge.

Mathieu Guéraud stand einen Augenblick regungslos, dann stieß er die runzlige Hand, die das Geld darreichte, rauh zurück.

„Ihr lügt!“ fuhr er das Weib heftig an, „denn Ihr bringt dies nicht aus Dankbarkeit, weil Eure Kuh gesund geworden, sondern aus Furcht, daß Eure Tochter sonst sterben möchte und Euch nicht mehr ernähren könnte. Ihr wollt die Jungfrau damit bestechen — macht fort, ich nehme Euer Geld nicht!“

Er that einen schnellen Schritt von ihr weg, die Alte hing sich jammernd an seinen Rock und ersuchte vergeblich, sich von ihr loszumachen. Drohend wandte er den Kopf gegen sie und sagte hart:

„Außerdem ist das Geld gestohlen und würde den Altar schänden —“

Die Frau fiel ihm zitternd in's Wort: „Das sagen Hochwürden immer, aber ich kann's bei den heiligen Nothhelfern schwören, das Kalb gehörte mir —“

„Ihr lügt! und stehlt es dennoch!“ fuhr Mathieu Guéraud zornig heraus. „Eure Tochter hat die Kuh gefüttert und gehütet, hat sie gepflegt, wie sie krank war und das Kalb mit dem Lohn für ihrer Arme Arbeit

groß gezogen, darum gehört es nicht Euch, ſondern ihr. Von ihr aber will die Mutter Gottes das Geld nicht, denn ſie iſt in dieſer Woche nicht zur Beichte geweſen."

„Sie liegt ja krank", jammerte die Alte, indem ſie noch einen Verſuch machte, ihre Gabe in die Hand des Pfarrers zu legen, allein er ſchob ſie zur Seite, daß die Münzen auf den Boden fielen, entgegnete: „Dann verlangt die Jungfrau als Erſtes von ihr, daß ſie das Geld zur Herſtellung ihrer Geſundheit anwendet, um in die Beichte gehen zu können", und entfernte ſich mit ſchnellen Schritten. Herr Demogeot folgte ihm, während das Weib ſtumpfſinnigen Blicks vor ſich hinmurmelnd die Münzen von der Erde auflas, und ſagte verwundert:

„Jetzt iſt an mir die Reihe, zu bemerken, daß Sie rigoroſer ſind, Guéraud, als ich es von einem Pfarrer Ihres Renommé's erwartet hätte. Wenn Sie es für klug hielten, der Frau mit theologiſchen Bedenken bezüglich der Verwendung des Geldes für ein Paar himmliſcher Schuhe zu begegnen, ſo giebt es doch noch irdiſche Fußbekleidungen, für deren Herſtellung ſich daſſelbe geeignet haben würde, ohne daß ein gewichtvolles Princip dadurch verletzt worden wäre."

Er warf einen lächelnden Blick dabei auf die Füße des Pfarrers, dieſer ſtand einen Moment verwirrt, dann erwiederte er:

„Sie vergessen Ihre eigene Klugheitslehre, die Sie mir eben ertheilt, Herr Demogeot. Die Tochter der Frau wird durch das Geld, das ich zurückgewiesen, gesund werden und es mir zu Dank wissen, wenn — wenn es für uns nöthig sein wird, wie Sie sagen. Es läßt mich etwas an Ihrem Scharfblick zweifeln, daß Sie nicht erkennen, wie ich sogleich nach dem Grundsatz gehandelt habe, dessen Eindringlichkeit Sie mir klar gemacht."

Das Letzte war in einem, den Lippen Mathieu Guéraud's fremdartig stehenden, scherzenden Tone gesprochen, und der Advocat schlug sich lachend vor die Stirn. „Am Ende sind Sie der Fuchs und ich nur ein gewöhnlicher Marder, ich bekomme Respekt vor Ihnen, Guéraud. Ich hätte mir sagen können, daß es nicht in der Art Eures Standes liegt, Euch etwas entwischen zu lassen und daß, wenn es so scheint, Ihr es auf Wucher legt. Ich freue mich, keinen Schüler sondern einen schon selbst erfahrenen Practikanten meiner Lehrsätze an Ihnen gefunden zu haben, aber Sie sind mir noch eine Antwort schuldig —"

„Sie sehen, daß ich mit Ihnen einverstanden bin", fiel der Pfarrer ein, „wenn Sie morgen zurückkommen, wollen wir eingehender darüber sprechen."

Der Advocat befand sich in vorzüglichster Laune. „Ich will Sie wenigstens auf einem syntactischen Fehler ertappen,

Guéraud, Sie wissen, mein Stand hat auch seine gelehrten Bestrebungen und wacht über der richtigen Anwendung unserer Sprache, die durch die Stellung eines kleinen Wortes manchmal einen veränderten Sinn erzielt. Nicht: Wenn ich morgen zurückkomme — sondern: Morgen, wenn ich zurückkomme, denn ich komme jedenfalls zurück, so gewiß wie ich, um dies bewerkstelligen zu können, heut' Abend erst wieder in die Stadt hinüber reite, meine Vorkehrungen für das morgen früh stattfindende Moralexempel zu treffen."

Sie waren auf dem Platz vor dem Pfarrhause angelangt. Die Sonne stand im Nachmittag, aber sie erhellte und erwärmte noch jeden Winkel des lachenden Thales. Die Hütten der Bauern in Saint Pierre rauchten nicht mehr, die Kinder tummelten sich, gesättigt von der Sonntagsmahlzeit, ausgelassener noch als zuvor wieder im Bach und an den Ufern desselben, nur die alte Burg Capdeul sah finster und gespensterartig auf die Frühlingslandschaft herunter.

Mathieu Guéraud's Blick war über diese hingeschweift und blieb auf den grauen Trümmern, welche die Basaltpfeiler krönten, haften. Er hatte nichts auf die linguistisch-spitzfindige Antwort des Advocaten erwiedert und fuhr nur, als es ihm zum Bewußtsein kam, daß derselbe ausgesprochen, unmerklich zusammen. „Sie sagten — wann gedenken Sie nach Puy zurück zu reiten?" fragte er.

„Nun, früh wird es jedenfalls nicht werden", meinte der Angeredete. „Der Wein im Schloß ist gut und etwas muß man für die ehrenvolle Mühe und Langweiligkeit solcher Gesellschaft haben."

Der Blick des Pfarrers hatte sich von der Ruine abgewandt und ruhte mit undurchdringlich niedergeschlagenen Lidern wieder auf dem Boden. „Trotzdem würde ich Ihnen rathen, nicht zu spät aufzubrechen. Sie wissen, der Weg ist bei Nacht unsicher, und mich däucht, daß Ihre Taschen nicht ganz geleert sind —"

„Ihr Scharfblick steigert sich und berechtigt mich zu den besten Hoffnungen für unser Schutz- und Trutzbündniß, mein lieber Guéraud", fiel ihm Herr Demogeot lachend in's Wort. „Es wäre in der That Schade um die vortrefflichen, neuen Bildnisse Seiner Majestät — Gott erhalte ihn womöglich! — gewesen, wenn der Herr Vicomte sich allein an ihnen ergötzt hätte. Ein ausgezeichneter Mann, Gott erhalte ihn uns ebenfalls! Ein Edelmann, der nicht allzuviel von unserer Armuth begehrt, doch ich habe eine gute Freundin in der Manteltasche meines Maulthieres, um mir die neuen Bildnisse Seiner Majestät ebenfalls zu erhalten, wenn die Armuth eines Anderen nach ihnen begehren sollte. Unter ihrem Geleit ist der Weg auch bei Nacht sicher genug, denke ich, sich'rer vielleicht als er heut' bei Tage war, wo ich meinem Freunde Jean Arthon an

der Brücke begegnete. Wir haben Mondlicht zur Nacht und sollte ich zufällig abermals zu einem Rendezvous mit ihm gelangen, so werde ich mit Hülfe meiner Freundin den Haftbefehl, den ich in der Tasche trage, gleich selbst an ihm vollziehen, so daß ihm die Unbequemlichkeit des Eingesperrtwerdens erspart bleibt. Auf Wiedersehen, Guéraud! Sie wissen, ich habe noch eine kleine Saat im Dorf auszustreuen."

„Auf Wiedersehen!" antwortete der Pfarrer. Er sah dem Advocaten eine kurze Weile nach, dann trat er in's Haus hinein. Es war ein unbehagliches, frostiges Gebäude, das von der Frühlingswärme draußen noch nichts wußte. Offenbar zu groß für die Eheloſigkeit seiner Bewohner, hatten diese es zur Hälfte verfallen lassen und nur die eine Seite desselben in nothdürftigem Stand erhalten. Eine kalte, graue Atmosphäre schlug dem Eintretenden entgegen, die Fenster des Steinflurs waren mit ölgetränktem Papier geschlossen, in ausgehöhlten Löchern des Bodens stolperte der Fuß. Jeder Comfort fehlte, doch auch jeder Sinn für Kunst oder nur für Geschmackvolles. Ein freudloser, abtödtender und selbst-erstorbener Priestergeist lag über Allem, in gleicher Weise über den Dingen des Zimmers, das unverkennbar den gewöhnlichen Aufenthalt des Pfarrers bildete. Es bestand in einem kahlen, grau-weiß getünchten Gemach mit zahlreichen, dicht

besetzten Büchergestellen an den Wänden. Ein grober Holzstuhl stand vor einem großen ebenfalls roh gezimmerten und mit Büchern bedeckten Tisch, in der Ecke das Bett des Bewohners, ein mit wollener Decke verhängtes Gestell, das sich kaum von den elenden Schlafstätten der übrigen Dörfler unterschied. Mit dem reichlichen Einkommen verglichen, welches der Zehnte der Geistlichkeit selbst in den ärmsten Gegenden eintrug, machte das Ganze den Eindruck mit ascetischer Consequenz zusammenscharrenden Geizes und der Anblick des Zimmers schien ein Licht auf den gewöhnlichen Augenniederschlag seines Insassen zu werfen. Erscheinung und Art desselben paßten hierher, der Raum in dem er lebte, sprach sein Inneres aus.

In gleicher Weise das, was er jetzt zunächst nach seinem Eintreten that. Er ging auf eins der Büchergestelle zu, zog einen alten Band hervor und setzte sich, ihn aufschlagend an den Tisch. Es war das Werk eines spanischen Jesuiten aus dem sechzehnten Jahrhundert, Juan Mariana's, das abwechselnd roth und schwarz bedruckte Titelblatt enthielt die Aufschrift: „De rege et regis institutione.“

Mathieu Guéraud saß gestützten Hauptes und las in dem alten Jesuitenbuch. Seine Augen ruhten jetzt mit einem sonderbar leuchtenden Glanz starr auf den Buchstaben — lag die Erklärung seines Wesens darin, daß er selbst zum Orden Jesu gehörte? Er wiederholte einige

lateiniſche Sätze der Schrift laut vor ſich hin und fügte hinzu: „Er hat Recht, auch er, und es muß ſein.“

Eine Seitenthür des Gemaches hatte ſich leiſe geöffnet und ſeine Nichte Clemence war hereingetreten. Sie betrachtete ihn zögernd einige Augenblicke, dann ſchritt ſie auf ihn zu und legte ihm von hinten ihre zierlichen Hände über die Augen.

„Du haſt Dich heut Morgen erſchreckt, Oheim.“

„Biſt Du's, Clemence?“ erwiederte er. Er legte den Kopf gegen ihren Arm zurück und verharrte eine Weile ſchweigend, nur ab und zu tief athmend, in dieſer Stellung. Dann zog er ihre Hände ſanft herab und ſah ihr in's Geſicht. „Soll ich Dich auch erſchrecken, Clemence?“

„Womit?“ fragte ſie lachend.

Er nahm ihre Hand und betrachtete die Linien derſelben. „Wenn ich etwas weiſſagte.“

„Und was, Oheim?“

„Daß jemand kommen wird, ehe die Sonne geht.“

Ein roſiger Schimmer floß über die Züge des Mädchens und ſie verſetzte ſchnell: „Deine Weiſſagung wird ſich ſchlecht bewähren, Oheim, denn die Sonne ſteht ſtill.“

Er blickte ſie forſchend an. „Wenn die Propheten erfüllt ſind, bedarf man ihrer nicht mehr. Mir ſcheint, als wäre es ſo.“

Clemence Guéraud nickte. „Du weißt, daß ich nichts verhehle.“

„Weshalb wollteſt Du's? Du haſt ihn geſehn?“

„Er ging mit Diana und ſah mich von Fern'. Dann verließ er ſie und kam und ſuchte mich —“

„Und Du ließ'ſt Dich finden?“

Das Mädchen kniete nieder und legte den Kopf auf die Knie des Pfarrers. „Er nahm meine Hand,“ ſagte ſie leiſe, „und küßte ſie und ich küßte die ſeine.“

„Halt' ein, Du brauchſt mir nicht mehr zu ſagen.“

Sie hob ruhig die Stirn zu ihm auf und blickte ihm in's Geſicht. „Ich habe Dir Alles geſagt.“

„Dein Herz klopft und ſagt mir, daß Du ihn liebſt, daß er um Deinetwillen gekommen iſt.“

Sie ſchwieg und er wiederholte: „Dein Herz klopft, was ſoll daraus werden, Clemence?“

„Ich weiß es nicht,“ flüſterte ſie, „Du haſt es uns nicht geſagt.“

Mathieu Guéraud's Hand lag auf ihrem weichen Haar und ſein Blick ging träumeriſch lächelnd darüber hin. Dann fiel er auf das aufgeſchlagene Buch des Tiſches und ein Schauder überlief den Pfarrer.

„Es ſagt's uns Niemand“, verſetzte er dumpf, „wir müſſen es ſelbſt wiſſen. Denke nach, Clemence, und dann handle.“

Blutroth geworden, erhob sie sich von den Knieen und verließ stumm das Zimmer. „Du hast bereits gewählt“, hatte er hinzugefügt, ehe sie die Thür erreichte. Sie durchschritt eine Kammer und gelangte in ein Gemach, das den vollsten Gegensatz zu demjenigen bot, welches sie eben verlassen. Die Sonne blickte durch klare Fensterscheiben herein und spielte mit goldhellen Lichtern um anmuthsvolle und schöne Gegenstände aller Art. Kunst und Grazien hatten den Raum geschmückt, der Odem, den er hauchte, war Blumenduft, Wärme und Freudigkeit des Lebens. Das Licht der Aprilsonne wäre zu grell gewesen, doch seidene Vorhänge dämpften es und schwere Gobelins deckten die Wände, von denen in braunröthlichem Ton englische Kupferstiche herabsahen. Ein weicher orientalischer Teppich überspannte den Estrich, das Zimmer erschien wie aus dem Schlosse drüben losgelöst und in das unansehnliche äußerlich verfallene Pfarrgebäude hineingesetzt.

Clemence Guéraud gab auf das Alles jedoch in diesem Moment nicht Acht. Sie war daran gewöhnt, und was bedeutete das Alles gegen ihr klopfendes Herz, ihre glühende Stirn? Sie warf sich zu Boden auf den Teppich und legte den Kopf wider den Rand eines großblumigen Divans und ihre Lippen wiederholten murmelnd eine Frage —

„Ja, was, was soll daraus werden?“

Ihre Schläfen pulsirten. „Hab' ich bereits gewählt?

Er sagt es und es muß wahr sein, denn er weiß Alles. Er muß auch wissen, was daraus werden soll, denn wüßte er es nicht — "

Sie sprach nicht aus, nur ein irrer Strahl, der an den erinnerte, welcher manchmal unter Diana von Hauteforts Brauen aufleuchtete, zitterte aus ihren Augen. Doch nur secundenlang, dann lachte sie fröhlich: „Was zerbreche ich mir Herz und Kopf? Er wird es wissen, wie der Maler weiß, was aus den Umrissen seines Bildes werden soll."

Beruhigt trat sie vor einen großen, von goldgeflügelten Amoretten getragenen Spiegel und glättete ihr Haar. Sie ordnete lange daran, bis ihr Blick Zufriedenheit kund that; endlich geschah's und sie setzte sich an's Fenster und nahm ein Buch zur Hand. Es war eine unerwartete Lectüre sowohl für das Haus, als für die hübschen Mädchenaugen, die darüber hinglitten, und muthmaßlich das einzige Exemplar dieses Buches, das sich im ganzen Velay, vielleicht im ganzen, dem Scepter König Ludwigs XVI. untergebenen Reiche befand, denn es trug einen deutschen Titel und dieser lautete: „Muthmaßlicher Anfang der Menschengeschichte, von Immanuel Kant." Die Jahreszahl, welche darunter stand, besagte obendrein, daß erst drei Jahre verflossen seien, seitdem das Buch erschienen.

Wie kam die Schrift des Königsberger Professors in

dies Haus, in die Hände Clemence Guéraud's, und wie kam sie dazu, die Sprache desselben verstehen zu können? Sie mußte dazu befähigt sein, denn ihre Lippen sprachen einige Sätze daraus nach, doch dann irrten die Augen ab, hefteten sich erwartungsvoll auf den Weg, der zum Schloßpark hinabführte, und das Buch fiel von ihren Knien auf den weichen Teppich und blieb unbeachtet liegen.

Drüben in dem öden Gemach las auch Mathieu Guéraud wieder in dem Buch, das besser in das katholische Pfarrhaus paßte. Sein Gesicht stand ebenfalls im Gegensatz zu dem seiner Nichte, denn es glühte nicht, sondern es war mit kaltem Schweiß bedeckt und fast aschfarben blaß. Nur darin glich er ihr, daß nach einer Weile sein Blick wie der ihre über die Blätter fortirrte und durch's Fenster in's graue Nordlicht hinausgerichtet, starr auf einem Etwas haften blieb. Doch es war nichts, von dem er wartete, daß es körperlich herankommen möge, kein Gegenstand, ein irrer, treibender Gedanke in's Blau des Himmels mußte es sein. Aber auch aus seinen Händen fiel achtlos das Buch, dumpf kollerte es zur Erde, blieb jedoch im Fall geöffnet liegen und sah mit seinem Titelblatt noch vom Boden auf. Schwarz, wie das Jesuitengewand, das er einst getragen, blickte der Name Mariana's empor und darunter roth, wie mit Blut gedruckt: „De rege et regis institutione."

Dreizehntes Kapitel.

Mademoiselle Zoë hatte heut ihren unglücklichen Tag. Sie war entweder auffällig ungeschickt oder Comtesse Marie ungewöhnlich anspruchsvoll. Die Erstere gab sich die erdenklichste Mühe Alles recht zu machen und die Letztere zankte unaufhörlich und fand Alles abscheulich. Sie war manchmal beinah' dem Weinen nahe und sagte: „Sie sind ein garstiges Geschöpf und wollen mich absichtlich verunstalten, glaube ich."

Die Zofe warf zuvörderst einen Blick über ihre eigene Figur, die ihr aus einem der hohen Pfeilerspiegel bis zu den rothen, gestöckelten Schuhen hinunter entgegentrat, und fand zu ihrer Beruhigung, daß sich das auf sie bezügliche Urtheil der Gnädigen oder Ungnädigen durchaus unhaltbar erweise. Dann versetzte sie etwas piquirt und etwas ironisch: „Ich frisire Comtesse, wie ich es in Paris und Versailles gelernt habe", aber sie fügte gleich hinzu: „Wenn Comtesse

indeß meinen, daß Sie durch etwas verunstaltet werden könnten, so läge das gar nicht in meiner Macht."

Es war ein hochluftiges, ganz mit seladonblauer Seide drapirtes Zimmer. Unter den Flügelthüren sahen in's Getäfel eingelassen, große mythologische Gemälde herab, sehr körperlich nackt, sehr unverhüllt in ihrem Ausdruck und sehr schön gemalt. Eine der Thüren stand geöffnet und führte in ein anderes, ähnliches Gemach, aus dem ein breites, mit rosenfarbiger Seide umrahmtes Himmelbett hervorblickte. Ein kostbar geschnitztes Crucifix stand auf einem Marmortischchen davor, ein Madonnenbild hing darüber. Gleichmäßige schwere Teppiche bedeckten den Boden beider Zimmer, in einer Ecke des ersteren stand ein goldenes Gestell, auf dem ein rothhaubiger Arras saß, sein weißes Gefieder mit dem krummen Schnabel glättete und schnarrte. Dann fuhr ein ebenso weißes winziges Hündchen, das träumend in einem hereinfallenden Sonnenstreif schlief, auf und bellte mit ebenso winziger Stimme.

Marie von Hautefort lag in einem weiten, bequemen, seidenüberzogenen Armsessel und ließ Mademoiselle Zoë's Hände mit ihrem Köpfchen schalten. Ein weiter Mantel umhüllte sie bis an die Knie und der feine Puderstaub tanzte und flirrte tausendfach im Sonnenschein. Die Zofe hatte die Farbe des Haar's und die Frisur noch untadelhaft conservirt gefunden, aber die junge Gräfin fand sie

ſchon am Morgen ſchlecht gemacht, ſeitdem noch mehr verderbt und jetzt ganz und gar indecent, und Mademoiſelle Zoë war gereizt und ſprach ſchon zum dritten Mal von Paris und Verſailles. Sie war im Dienſte der Herzogin von Nemours geweſen und dieſe ſehnte den Augenblick herbei, ſie wieder um ſich zu ſehen. Freilich verſchwieg Mademoiſe Zoë, daß ſie nicht Zofe bei der Herzogin, ſondern bei einer Dame d'honneur derſelben geweſen und daß dieſe ſie aus dem Dienſt entlaſſen, weil ſie von ihr in einer zu verfänglichen Situation mit einem jungen Cavalier betroffen worden. Das hätte an ſich nichts geſchadet, aber Mademoiſelle Zoë mußte eingeſehen haben, daß die ſchon etwas ältliche Ehrendame einen vollgültigen Grund hatte, ſich darüber zu ereifern, da dieſe die ſtille Hoffnung hegte, dem jungen Cavalier ſelbſt zu ähnlicher Kühnheit Muth einzuflößen. Deshalb hatte ſie den Dienſt ohne Gegenrede verlaſſen und dem natürlichen Drange einer kleinen Bosheit nicht nachgegeben, die bei der Gelegenheit gleichſam zu ihrer Rechtfertigung manches hätte ausplaudern können, was vorwitzige Zofenaugen ſehen und an der Wand horchende Zofenohren belauſchen. Doch Mademoiſelle Zoë beſaß außer dieſen beiden geübten Organen auch ein Herz, das nicht minder geübt war, in Liebesaffairen Recht und Unrecht zu unterſcheiden, und in dem Herzen ein in vornehmer Umgebung gebildes Schick-

lichkeitsgefühl, welches ihr Schweigen auferlegte, um den feinen Ton nicht zu verletzen. Ueber solche Dinge redete man discret, nicht laut, denn man verlangte von Anderen, daß sie dasselbe thun sollten. Aber jetzt gab Mademoiselle Zoë doch ein klein wenig dem Drange der Bosheit nach und zerrte etwas stärker an dem schönen Haar ihrer Gebieterin, als unumgänglich war, so daß diese einmal über das andere rief: „Sie thun mir weh!“ Dann kam die „absichtliche Verunstaltung“ und das „garstige Geschöpf“ mit Mademoiselle Zoë's Replik und der besänftigend angehängten Clausel, und Marie von Hautefort seufzte und lächelte zugleich und antwortete:

„Daß es nicht in Ihrem Willen liegt, will ich glauben, aber Sie müssen nicht gut geschlafen haben, daß Sie heut Morgen eine so entsetzliche Figur aus mir gemacht. Das Kleid hätte für die Reise gepaßt oder für einen grauen, regnerischen Tag, doch an einem solchen Sommermorgen — ich begreife Sie nicht.“

„Comtesse betrachteten sich durchaus zufrieden im Spiegel. Die Sonne muß damals also noch nicht geschienen haben, und da Comtesse nichts von ihrem Kommen wußten, scheint mir meine Unwissenheit auch zu entschuldigen.“

Die Zofe hatte, während sie die Antwort gab, die Hände in ihre Schürzentäschchen gesteckt und machte eine

flankirende Bewegung mit der Naſenſpitze hinter dem Rücken ihrer Herrin, welche deutlich ausdrückte: „Da haſt Du's! Glaubſt Du, daß ich nicht weiß, für welche Sonne das Kleid nicht gut genug geweſen und um welcher Sonne willen ich geſcholten werde?“

Allein ſie hatte ſich verrechnet und an etwas nicht gedacht, was ſie ſonſt ſelten zu vergeſſen pflegte, den Spiegel, und in ihm gewahrte die junge Gräfin die beredte Naſenbewegung. In anderer Stimmung hätte ſie vielleicht darüber gelacht, doch in der gegenwärtigen erſchien es ihr von einer unpaſſenden Vertraulichkeit und ſie machte ein höchſt ernſthaftes Geſicht und entgegnete:

„Ueberdies muß ich Ihnen bemerken, daß für den Kirchgang das Kleid, welches Sie mir gegeben, viel zu ſtark decolletirt, ja im höchſten Grade unſchicklich war.“

„Bah,“ machte Zoë ungläubig, als ob ſie etwas derartiges überhaupt für unmöglich halte. Und ſie trällerte zwiſchen ihren niedlichen Lippen, als ſei es der Anfang eines Liedes: „Gott ſieht in's Herz und nicht darauf — “

Doch ſie täuſchte ſich abermals, ihre junge Gebieterin befand ſich heute wirklich in unberechenbarer Stimmung, denn ſie fiel mit nachdrücklich verweiſendem Ton ein:

„Ich verbitte mir in meiner Gegenwart ſolche Frivolität, Mademoiſelle. Sie wiſſen, ich dulde keine Blasphemien,

und wenn sie dieselben nicht zu unterlassen vermögen, so werde ich meine Schwester bitten, mir Mademoiselle Jeannette, deren sie fast nie bedarf, abzutreten, damit Sie zu Ihrer Königlichen Hoheit, der Frau Herzogin von Nemours zurückkehren können."

Das war mehr als deutlich, es war ernsthaft. Die rothen Stöckelschuhe der Zurechtgewiesenen knarrten und ihre rothen Lippen seufzten. „Comtesse' Frisur ist fertig", sagte sie tonlos und kniete vor dem Sessel der jungen Dame nieder. Sie that es zu einem weiteren Toilettenzweck, denn sie streifte zart die Strümpfe von den Füßen ihrer Herrin nieder, allein es nahm sich zugleich unverkennbar wie ein reuiger Kniefall aus und übte ebenso unverkennbar den begütigenden Einfluß, den es beabsichtigte. Der Papagei hatte mit einem mehreremal wiederholten, unverständlichen Versuch, einen Namen auszusprechen, das Hündchen vollständig geweckt und es kam halb verschlafen heran und leckte mit seinem winzigen Zünglein die rosigen kleinen Zehen des entblößt niederhängenden Fußes derjenigen, die auch seine Herrin war. Mademoiselle Zoë aber hatte eine große und wohlgelungene Anstrengung gemacht, denn von ihrer langen Wimper fiel eine Thräne ebenfalls grade auf den Fuß herunter.

Hund und Zofe waren beide rührend und rührten demgemäß auch wirklich. „Verzeihung, Comtesse", flüsterte

die Letztere, hob den goldbordirten Brocatrock der jungen Dame etwas höher noch empor und drückte ihre Lippen auf das schmalgebaute, reizende, glänzend weiße Knie, das unter jenem zum Vorschein kam. Marie von Hautefort blickte träumerisch auf sie nieder und erwiederte:

„Nennen Sie mir einen Wunsch, den Sie von mir erfüllt haben möchten, Kind."

Das Kind, das etwa um drei Jahre älter sein mochte, als die Sprecherin, verharrte in seiner Position und versetzte:

„Den einzigen Wunsch, den ich hätte, kann mir Niemand gewähren."

„Und der lautete? Wer weiß — ?"

„Daß ich in diesem Augenblick ein Mann wäre."

Die junge Gräfin zog mit einer unwillkürlichen Bewegung das weiße Knie etwas zurück. War das wieder eine Frivolität? Vielleicht ein wenig, doch gewiß keine Blasphemie, und Marie von Hautefort lachte:

„Nein, den Wunsch kann Dir allerdings Niemand erfüllen. Aber ich glaube, Du bist toll, Mädchen."

Sie hatte das Kind gedutzt, und Mademoiselle Zoë war glücklich darüber, und Beide waren gleich zufrieden.

Auch das Hündchen wälzte sich vergnügt auf dem Teppich, denn es empfand mit lebhaftem Instinct, daß eine Mißstimmung beseitigt sei, und plötzlich rief der weiße

Papagei: „Victor!“ Er hatte den Namen, den er gesucht, gefunden und wiederholte ihn deutlich: „Victor — Victor — Victor —“

Zoë sah mit einem süßblinzelnden Lächeln auf. „Nein, ich bin nicht so unklug, wie Comtesse mir das Unrecht zugefügt, es zu glauben“, entgegnete sie, „doch Victor wird es vor Freuden werden, wenn er die Victoire über die Victoire davon trägt.“

Es war ein graziös angewandtes dreifaches Wortspiel: Ein Sieger, der den Sieg über die Siegesgöttin erlangt — und es mußte süß im Aprilsonnenschein klingen, denn es kostete der Comtesse sichtlich große Anstrengung, halb gegen den Papagei und halb gegen ihre Gefährtin darauf zu erwiedern:

„Was schwatzt ihr beide? Ich werde euch ein Schönpflästerchen auf den Mund legen und euch die Ohren mit Wachs verstopfen.“ Sie sah dabei zu einem der mythologischen Thiergemälde hinauf, das den jugendlichen Kriegsgott und Aphrodite darstellte, wandte ein wenig roth und verwirrt den Blick nieder, seufzte leise und fügte hinzu:

„Welche Robe wähle ich, Liebste?“

„Die Lavendel-farbige —“

„Ich glaube, Du willst mich zur Duenna meiner Schwester machen.“

„Oder die grünviolettschillernde —“

„Nein, ich habe sie bei unserer letzten Cour in Versailles getragen."

Mademoiselle Zoë sann nach und ihre Gebieterin that es ebenfalls. Sie zerbrachen sich beide den Kopf, die erstere nagte dabei an ihren langen, rosafarbenen Fingernägeln. Endlich sagte die junge Gräfin entschlossen:

„Wir wollen die Perlrobe nehmen."

Die Zofe hatte sich einen Moment vorher umgedreht, als ob sie diese Entscheidung erwartet gehabt. „Nur ist diese noch weiter decolletirt als das Kleid von heut' Morgen", wandte sie mit einer Anwandlung ihrer Lippen kämpfend ein.

„Doch es kleidet am Besten, und da es einmal Sitte ist — "

„Gewiß, das Diner ist kein Kirchgang", replicirte Zoë mit treuherziger Stimme. Sie schrie gleich darauf „Au!" denn sie hatte sich in ihren kleinen Finger gebissen, und lief in's Garderobezimmer, um das befohlene Kleid zu holen. Marie trat derweil an das Goldgestell des weißen Papageien und streichelte ihm das Gefieder. Doch er war undankbar, krauste die Halsfedern und hackte nach ihrer Hand, als ob er die Schönpflästerchenstrafe, die sie ihm angedroht, verstanden. Mademoiselle Zoë kam mit der rauschenden Robe zurück, nahm ihrer Gebieterin den Pudermantel ab und begann, sie anzukleiden. Der Weg

dazu führte erst in entgegengesetzter Richtung und die junge Dame stand in großem, aber reizendem Negligee in den flitternden Sonnenstäubchen. Es war Alles gleich weiß an ihr, das Verhüllte wie das Unverhüllte, und Alles gleich zierlich und gerundet. Die Kammerzofe, deren kleine Perlzähnchen sich noch immer in die Unterlippe gruben versah ihr Amt mit größerer Beflissenheit als Discretion und forschte überall, ob auch etwas drücke oder belästige, doch Marie von Hautefort gab kaum darauf Acht — der Wunsch Mademoiselle Zoë's war ja unerfüllt geblieben — und ihr träumerischer Blick glitt über die seladonblaue Draperie des Zimmers und schweifte ab und zu flüchtig an dem großen Gemälde über dem Thürrahmen vorbei. Nun rauschte, von Zoë's vorsichtigen Händen gehalten, die perlfarbene Robe über den wundervollen Bau der Thurmfrisur, ohne eine Spitze desselben zu berühren und über die noch wundervollere Enge der Schnürbrust und fiel in schweren, knatternden Moireefalten bis auf den Boden. Das lachlustige Mädchen wendete noch einigemal anmuthig das ganze Werk ihrer Hände nach allen Seiten gegen das Licht, glättete hier eine Falte und bog dort ein Schleifchen, brachte die lange Schleppe der Schlangenrobe in wellenartigen Fluß, wiegte sich bewundernd einen Augenblick auf den knarrenden Stöckelschuhen, knixte, und Comtesse Marie war fertig. Draußen, drüben fingen aus irgend einem

Grunde die Kirchenglocken an, sich zu regen, und sie schritt mit vieler Würde und größerer Anmuth knisternd und knarrend durch's Zimmer, in's Nebengemach, besprengte sich das Gesicht leicht mit der in ein, über dem Crucifix angebrachten, Weihwasserbecken eingetauchten Hand, bekreuzigte sich und kehrte mit heiterem Antlitz zurück. Sie trat, sich musternd, vor den Spiegel und lächelte; doch seitdem die Robe sie trug, war etwas von der früheren Vertraulichkeit, die sie ihrer Zimmergefährtin bewiesen, geschwunden, und sie sagte nur ein wenig herablassend: „Ich bin zufrieden und werde Mademoiselle Jeannette meiner Schwester lassen."

Mademoiselle Zoë sah ihrerseits auch die Aenderung des Verhältnisses der nicht mehr in halbem Naturzustand sondern in vollster Hoftoilette befindlichen Comtesse gegenüber ein und küßte jetzt dankbar und respectvoll die Hand, mit der jene dem ebenso nasch- als schwatzhaften Papagei zum Abschied ein Zuckerstück gereicht hatte. Dann streichelte Marie von Hautefort gleichfalls das Hündchen, doch nur mit den Fingerspitzen, denn ihre Kleidung machte das Bücken gefährlich, warf noch einen zufriedenen Blick im Vorüberschreiten in den Pfeilerspiegel, nahm den Amoretten-Fächer vom Tisch und rauschte durch die Thür hinaus auf die Treppe.

Mademoiselle Zoë blieb zurück. Sie trat ebenfalls

an den Papagei hinan und neckte ihn, bis er nach ihrem Finger ſchnappte und den Bonbon aus dem Schnabel fallen ließ. Hurtig bückte ſie ſich, ſteckte denſelben, ohne ſich um das ärgerliche Flügelſchlagen des betrogenen Mignons zu bekümmern, zwiſchen ihre eigenen Lippen und verknusperte ihn vergnüglich mit ihren kleinen, ſpitzen Perlzähnen. Doch ſie war edeldenkend bemüht, dem Vogel für den Verluſt ſeiner körperlichen Süßigkeit einen geiſtigen Erſatz zu ſchaffen, denn ſie wiederholte ihm ein Dutzend Mal mit flötender Stimme den Namen: „Victor", und ſetzte jedesmal belehrend: „d'Aubigné" hinzu. Dann ging ſie im Zimmer umher und ließ allerhand kleine niedliche Sächelchen, die zerſtreut umher liegen geblieben, Toilettenutenſilien und dergleichen, in ihrem Schürzentäſchchen verſchwinden, und dann trat ſie in's Schlafzimmer der Comteſſe Marie und nahm ein auf dem Marmortiſch unter dem Crucifix liegendes Buch zur Hand. Es waren die Abenteuer des Chevalier de Faublas und mit ihnen legte Mademoiſelle Zoë ſich auf den großblumigen Brocatdivan ihrer Gebieterin, ſtreckte die roſafarbenen Schuhe über die Lehne deſſelben und verfolgte eifrig die Schickſale des galanten und intereſſanten Ritters.

Vierzehntes Kapitel.

Das Diner auf Schloß Hautefort begann, als die Bewohner von Saint Pierre ihre Abendmahlzeit verzehrten, oder vielmehr in Anbetracht der heutigen Sonntagmittagsfreuden nicht verzehrten, sondern auf den nächsten Morgen verschoben. Nur einige naschhafte Kinder hatten der Lockung des zu diesem Behuf bereits abgeschnittenen Brodstückes nicht wiederstehen können, sondern dasselbe heimlich entwendet und tauchten es, emsig kauend, an einer verborgenen Stelle in den Bach, ohne indeß, im Bewußtsein ihrer Verderbtheit, wie Mathieu Guéraud gesagt haben würde, zum Vollgenuß gelangen zu können. Desto besser gelang dies den um die Schloßtafel Versammelten. Auf dem Antlitz des Vicomte Marcelin von Hautefort lag kein Schatten, der ihm den Vollgenuß der Stunde und des Lebens überhaupt verkümmerte. Er hatte seine älteste Tochter ceremoniell zu Tisch geführt, der

Chevalier de Aubigné das Nämliche mit der jüngeren nachgeahmt. Graf Laval saß neben dieser und dem Seigneur, der Abbé d'Aubriot nahm die andere Seite Diana's ein. Dann folgte Felicien und durch einen Zufall des Arrangements der Tafel nach beiden Richtungen von seinen Nachbarn räumlich etwas entfernt am anderen Ende des Tisches, dem Schloßherrn gegenüber, Herr Demogeot. Sowohl die Kleidung als das Gesicht des Advocaten nahm sich äußerst plebejisch in der Umgebung aus, er glich einem Schloß aus unächtem Metall in einem Geschmeide von Perlen und Edelsteinen. Doch wenn die aufwartenden Diener an ihn zuletzt kamen, richtete Herr von Hautefort das Wort an ihn, und der Advocat verrieth mit keiner Miene, daß er sich nicht ebenfalls im schattenlosen Vollgenuß des Daseins befinde.

Die Unterhaltung war ebenso animirt wie die Mahlzeit von ausgesuchter Feinheit, denn alle nahmen daran Theil und der Gesprächsstoff strömte unerschöpflich zu. Es erhöhte vielleicht noch die Lebendigkeit, daß Herr de Laval und der Abbé sich am Vormittag separirt und mehrere Stunden in dem mittelalterlich eingerichteten Keller-Trinkgemach zugebracht hatten. Der blonde Graf schwankte ein wenig, als er sich an den Tisch setzte, und seine Verbeugung vor den beiden Damen war übercerемoniös. Doch nachdem er seinen Sitz eingenommen, wußte

er ihn mit Sicherheit zu behaupten und seine Zunge erwies sich dem Diner wie der Tafelrunde gegenüber gleich gewandt. Es verstand sich von selbst, daß der Abbé ihm darin nichts nachgab und Felicien von Hautefort überbot seine Reisegenossen an Laune und Witz. Die köstlichen Weine der Loire funkelten in den Gläsern, und aus kunstreich gearbeiteten Schalen verströmten die Frühlingsblumen des südlichen Frankreich leis' berauschenden Duft. Mit dem Wein schlürften ihn die Lippen, und in Gelächter und Bonmots umgewandelt blühte er wieder vor ihnen auf. Politik, Literatur, Religion und Philosophie wechselten wie die Gänge des Diners; man kostete von Allem, doch vorsichtig, um sich an keinem zu übersättigen. Allmälig bei zunehmender Lebhaftigkeit der Geister löste die allgemeine Unterhaltung sich zeitweilig in Einzelgespräche auf. Graf Laval erhob keine Ansprüche, an den eifrigen Debatten zugelassen zu werden, die sich zwischen seiner Nachbarin und Victor d'Aubigné entsponnen, sondern ließ sich vom Schloßherrn in das Lieblingsthema desselben verwickeln, während der Abbé eine sich mehr und mehr animirende Privatfehde mit Diana von Hautefort auskämpfte. Ab und zu kam Felicien dem Ersteren, der hart bedrängt ward, zu Hülfe, schien indeß nicht unerfreut darüber, von der Nothwendigkeit, an der Unterhaltung theilzunehmen, ausgeschlossen zu sein. Er besaß allerdings in Herrn

Demogeot einen Nachbar, dessen Beredsamkeit ihm zu Gebot gestanden hätte, allein er zog vor auf diese zu verzichten, zu trinken und seinen eignen Gedanken nachzuhängen, die nach dem Glanz seiner Augen keineswegs trübsinniger Natur waren. Dem Advocaten blieb nichts Anderes übrig, als das Nämliche zu thun. Er konnte sich nicht im Zweifel darüber befinden, daß er, mit Ausnahme des Seigneurs für Niemanden am Tische existire und deshalb am Besten handle, wenn er selbst seiner Existenz möglichst gedenke. Demzufolge ahmte er das Beispiel des Sohnes vom Hause nach, trank nachhaltig von den seltenen Weinen des Vicomte und erprobte die Wirkung derselben an seinen Gedanken, die indeß durchaus andere Richtungen einschlugen als diejenigen Feliciens von Hautefort.

Diana machte, wie gesagt, ihrem galanten, geistlichen Nachbarn zu schaffen. Ihre Augen blitzten demantenhaft und der Sinn ihrer Woete, obwohl völlig in die gesellschaftlich-conventionelle Form gefaßt, traf wie eine scharfe Klinge. Der Abbé suchte das Gebiet, auf welches sie gerathen waren, zu verlassen, doch sie hielt ihn unerbittlich fest und die Gewandtheit seiner Dialectik vermochte nicht ihre einfachen Schläge zu pariren. Er nannte sie ungnädig, allein er hätte sagen können, sie sei zornig und es sei befremdend, wenn eine Dame der Gesellschaft über Ideen in Zorn gerathe. Aber dieser hob ihre Schönheit

so sehr, daß er gezögert haben würde, sie zu besänftigen, auch wenn er es gekonnt hätte. Er versuchte ein anderes Mittel, sie zum Rückzug zu bewegen, ihre Augen nieder zu schlagen. Es fehlte keinem Herrn der Zeit an Waffen, die einer Dame gegenüber geschickt gehandhabt, ihren Blick senken, sie zum Schweigen bringen mußten. Doch auch sie stumpften sich, wie an eherner Wand an Diana's weißer Stirn ab. Sie erröthete nicht, ihr Auge wich nicht aus dem seinen. Nur ihre Lippen sagten: „Ich verstehe Sie nicht, Herr Abbé."

Er verstand sie nicht. Sie hatte ihn dahin gebracht, die Philosophie vertheidigen zu müssen, und focht gegen ihn mit den Waffen der Kirche, der er angehörte. Ernst und Spott wechselten mit Blitzesschnelle in ihrem Munde, doch der Zorn redete aus beiden. Er staunte über ihre Kenntnisse, die nicht die Oberfläche streiften, sondern in der räthselvollen Tiefe ihres Dianenkopfes wurzelten, und ihm blieb nur die Wahl, seinen geistlichen Stand oder das zierliche Gedankengewand seiner philosophischen Anschauungen abzulegen. In beiden Fällen war er besiegt und er lavirte, doch wie ein Sturm faßte sie stets aus neuer Richtung seine Segel. Wie eine hohle Nußschale warf sie sein steuerloses Boot hin und her und drängte ihn, wie mit Händen, auf eine Klippe zu, an der es zerschellen mußte.

„Meine Schwester ist fromm geworden, seitdem ich sie nicht gesehen", mischte Felicien sich lachend in das Gespräch, „sie hat auch mich heut' Morgen bereits zu bekehren versucht. Ich halte es mit Ihnen, Abbé, die Kirche ist gut, doch nicht jede. Sie sollten bei uns Pfarrer werden, d'Aubriot, das würde auch für Diana heilsam sein. Freilich nach Ihrer Debatte wäre dann zu befürchten, daß ihre Besuche im Pfarrhause sich verringerten, allein etwas könnte die Gläubigkeit meiner Schwester schon missen, ohne daß es ihrer Liebenswürdigkeit Eintrag thäte."

Es war eine zufällige Stille um den Tisch eingetreten, so daß jeder die Worte des jungen Gardecapitains vernahm. Doch Diana sagte, ohne darauf zu achten: „Sie sind mir eine Erwiederung schuldig, Herr Abbé."

Dieser schwieg einen Augenblick, dann versetzte er: „Ich appellire an die Gesellschaft. Comtesse, von der es Unrecht wäre, zu behaupten, daß sie dem schwachen Geschlecht angehöre, benutzt die unleugbare Schwäche meines Standes gegen mich, um mich nach ciceronianischem Muster in eine Collision der Pflichten zu bringen. Ich ehre ihren Standpunkt, wenn ich ihn auch in unserem Jahrhundert und an dieser Stelle nicht völlig begreife, doch sie erklärt, daß der meinige eine Gefahr für alle unsere werthvollsten Errungenschaften, für Staat und Gesellschaft, Religion und Sitte enthalte, und verlangt von mir eine

vollständige Verläugnung desselben und Bekehrung in ihrem Sinne. Ihre Dialectik hat mich zu veranlassen gewußt, daß es in der That den Schein hat, als müßte meine Philosophie unter Umständen die Entthronung, ja die Hinrichtung eines Fürsten nicht nur billigen, sondern fordern, und sie verlangt eine Antwort darauf, wie sich dies mit einem der Hauptgebote der Kirche, die Obrigkeit zu ehren, vereinigen lasse. Ich könnte entgegnen, daß die von mir entwickelten Anschauungen in unserem aufgeklärten Zeitalter zu Paris und Versailles, ja von Seiner Majestät selbst getheilt werden und daß sich schwerlich jemand hier befindet, welcher diese verdächtigen möchte, Gefahren für Thron und Staat, Gesellschaft, Sitte und Religion zu beabsichtigen. Allein Comtesse würde durch diese Erwiederung nicht befriedigt sein, da Seine Majestät nicht in dem von ihr geforderten Sinne der Kirche angehört. Ich bin deshalb genöthigt, um ihr gegenüber meine Beweisführung gültig zu machen, ihr die Uebereinstimmung meiner Behauptung mit der eines von der Autorität der Kirche bestellten Wächters jener Dinge zu liefern, und ersuche, um später erhobenem Einwand im Voraus zu begegnen, die Gesellschaft, mir zu bezeichnen, wen sie als festeste Stütze, als treuesten Sohn und als unermüdlichsten Kämpfer unserer heiligen Kirche betrachtet?"

„Ich halte meinen Nachbar, den Chevalier d'Aubigné

nicht dafür", antwortete Comteſſe Marie ausgelaſſen, „denn ich hoffe, daß er nicht zum Orden Jeſu gehört."

Sie machte eine kleine Pauſe zwiſchen dem Vorder- und dem Nachſatz, in welcher ſie ihre Lippen in den Schaum des vor ihr ſtehenden, eben von der Hand eines Dieners gefüllten Kelchglaſes tauchte. Ein Lachen folgte um den Tiſch, das die leiſe Erwiederung des hübſchen Lieutenants: „So wenig wie ich glaube, daß Sie Neigung beſitzen, in ein Kloſter zu treten, Comteſſe", verſchlang, und der Vicomte rief aufgeräumt:

„Meine Tochter hat einen doppelten Orakelſpruch gethan, dem ich mich nach beiden Seiten anſchließe, ſo wohl was Ihre Perſon angeht, d'Aubigné, als was Ihre Sache betrifft, Abbé. Der Orden Jeſu iſt die Antwort, welche Ihre Frage oder Anforderung erheiſcht. Wie meinen Sie, Herr Demogeot?"

Es war eine ehrenvolle Auszeichnung für den Genannten, um ſeine Anſicht in einer ſolchen Sache angeſprochen zu werden, und er beeilte ſich zu entgegnen, daß er in der That ebenfalls den von Loyala geſtifteten Orden als den eifrigſten Wächter und unverfälſchteſten Ausdruck der Lehren der heiligen Kirche betrachte. Die noch übrige Geſellſchaft ſtimmte, nicht dem Urtheil des Advocaten, doch demjenigen des Herrn von Hautefort bei und Felicien rief: „Ich glaube, meine ſtreitbare Schweſter ſelbſt wird

mich nochmals um die Siegestrophäen an das Urtheil der Gesammtheit zu appelliren. Ich wiederhole, Sie nöthigen mich, Comtesse, denn es war meine ritterliche Absicht, der bewiesenen Tapferkeit meiner Gegnerin gegenüber das Feld zu räumen. Ihre Schuld ist es deshalb, wenn ich jetzt zur Aufrechterhaltung meiner Turnierehre Waffen in Anwendung bringen muß, wie die Galanterie sie nur in der Noth gegen Damen zu führen verstattet."

„Abbé!" rief Marie von Hautefort mit der Miene komischer Bestürzung ausgelassen herüber. „Sie kündigen sich furchtbar an und werden mich hungrig vom Tisch verjagen. Wenn Sie es für nöthig halten, auf die Art Ihrer Waffen vorher aufmerksam zu machen — Sie haben dieselben manchmal schon ohne Warnung gegen mich angewandt — so muß meiner Schwester Entsetzliches bevorstehen. Doch trotzdem will ich Sie warnen, denn meine Schwester trägt nicht grundlos den Namen Diana, und meine Augen entdecken keine Attribute des Endymion an Ihnen, daß Sie wagen könnten, die Rolle eines Actäon bei ihr zu spielen."

„Vortrefflich!" applaudirte Victor d'Aubigné. „Nehmen Sie sich in Acht, d'Aubriot, wir sind auf der Seite der Damen, und wenn Sie unterliegen, verwandeln wir uns in mythologische Hunde, den gehörnten Jäger durch's Dickicht zu hetzen."

Er setzte flüsternd hinzu: „Würde die andere Schwester Apoll's gegen mich auch so grausam sein?“ Marie von Hauteforts Blick glitt über seine Hand und sie entgegnete: „Mich däucht, ich sehe noch nicht den Huf eines Hirsches“ — Graf Laval aber rief:

„Wir bilden einen Gerichtshof! Erklären wir den Abbé für besiegt, so verurtheilen wir ihn zum Schierlingsbecher oder vielmehr der Sittenmilde unseres Jahrhunderts gemäß zu jenem Humpen, der bis an den Rand mit dem flüssigen Golde unseres Wirthes gefüllt wird. Die Schranken sind geöffnet, der Herold giebt das Zeichen zum Beginn.“

Eine allgemeine Spannung hatte sich der Gesellschaft, die allmälig vom Trinken lebhaft angeregt worden, bemächtigt. „Herr Demogeot ist rechtskundiger Beisitzer des Gerichts“, sagte der Vicomte zustimmend, und Felicien klatschte, die Idee Herrn de Lavals ausführend, dreimal in die Hände und rief:

„Der Chevalier d'Aubriot, Abbé und Beichtvater der schönen Gräfin Diana von Polignac erscheine in den Schranken!“

Der Gerufene verneigte sich lächelnd gegen die jüngere Tochter des Seigneurs. „Ich unterwerfe mich dem Ausspruch des edlen Gerichtes“, sagte er, „doch Ihre Besorgniß ist unbegründet, Comtesse, denn die Waffen, zu deren Führung Ihre Schwester mich nöthigt, könnten höchstens

mich nochmals um die Siegestrophäen an das Urtheil der Gesammtheit zu appelliren. Ich wiederhole, Sie nöthigen mich, Comtesse, denn es war meine ritterliche Absicht, der bewiesenen Tapferkeit meiner Gegnerin gegenüber das Feld zu räumen. Ihre Schuld ist es deshalb, wenn ich jetzt zur Aufrechterhaltung meiner Turnierehre Waffen in Anwendung bringen muß, wie die Galanterie sie nur in der Noth gegen Damen zu führen verstattet."

„Abbé!" rief Marie von Hautefort mit der Miene komischer Bestürzung ausgelassen herüber. „Sie kündigen sich furchtbar an und werden mich hungrig vom Tisch verjagen. Wenn Sie es für nöthig halten, auf die Art Ihrer Waffen vorher aufmerksam zu machen — Sie haben dieselben manchmal schon ohne Warnung gegen mich angewandt — so muß meiner Schwester Entsetzliches bevorstehen. Doch trotzdem will ich Sie warnen, denn meine Schwester trägt nicht grundlos den Namen Diana, und meine Augen entdecken keine Attribute des Endymion an Ihnen, daß Sie wagen könnten, die Rolle eines Actäon bei ihr zu spielen."

„Vortrefflich!" applaudirte Victor d'Aubigné. „Nehmen Sie sich in Acht, d'Aubriot, wir sind auf der Seite der Damen, und wenn Sie unterliegen, verwandeln wir uns in mythologische Hunde, den gehörnten Jäger durch's Dickicht zu hetzen."

Er ſetzte flüſternd hinzu: „Würde die andere Schweſter Apoll's gegen mich auch ſo grauſam ſein?“ Marie von Hauteforts Blick glitt über ſeine Hand und ſie entgegnete: „Mich däucht, ich ſehe noch nicht den Huf eines Hirſches“ — Graf Laval aber rief:

„Wir bilden einen Gerichtshof! Erklären wir den Abbé für beſiegt, ſo verurtheilen wir ihn zum Schierlingsbecher oder vielmehr der Sittenmilde unſeres Jahrhunderts gemäß zu jenem Humpen, der bis an den Rand mit dem flüſſigen Golde unſeres Wirthes gefüllt wird. Die Schranken ſind geöffnet, der Herold giebt das Zeichen zum Beginn.“

Eine allgemeine Spannung hatte ſich der Geſellſchaft, die allmälig vom Trinken lebhaft angeregt worden, bemächtigt. „Herr Demogeot iſt rechtskundiger Beiſitzer des Gerichts“, ſagte der Vicomte zuſtimmend, und Felicien klatſchte, die Idee Herrn de Lavals ausführend, dreimal in die Hände und rief:

„Der Chevalier d'Aubriot, Abbé und Beichtvater der ſchönen Gräfin Diana von Polignac erſcheine in den Schranken!“

Der Gerufene verneigte ſich lächelnd gegen die jüngere Tochter des Seigneurs. „Ich unterwerfe mich dem Ausſpruch des edlen Gerichtes“, ſagte er, „doch Ihre Beſorgniß iſt unbegründet, Comteſſe, denn die Waffen, zu deren Führung Ihre Schweſter mich nöthigt, könnten höchſtens

den Kleidern der Damen gefährlich werden. Sie sind nämlich verstäubter Natur, weil sie bereits zwei Jahrhunderte lang in der Rüstkammer meines Standes liegen, und bestehen in nichts Weiterem als einem Buche. Es ist nur ein Schauturnier mit stumpfen Lanzen, das hier geführt wird, denn Niemand gedenkt die seinige als wirkliche Waffe zu benutzen. Um eine Fiction handelt es sich, der gemäß Comtesse Diana behauptet, meine von ihr angefochtene Philosophie führe in ihrer Consequenz zur Billigung des Königsmordes, und sie verlangt, daß ich dies mit meinem Kleide vereinbaren oder dasselbe als meiner unwürdig ablegen solle. Ich habe darauf das Gericht ersucht, mir eine unbestrittene kirchliche Autorität aufzustellen, und Sie haben einstimmig den Orden der Gesellschaft Jesu als solche bezeichnet, meine Gegnerin hat keinen Widerspruch erhoben. Nun wohl, so erhebe ich meine Waffe und verlange gerechtes Urtheil! Das Buch, welches ich genannt, ist von einem Mitgliede des Ordens mit Namen Juan Mariana geschrieben, mit der Billigung des allerheiligsten Vaters zu Rom versehen, es führt den Titel: „De rege et regis institutione“ und spricht — wie ich auf mein Cavalierswort versichern kann — unumwunden aus, daß es Umstände geben könne, unter denen es von der Religion erlaubt sei, sich eines Tyrannen und Bedrückers zu entledigen.“

Der Abbé d'Aubriot schloß seine Beweisführung, indem er dieselbe mit einer graziösen Verneigung gegen seine schöne Widersacherin begleitete. Eine allgemeine Acclamation zeigte, daß er vor der Entscheidung des Gerichtshofes den Sieg davongetragen, und Felicien rief:

„Sie haben in der That meine Schwester mit ihrer eigenen Armee geschlagen, d'Aubriot, und das Gericht hat etwas nachzuholen, da es versäumt worden ist, im Falle ihres Unterliegens auch für sie eine Buße zu bestimmen."

Doch gleichzeitig hatte Diana von Hautefort sich von ihrem Sitze heftig erhoben. Sie hielt todtenblaß die Augen auf den Abbé gerichtet und wiederholte mit zitternden Lippen: „Mariana?" Es schien fast, als ob der Vorgang in der Kirche sich zu erneuern drohte, denn sie griff mechanisch nach der Lehne ihres Sessels, dann nahm sie ihre Kraft zusammen und verließ plötzlich den Saal.

Eine etwas peinliche Stille trat für einige Momente ein, die der Abbé verlegen mit den Worten unterbrach: „Ich hätte nicht gedacht, daß Comtesse Diana, weil in einer so unbedeutenden Sache gegen sie entschieden worden, derartig —"

Der Vicomte fiel ihm in die Rede. „Meine Tochter ist leider sehr erregbar und läßt sich von einer Geringfügigkeit zuweilen fortreißen, zu vergessen, was sie dem Hause und den Gästen desselben schuldet." Er warf einen

mißvergnügten Blick nach der Thür, durch welche Diana verschwunden, und fügte hinzu: „Ich bitte Sie in ihrem Namen um Entschuldigung, Herr Abbé, bis sie Ihnen selbst die Anerkennung ihrer Unart wiederholen wird. Sie werden mir den besten Beweis Ihres ritterlichen Sinnes liefern, wenn Sie über diesen von meiner Tochter veranlaßten thörichten Zwischenfall hinwegsehen, als ob derselbe sich nicht ereignet habe."

Er leerte etwas unmuthig sein Glas und forderte den Abbé, der noch einmal sein Bedauern aussprach, auf, das Gleiche zu thun. Die Conversation stockte jedoch, und es war ein ihm durch einen Blick des Seigneurs wohlangerechnetes Verdienst Herrn Demogeot's, daß er dieselbe wieder anzuknüpfen begann, indem er die Stille mit den Worten unterbrach:

„Sie hätten, Herr Abbé, die gnädige Comtesse jedenfalls weniger in Erregung versetzt, wenn Sie hinzugefügt haben würden, daß die von Ihnen genannte Schrift ein Jahrzehnt nach ihrem Erscheinen durch das Parlament zu Paris als aufrührerisch zum Scheiterhaufen verdammt und dies Urtheil an ihr vollzogen worden sei."

Der Abbé streifte den Sprecher mit einem geringschätzigen Blick und entgegnete: „Das fällt unter die Rechtssubtilitäten, mit denen ich mich allerdings nicht zu beschäftigen pflege." Doch das Gespräch war wieder auf-

genommen und entwickelte sich naturgemäß an dem einmal in Anregung gebrachten Gegenstande. Die Thaten Jacques Clement's und Ravaillac's, welche die jesuitische Doctrin Mariana's an dem letzten der Valois und dem ersten der Bourbons in's Werk gesetzt, wurden erwähnt, und während der Abbé den Mörder Heinrichs III. als eine Ausgeburt der Menschheit und leider zugleich des geistlichen Standes verdammte, denjenigen Heinrichs IV. dagegen in politischer Beziehung als nicht ganz ungerechtfertigt ansah, sprach der Vicomte seinen gleichmäßigen Abscheu gegen beide aus. Nicht weil er die Regierung des zuletzt genannten Königs als eine heilsame zu betrachten vermochte. Im Gegentheil, er hielt das Edict von Nantes für das größte Unglück und für eine unabsehbare Unklugheit, die Frankreich betroffen, da die feste Geschlossenheit der Kirche dadurch unwiederbringlich vernichtet und die gefährlichste aller Saaten, der Zweifel an einer bestehenden Autorität gleichsam allerhöchst sanctionirt worden sei. In gleicher Weise vermochte der Seigneur Heinrich IV. die Strenge nicht zu verzeihen, mit welcher derselbe in den Personen der Marschälle von Biron und Bouillon, sowie des Grafen d' Auvergne dem höchsten Adel Frankreichs begegnet war und diesen dadurch in den Augen des Volkes entwürdigt hatte. Ihre offene oder heimliche Auflehnung gegen ihn resultirte eben nothwendig als Folge ihrer Mißbilligung

mißvergnügten Blick nach der Thür, durch welche Diana verſchwunden, und fügte hinzu: „Ich bitte Sie in ihrem Namen um Entſchuldigung, Herr Abbé, bis ſie Ihnen ſelbſt die Anerkennung ihrer Unart wiederholen wird. Sie werden mir den beſten Beweis Ihres ritterlichen Sinnes liefern, wenn Sie über dieſen von meiner Tochter veranlaßten thörichten Zwiſchenfall hinwegſehen, als ob derſelbe ſich nicht ereignet habe."

Er leerte etwas unmuthig ſein Glas und forderte den Abbé, der noch einmal ſein Bedauern ausſprach, auf, das Gleiche zu thun. Die Converſation ſtockte jedoch, und es war ein ihm durch einen Blick des Seigneurs wohlangerechnetes Verdienſt Herrn Demogeot's, daß er dieſelbe wieder anzuknüpfen begann, indem er die Stille mit den Worten unterbrach:

„Sie hätten, Herr Abbé, die gnädige Comteſſe jedenfalls weniger in Erregung verſetzt, wenn Sie hinzugefügt haben würden, daß die von Ihnen genannte Schrift ein Jahrzehnt nach ihrem Erſcheinen durch das Parlament zu Paris als aufrühreriſch zum Scheiterhaufen verdammt und dies Urtheil an ihr vollzogen worden ſei."

Der Abbé ſtreifte den Sprecher mit einem geringſchätzigen Blick und entgegnete: „Das fällt unter die Rechtsſubtilitäten, mit denen ich mich allerdings nicht zu beſchäftigen pflege." Doch das Geſpräch war wieder auf-

genommen und entwickelte sich naturgemäß an dem einmal in Anregung gebrachten Gegenstande. Die Thaten Jacques Clement's und Ravaillac's, welche die jesuitische Doctrin Mariana's an dem letzten der Valois und dem ersten der Bourbons in's Werk gesetzt, wurden erwähnt, und während der Abbé den Mörder Heinrichs III. als eine Ausgeburt der Menschheit und leider zugleich des geistlichen Standes verdammte, denjenigen Heinrichs IV. dagegen in politischer Beziehung als nicht ganz ungerechtfertigt ansah, sprach der Vicomte seinen gleichmäßigen Abscheu gegen beide aus. Nicht weil er die Regierung des zuletzt genannten Königs als eine heilsame zu betrachten vermochte. Im Gegentheil, er hielt das Edict von Nantes für das größte Unglück und für eine unabsehbare Unklugheit, die Frankreich betroffen, da die feste Geschlossenheit der Kirche dadurch unwiederbringlich vernichtet und die gefährlichste aller Saaten, der Zweifel an einer bestehenden Autorität gleichsam allerhöchst sanctionirt worden sei. In gleicher Weise vermochte der Seigneur Heinrich IV. die Strenge nicht zu verzeihen, mit welcher derselbe in den Personen der Marschälle von Biron und Bouillon, sowie des Grafen d' Auvergne dem höchsten Adel Frankreichs begegnet war und diesen dadurch in den Augen des Volkes entwürdigt hatte. Ihre offene oder heimliche Auflehnung gegen ihn resultirte eben nothwendig als Folge ihrer Mißbilligung

seiner Politik, und es wäre seine Aufgabe gewesen, sie zu begütigen, ihren ehrfurchtsvollen Rath anzuhören, nicht mit der Gewalt, die dem Königthum doch eben nur aus der Unterstützung des Adels erwachsen, zu strafen. Aber trotzdem verabscheute der Sprecher auch die That Ravaillac's auf's Tiefste, da sie gegen die von Gottes Gnade allen gesetzte Majestät gerichtet, aus dem niederen Volk hervorgegangen sei und wie den ersten Pair des Reiches, so auch alle Andern in ihren Rechten und ihrer Existenz gefährde. Ja, er könne weiter gehen und behaupten, daß jeder Besitzende der unteren Klassen selbst sich mit dem nämlichen Abscheu von einer solchen That abwenden müsse, da auch für diese jede Sicherheit sonst aufhöre, welche ihnen nur der festgefügte Bestand der Herrschaft des Königthums und des Adels garantire.

Der Schloßherr blickte dabei auf Herrn Demogeot und der Advocat verneigte sich achtungsvoll und unbedingt beipflichtend. Der Wein hatte das Gesicht des Ersteren allmälig etwas geröthet und seine Zunge gelöst, daß er sich zu vertraulicher Entwickelung mancher Anschauungen fortreißen ließ, denen er sonst Einschränkungen aufzuerlegen pflegte. Der Kreis der heutigen Tafelrunde berechtigte ihn dazu, diesem Antriebe nachzugeben; allerdings befand sich Herr Demogeot unter demselben, doch es wäre ungerecht gewesen, eines so verständigen und brauchbaren

Werkzeuges halber, das sich am Morgen so umsichtig im Interesse der Herrschaft erwiesen, Bedenken zu tragen. Die letzte Abendsonne fiel vom Horizont wie durch einen grünen Corridor durch einen der Kreuzgänge des Parkes auf den Tisch und spielte mit röthlichem Glanz um die reichlich geleerten Flaschen und die hellen Crystallgläser, deren Inhalt goldig aufblitzte, sie goß volleren Schein noch über die ohne ihr Zuthun bereits lebhaft gerötheten Züge aller Theilnehmer des Mahles. Die Dienerschaft hatte sich auf einen Wink ihres Herrn zurückgezogen, das Gespräch konnte sich völlig frei bewegen und that es unter dem Einfluß des Weines in gesteigertem Maße. Es verließ die Bahn in die es gelenkt worden, nicht mehr und verknüpfte hin und wieder springend die Gegenwart mit der Vergangenheit. Alle waren einig darin, daß die erstere an Schäden leide, für die von den leitenden Staatsmännern ein Heilmittel gefunden werden müsse, und der Vicomte fand erwünschte Gelegenheit, sein Lieblingsthema, über das er zuvor schon mit Herrn de Laval gesprochen, wieder aufzunehmen und seine Meinung über den Ursprung dieser Schäden darzulegen. Der Seigneur sprach wenn er in Anregung gebracht war, gut und gewandt und die Vertraulichkeit seiner Aeußerungen verlieh denselben einen eigenthümlichen Reflex. Er entwickelte, daß jene Schäden einer Quelle entstammten, in der man sie gewöhnlich nicht

zu vermuthen geneigt sei, nämlich der viel und als Glanzperiode Frankreichs gepriesenen Regierungszeit Königs Ludwigs XIV. Es sei ein Kennzeichen für diese, daß sie noch heute in den niederen Schichten des Volkes sich als populär erhalten habe und daß die Unzufriedenheit der Gegenwart mit Vorliebe den Namen Colberts im Munde führe. Durch Nachgiebigkeit gegen die Projecte desselben habe der sonst große Monarch den Grund zu der heutigen Calamität gelegt und jene Antastung der Privilegien begonnen, welche Turgot später durch Aufhebung der Wegefrohnden für das platte Land und des Zunftzwanges bis zur äußersten Consequenz getrieben, so daß der Bruder Seiner Majestät selbst, der Graf von Artois sich zur offenen Erklärung genöthigt gefunden, daß auf solche Weise die Stütze des Thrones untergraben werde. Ein trauriges Zeichen für den Mangel wirklich staatsmännischer Befähigung der Rathgeber der Krone liefere es, daß auch Calonne, auf den jeder vernünftig Denkende am Anfange die größten Hoffnungen gesetzt, sich jetzt als von demselben Irrsinn befallen gezeigt habe, aber der Sturm der Entrüstung, der sich aus allen Ständen von jedem, der eine Autorität im Lande ausübe, gegen ihn erhoben, zeige doch gottlob zugleich, daß die Erkenntniß solcher Verblendung in Frankreich noch nicht abhanden gekommen sei. Er, der Seigneur, habe sich in den letzten Monaten nicht in

Paris und Versailles aufgehalten und könne deshalb nicht darüber urtheilen, ob der von Ihrer Majestät, der Königin, bewirkten Entlassung des unheilvollen Ministers lediglich die politischen Constellationen oder auch sonstige Motive noch zu Grunde lägen, allein so fest seine Ueberzeugung darin wurzele, daß kein geordneter Zustand des Reiches ermöglicht werde, wenn man nicht zu den alten, leider seit Jahrhunderten schon vernachlässigten Traditionen, welche den Bestand der Ordnung in der Stärkung der Privilegien erkannt, zurückkehre, so begründet halte er auch seine Hoffnung, dies durch den besonnenen und segensreichen Einfluß der österreichischen Kaisertochter, die zum Heile Frankreichs den Thron bestiegen, erreicht zu sehen. Deshalb erhebe er sein Glas und leere es ehrfurchtsvoll auf das Wohl Ihrer Majestät der Königin Marie Antoinette, die Gott gnädig noch lange zum Wohle Aller erhalte!

Die Gläser klangen, es verstand sich von selbst, daß sich keine Stimme dagegen erhob. Der Würde dieses letzten Glases und der Wirksamkeit der voraufgegangenen gemäß, verstand es sich auch ziemlich von selbst, daß im Augenblick alle in schweigendem Uebereinkommen es als das Passendste erachteten, keines mehr darauf folgen zu lassen, sondern auf der Terrasse und der Rotunde des Springquells die milde Abendluft zu athmen. Man begab

ſich dorthin und Herr Demogeot wollte ſich empfehlen. Doch der Vicomte befand ſich in heiterſter, faſt ausgelaſſener Stimmung, die ihn ſo weit fortriß, die Hand auf den Arm des Advocaten zu legen und dieſem ſo in der außerordentlichſten Weiſe zu verſinnbildlichen, daß die Fortdauer ſeiner Gegenwart nicht nur noch geſtattet ſei, ſondern von dem Schloßherrn noch gewünſcht werde. „Wir ſetzen das Geſpräch ſpäter fort", ſagte der letztere, und Herr Demogeot verbeugte ſich und blieb. Es wäre unmöglich geweſen, dieſer Aufforderung zu widerſtehen, da ſich ihr die Auszeichnung hinzugeſellte, daß der Vicomte neben ihm in den Park hineinſchritt und lebhaften Eifers voll die Frage an ihn richtete:

„Sie beſchäftigen ſich ohne Zweifel auch mit der Politik, alle Stände thun es in unſeren Tagen. Welches Miniſterium, glauben Sie, wird Seine Majeſtät berufen?"

Die dämmernde Luft war ſchwer von Frühlingsdüften und der Süd ſtrich lau wie mit fächelnder Hand um die roſig blühenden und glühenden Geſichter, die keine Spur der Calamität und des Verfalls aller guten Traditionen verriethen, den Herr von Hautefort beklagt. Fröhlich angeregt klangen hie und da die Stimmen und lachende Entgegnung auf, regungslos ſtanden die weißen Götter im Zwielicht, der Silberſtaub der Fontänen wallte gleich flatternden Feenſchleiern. Die Geſellſchaft hatte ſich wie

am Morgen in kleine Gruppen zertheilt. Comteſſe Marie und Victor d'Aubigné bildeten wie damals die eine, Felicien dagegen hatte ſeine Gefährtin verloren oder vielmehr auch draußen nicht wiedergefunden, und nachdem er ſich einige Minuten bei den noch übrigen beiden Mitgliedern der Tafelrunde aufgehalten, entfernte er ſich, um wie er ſagte, ſeine erzürnte Schweſter zu ſuchen und zu beſänftigen. Er wandte ſich der Gebirgswand zu, doch außer Geſichtsweite der Zurückbleibenden gelangt, mußte es ihm wahrſcheinlicher werden, daß er ihrer Spur in einer anderen Richtung zu folgen habe, denn er ſchlug haſtig den nach dem Pfarrhauſe führenden Weg ein. So leiſteten ſich auch Graf Laval und der Abbé d'Aubriot wie am Vormittag gegenſeitig Geſellſchaft. Das vortreffliche Diner hatte die kleine Animoſität, die der Morgen zwiſchen ihnen veranlaßt, vollſtändig in Vergeſſenheit gebracht und ſie wandelten Arm in Arm durch die Gänge. Der Kies klirrte leiſe unter der Degenſpitze des blonden Grafen, und er ſagte: „Es war Zeit, aufzuſtehen; wenn der Vicomte auf ſeine politiſchen Theorien verfällt, überfällt mich das Gähnen und ich wäre beinahe eingeſchlafen. Er iſt ein vortrefflicher Wirth und ſeine Weine ſind von ausgeſuchter Güte, doch im übrigen könnte er einem Edelmann die Unannehmlichkeit einer ſo gemeinen Geſellſchaft erſparen."

Der Abbé lächelte. „Wenn Ihre Finanzen dabei in's Spiel kämen, Laval, würden Sie eine solche Unannehmlichkeit auch ertragen, und ich glaube, Sie thäten es sogar recht gern, falls Sie sich dadurch in der Stelle unseres Wirthes befänden. Was übrigens die Theorien desselben angeht, so sind sie gewiß eines Edelmanns von so altem Namen würdig, allein mir ward es schwer, mich nicht des Gähnens sondern des Lachens zu enthalten, wenn ich dachte, welches Gesicht Herr von Calonne dazu gemacht haben würde, der unsere letzte Jahresbilanz mit einem Deficit von zweihundert Millionen abgeschlossen erklärt."

Es war noch grade hell genug, daß die goldene Inschrift des Steines, an dem die beiden Spaziergänger vorüber schlenderten, heraufleuchtete. Herr de Laval blieb stehen, las dieselbe und erwiederte, jetzt wirklich gähnend und mit dem Finger nieder deutend: „Bah — après nous le déluge".

Fünfzehntes Capitel.

Ein von der Zeit zermürbtes Felsstückchen löste sich und rollte leisknatternd über den gerölbedeckten Abhang. Es brachte durch seinen Fall andere in Bewegung und riß sie mit sich. Staub aufwirbelnd brach die stürzende Masse sich durch das noch kahle Gesträuch an der Bergwand Bahn und vergrößerte ihre Wucht, dann schoß sie lawinenartig nieder, auf jähen Felssprung hinab, über ihn hinaus, und Abendstille lag von röthlicher Sonne beglänzt wieder ringsumher. Nur aus der Tiefe, fern herauf, kam noch der matte Hall des aufschlagenden Gesteins.

Es war ein leichter Fuß, dessen Schritt es absichtslos gelöst und Urheber des mächtig abwärts dröhnenden Sturzes gewesen. Der Fuß eines Mädchens war's, das innehielt und in die Tiefe nachblickte. Ueber ihr stieg auf schwarzen Basaltsäulen der alte Wartthurm der Burg von Capdeul auf, soweit das Auge reichte bedeckten gewaltige

Trümmer den Boden. Gesträuch und Blumen wuchsen dazwischen, Föhren klammerten, hochwüchsig aufgeschossen, ihre Wurzel in Fels und Mauerwerk, die einst Menschenhand, noch bis hieher der Zeit zum Trotz, unzertrennlich verbunden. Die im Dunstkreis versinkende Sonne warf rothe, wie flackernde Lichter in die Wirrniß, und schwarze Schatten reckten neben ihnen phantastische Glieder. Ein Raubvogel kreischte scharf und wehklagend zugleich, nach Beute unter dem Gemäuer herabspähend, in der abendlichen Luft; am Rande des Abgrundes, kaum auf Fußbreite von ihm getrennt, auf schmalem, schwindelerregenden Zugange stand Diana von Hautefort.

Sie blickte dem rollenden Gestein nach. Ein irrer, sehnsüchtiger Glanz lag in ihren Augen, als ziehe es ihre Gedanken mit in die Tiefe, und sie sagte laut: „Alles wäre vorüber".

Aber ein Schauer rieselte zugleich von ihrem Nacken herab und sie trat hastig von der jähen Wand zurück.

„Warum feige?" fuhr sie fort — „nein, nicht feige — woher den zwecklosen, vermessenen, wahnsinnigen Muth, den ungeheuren Kampf weiter zu führen? Glaubst du, daß dein Herz doch noch zur Posaune wird, deinen Sieg zu künden? Armes Ding, was bist du? Ein rollender Stein, der in die Tiefe muß, wenn die unsichtbare Hand ihn berührt!"

Ihr Auge wandte sich wiederum hinunter und überflog das Thal zu ihren Füßen. Die Häuser von Saint Pierre blickten klein und malerisch herauf, freundlichen Behausungen aus der Ferne ähnelnd; auch die Kirche flammte im goldigen Sonnenanflug, nur das Pfarrhaus lag im Schatten bereits, schweigsam, düster, verfallen. Das Schloß mit seinen Göttergestalten dagegen hob sich stattlich aus der Mitte des landkartenhaft ausgebreiteten Parkes Weißen Punkten gleich schimmerten die Statuen zwischen den gradlinigen Hecken, wie dunkle winzige Käfer bewegten sich ab und zu unerkennbare Figürchen in den sternartig ausstrahlenden Gängen.

Ganz einsam war's, wo Diana von Hautefort stand, todeseinsam, denn das Gebiet des Todes war's und seine dürre Hand griff allüberall herauf. Sie bröckelte an dem Steingesims der alten Fenster und sie tropfte von der Wölbung des grauen Thurmes. Ihre Finger waren's, die sich in stachlichte Ranken verwandelt hatten, langsamen Zugs zu umklammern, zu durchmorschen und herabzuzerren. Der Wind streute bunten Flugsamen dazwischen, doch es war nur ein farbiges Leichentuch, mit dem die Blumen hier das Gewesene, das Verwesende überzogen, und die Veilchen dufteten Moder aus ihren Wurzeln empor.

Diana allein war's, die unter den Trümmern lebte, nur ihr Herz schlug hörbar durch die Stille. Tausende

hatten es einst hier gethan und waren verschwunden, ihre Spur verweht, ihr Gedächtniß verschollen. Oder redeten sie aus dem Gestein, klangen Seufzer vom düsteren Thurmbau, legten weiße Hände, das dunkelgelockte, sich hinaus über die Brüstung neigende Haupt stützend, sich auf das Fenstergesims?

Nein, nur die Einbildungskraft schuf sie, wob aus leerem Nichts ihre Körper, bildete ihre Stimmen aus summendem Wind. Sie waren gewesen, und die Lippen des einsamen Gastes unter den wesenlosen Schatten der Phantasie murmelten die Worte eines Dichters:

„Sie lebten einst, wie wir,
Sie waren, was wir sind,
Gebrechlich wie das Nichts,
Vergänglich wie der Wind —"

„Wozu haben sie gelebt? Wozu ahmen wir ihr Thun nach? Weshalb klopft das Herz angstvoll, um eine Stunde vor der Zeit mit dem Stein hinab zu rollen? Weshalb geht die Sonne auch über uns auf und nieder, wie sie es über diesen gethan, die einzige, die sie gesehn, wie sie mich sieht?"

Die Lippen fragten es und die zitternden Hände faßten besinnungslos den Rand eines alten Gemäuers. Sie stemmten sich kraftvoll dawider und brachen es aus den morschen Fugen, daß es, lauter als zuvor donnernd,

sich in krachendem Absturz begrub. Die Zerstörerin aber rief mit fieberndem Glanz des Auges:

„Ich will mithelfen an dem großen Zweck! Dich kannte ich von Kindertagen und du hast mich oft gestützt und ich habe Blumen auf dir gepflückt. Nun bist du gewesen und wirst nie wieder sein! Auch die Sonne wird dich nicht wiedersehn — und es war meine Hand, die das Alles bewirken konnte?"

Sie betrachtete ihre langen, schmalen, durchsichtigen Finger —

„Meine Hand? Warum meine? Weil ich sie so nenne? Weil sie heute thun muß, was ich will? Wo war ich denn, zu wollen, als eine andere Hand diese Steine aufeinander legte, die sie jetzt herabriß? Was will ich denn, wenn dieser Rest einst niederstürzt? Was heißt es, daß meine Hand es war, die es that?"

Sie lachte fast irrsinnig auf. Die Sonne wob sich als rothe Kugel feurig tiefer in den Dunst und trat an den Rand des Horizontes. Nun sprang Diana auf und erkletterte mit Gemsenbehendigkeit und Schnelle furchtlos die höhere Felsenmasse, auf welcher der Thurm thronte, wandte den flammenden Blick dem versinkenden Gestirn zu und rief:

„Nein, halt' noch inne, du sollst mich noch hören Ja, meine Hand that's, weil ich es ihr gebot! Aus

Rache that sie's — es soll nichts feststehen, was ihre Kraft zertrümmern kann! Alles soll wanken, stürzen, Alles! An den Felssäulen will ich rütteln, bis sie brechen!"

Ihre Hände klammerten sich krampfhaft in die Ritzen eines der schwarzen Basaltpfeiler, ihr Gesicht brannte in dunkler Gluth und ihre Muskeln spannten sich zornig an, dann fielen die Arme ohnmächtig von dem unerschütterlichen Felsgerüst und ein heißer Thränenstrom brach aus ihren Augen hervor. Ihre Züge hattten sich verwandelt, sie waren von weicher Sehnsucht überflossen, wie die eines bangenden Kindes, und sie warf sich auf die Knie und faltete die Hände ineinander und flehte:

„Höre mich, goldene Mutter, meine Bitte höre, nicht meinen Trotz! Ich habe Dich geliebt, so lang ich zu denken vermag, und ich glaubte, Du liebtest mich auch. Deinem Lichte dankte ich meine Seele, Deiner Wärme mein Herz! Das ganze wonnevolle, süße, warme Leben dankte ich Dir, wie ein Kind seiner Mutter. Du warst die meine — o wenn Du es noch in Wahrheit bist, wenn ich Dein Kind bin, gieb mir ein Zeichen, Mutter, daß mein Herz Dir etwas Anderes ist als der Stein, dem Dein Auge lächelt wie mir! Laß Dein Licht in meine Seele fallen, daß ihre Finsterniß hell wird, daß ich sehe, wessen Auge Blindheit umlagert, meines oder seines! Gieb mir zurück, wenn Du mich liebst, was er mir genommen — die schöne Welt,

in der Millionen vor mir gelebt, mit Glück und Leid, mit Allem was du willst, gieb sie zurück, die einst war, die seine Hand mir zerschlagen, in den gähnenden Abgrund hinabgestürzt, wie ich die morschen Trümmer jener zerfallenen Wand!"

Wie mit einem Ruck verschwand die Sonne am Horizont und statt ihres feurigen Glanzes überfloß ein plötzliches aschfarbig-fahles Licht das schwarzgraue Gestein ringsumher. Von Osten her schauerte Abendwind auf und regte schwankend die dunklen Wipfel der aus den Ruinen emporgeschossenen Föhren gegen den matten Himmel, er strich durch das Gras und seufzte im Gemäuer. Eine großköpfige Eule streckte aus breitem Spalt des Thurmes ihre funkelnden Augen und blickte frohlockend der versunkenen Feindin nach wie dunkler Stahl schillernd, ringelte eine langgestreckte Schlange sich mit unheimlicher Geräuschlosigkeit durch Gestrüpp und zackiges Geblöck und verschwand gleichfalls unter dem Schutt der eingestürzten Mauern. Sie wand sich dicht neben der Gestalt des knieenden Weibes vorbei, doch diese regte sich nicht, sondern starrte noch der antwortlosen Sonne nach, deren letzter rother Abglanz hinter schwer aufwogenden Nebeln zerrann. Dann sagte Diana von Hautefort dumpf: „Nichts!" und sie sprang auf. Ihr Blick irrte einen Moment über die windbewegten Nadelkronen und glitt zu den phos-

Rache that sie's — es soll nichts feststehen, was ihre Kraft zertrümmern kann! Alles soll wanken, stürzen, Alles! An den Felssäulen will ich rütteln, bis sie brechen!"

Ihre Hände klammerten sich krampfhaft in die Ritzen eines der schwarzen Basaltpfeiler, ihr Gesicht brannte in dunkler Gluth und ihre Muskeln spannten sich zornig an, dann fielen die Arme ohnmächtig von dem unerschütterlichen Felsgerüst und ein heißer Thränenstrom brach aus ihren Augen hervor. Ihre Züge hatten sich verwandelt, sie waren von weicher Sehnsucht überflossen, wie die eines bangenden Kindes, und sie warf sich auf die Knie und faltete die Hände ineinander und flehte:

„Höre mich, goldene Mutter, meine Bitte höre, nicht meinen Trotz! Ich habe Dich geliebt, so lang ich zu denken vermag, und ich glaubte, Du liebtest mich auch. Deinem Lichte dankte ich meine Seele, Deiner Wärme mein Herz! Das ganze wonnevolle, süße, warme Leben dankte ich Dir, wie ein Kind seiner Mutter. Du warst die meine — o wenn Du es noch in Wahrheit bist, wenn ich Dein Kind bin, gieb mir ein Zeichen, Mutter, daß mein Herz Dir etwas Anderes ist als der Stein, dem Dein Auge lächelt wie mir! Laß Dein Licht in meine Seele fallen, daß ihre Finsterniß hell wird, daß ich sehe, wessen Auge Blindheit umlagert, meines oder seines! Gieb mir zurück, wenn Du mich liebst, was er mir genommen — die schöne Welt,

in der Millionen vor mir gelebt, mit Glück und Leid, mit Allem was du willst, gieb sie zurück, die einst war, die seine Hand mir zerschlagen, in den gähnenden Abgrund hinabgestürzt, wie ich die morschen Trümmer jener zerfallenen Wand!"

Wie mit einem Ruck verschwand die Sonne am Horizont und statt ihres feurigen Glanzes überfloß ein plötzliches aschfarbig-fahles Licht das schwarzgraue Gestein ringsumher. Von Osten her schauerte Abendwind auf und regte schwankend die dunklen Wipfel der aus den Ruinen emporgeschossenen Föhren gegen den matten Himmel, er strich durch das Gras und seufzte im Gemäuer. Eine großköpfige Eule streckte aus breitem Spalt des Thurmes ihre funkelnden Augen und blickte frohlockend der versunkenen Feindin nach wie dunkler Stahl schillernd, ringelte eine langgestreckte Schlange sich mit unheimlicher Geräuschlosigkeit durch Gestrüpp und zackiges Geblöck und verschwand gleichfalls unter dem Schutt der eingestürzten Mauern. Sie wand sich dicht neben der Gestalt des knieenden Weibes vorbei, doch diese regte sich nicht, sondern starrte noch der antwortlosen Sonne nach, deren letzter rother Abglanz hinter schwer aufwogenden Nebeln zerrann. Dann sagte Diana von Hautefort dumpf: „Nichts!" und sie sprang auf. Ihr Blick irrte einen Moment über die windbewegten Nadelkronen und glitt zu den phos-

phorescirenden Augensternen der Schleiereule, über den gekrümmten Leib der Schlange herab, und sie lachte mit bitterem schneidenden Ton und rief:

„Es ist eure Stunde, ihr seid gekommen, um eine Predigt zu hören, ich weiß es. Ich kann auch predigen dieser Stein ist eine Kanzel, der Thurm dort ist ein Altar, meine Hände schlagen ein Kreuz und ihr habt Ohren, um zu hören, wie wir! Hört das Gebot des Sohnes der heiligen Jungfrau! Gebet Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist! Was thut ihr, um dieses Gebot zu erfüllen?

„Lebt in euch das Gefühl, daß ihr ein erbärmliches Geschlecht seid, in Sünden geboren, ewiger Verdammniß aufbehalten, wenn euer Gehorsam gegen den göttlichen Willen euch nicht seine Gnade erschließt —?

„Hahahaha —" Die Sprecherin brach ab und lachte noch geller auf als zuvor — „ihr seid keine Menschen und versteht nicht, wie man zu Menschen redet! Thiere seid ihr, die nichts von der Klugheit der Menschen wissen, und in eurer Sprache muß man euch predigen. Sagt also: Beugt ihr eure Vernunft und euer Verlangen unter die Hand der Kirche, die Gottes Barmherzigkeit euch gewährt hat, um euch die Lehren zu künden, welche der Macht des Teufels euch entreißen, eure Seelen von dem ihnen gebührenden Lohn befreien sollen, der in den Abgründen der

Hölle ihrer wartet? Nein, ihr thut es nicht, denn ihr wißt, daß die Kirche ein Betrug und Gottes Barmherzigkeit ein Nichts iſt, ein Nichts wie der Teufel, den ihr nicht fürchtet, wie der Himmel, auf den ihr nicht hofft, und die Hölle, die eurer nicht wartet. Ihr wißt, daß Diejenigen, die ſich Diener Gottes heißen, kein Recht haben, von euch etwas zu fordern, daß euer Herz nicht verſtockt iſt, wenn ihr eure Habe ihrer Gier weigert, daß euch das Auge keines Allwiſſenden trifft, wenn ihr der Kirche den Tribut nicht entrichtet. Sie lügt, daß ihr den Zehnten treulich zu zahlen vermögt, ſie lügt, daß ihr in Ueppigkeit ſchwelgt! Den Erretter aus eurer Noth, wenn er unter euch träte, würdet ihr nicht verrathen, und kein Gericht würde er mit euch halten, ſondern mit denen, die euch mit dem Wahn des jüngſten Gerichts betrügen. Sie würde er zermalmen, die Bücher ihrer Schuld aufſchlagen und ſie nackt vor euch ſtehen laſſen in ihrer Verderbtheit. Mit Donnerſtimme würde er fragen: Wie habt ihr an dem Volke gehandelt, das ſich euch vertraut, an den Geſetzen der Natur, denen wir alle unterthan ſind? Und zu Zeugen würde er jeden von euch wider ſie aufrufen, daß ihre Verworfenheit nicht allein jenen Geſetzen getrotzt, daß jeder Tag ihren Frevel an dem Gebot des Herzens ſah: Gebet dem Menſchen, was des Menſchen iſt!

„Oder iſt Einer unter euch, der den Ruhm und den

Glanz Frankreichs, der das Glück, ihm anzugehören, würdigte? Ist Einer, der des Hochmuths seiner Könige werth wäre, deren Herrschsucht und Willkür sie über alle Schranken der Menschlichkeit erhoben, der den Fluch verdient hätte, den ihre Hand unabläſſig über alle Lande, über euch ausschüttet? Ja, ihr gehorcht ihnen und euren Herren, die der König über euch gesetzt, weil ihr müßt! Ihr gehorcht, weil ihr wißt, daß zeitliche Strafen euch drohen, wenn ihr euch weigert, und weil ihr den Lügen eurer Prieſter glaubt, daß ewige ihnen folgen. Doch ihr thut es nicht widerwilligen Herzens genug und nicht mit laut genug murrender Lippe. Mehr Gehör solltet ihr der Mahnung eures Elendes schenken, das die Teufel in Menschengestalt euch bereiten, das täglich über eure Schwelle tritt, an eurem Tiſche ſitzt, in eurem Bette mit euch nächtet. Reißt das Kreuz, das ſie heilig benennen, von eurer Wand und aus eurer Bruſt, damit ihr eures Elendes ledig werden könnt und die Sprache verſteht, welche die Zunge der älteſten Schlange der Erde ziſcht, daß ihr erkennt, es ſeien nicht ſündige und nicht herzloſe Gelüſte, wenn euer Blick nach dem Acker und Vieh, dem Haus und der Habe ſich wendet, die euer ſein ſollten, weil der Schweiß eurer Arbeit ſie gewonnen, und die nicht euer ſind, weil die Habgier eurer Herren von euch praßt. Habſucht, Faulheit und ſträfliche Begierden, die ſie euch vor-

werfen, sind das Einzige, was sie seit Anbeginn besessen, seitdem sie euch zu Sklaven gemacht; sie möchten euch bethören, daß ihr vergessen sollt, sie seien aus derselben Erde geworden, wie ihr, und werden zu Erde, gleich euch. Daß auch ihr Odem — ja, der Prediger in Zion wußte es und sein unerbittlicher Schüler weiß es besser noch als er — daß auch ihr Odem gleich dem des Thieres ist, darauf sie kein Recht besitzen, noch auf irgend etwas, das den Hochmuth in ihnen als ihr eigen nennen will. Denn in frecher Gier lassen sie die Augen weiter schweifen und recken ihre Stirnen auf, bis sie ihre eigene Lüge glauben, daß eine ewige Ordnung sie auserwählt hat, euch zu knechten, ihre Willkür euch als Gesetz aufzustellen, wie über machtlosen Sklaven als Herren über euch zu thronen. Und wie dankt ihr ihnen dafür, daß sie euch jeden Genuß des Lebens rauben, euch alle Güter desselben entreißen? Ihre Namen stehen in euren Schuldbüchern aufgezeichnet, wie in denen eurer Väter, und eurer Langmuth schulden sie jeglichen Tag, an dem das Gericht nicht über sie hereinbricht. Denn ihr gedenkt keiner irdischen Gerechtigkeit und vergeßt, daß ihr die Götter seid, um sie zu üben. Die Kraft, die euren Gliedern geworden, um ihre Schuld auszutilgen, laßt ihr in Noth und Hunger erlahmen. Eure Weiber gebären Kinder eures Jammers, damit eure Herren sich an den Thränen ihrer Jugend bereichern. Sie schwelgen

in Trägheit, allein die Unersättlichkeit in ihnen wogt ihr Gift weiter, daß sie das letzte Blut aus euch zu erpressen streben und euch hassen um des Frevels willen, den sie an euch verüben. Vergessen möchten sie, daß die Verbrechen ihrer Väter und ihre eigenen sie zu dem gemacht, was sie sind, daß sie durch jene zu Herren geworden, die kein Recht besitzen, als die blöde Fügsamkeit der von ihnen Unterdrückten. Aber eure Langmuth wird erlöschen, denn sie gleichen nicht mehr dem Bilde und der Art von Menschen. Darum werdet ihr die falschen Bilder umstürzen und euch zu Herren setzen über ihnen. Und wiederum wird, der euch aus eurem Elend errettet, am Tage des Gerichtes fragen: Ihr stolzen Herren, welches Zeugniß bringt ihr von der Meute des Volkes, das eure Halsstarrigkeit wider euch erhoben? Habt ihr die frechen Regungen eures Blutes, das kein anderes ist als das ihre, unterdrückt und den Menschen in ihnen geehrt, wie ihr es von ihnen begehrtet, wie die Natur gewollt, daß er von euch geehrt würde? Habt ihr, wenn sie in ihrer Verzweiflung um etwas zu euch aufschrieen, und euer von Habgier abgestumpftes Auge gewahrte nicht, daß es zu eurem eignen Besten erfüllt werden müsse, um sie vom Untergange zurück- und ihre Kraft euch zu erhalten, habt ihr euren wahnwitzigen Begierden widerstanden und es gewährt, weil ihr dachtet, daß es ein Mensch sei, der es

von euch erflehe? Habt ihr erkannt, daß ihr von der Menschheit verworfene, rechtlose, erbärmliche, todes- und marterwürdige Geschöpfe seid und allein der Fürsprache des niedrigsten eurer Opfer es zu danken haben würdet —"

Die Sprecherin brach bei den nämlichen Worten ab, bei denen am Morgen in der Kirche der Pfarrer Mathieu Guéraud es gethan, und bei denen sie von ihrem Sitz aufgesprungen, um ohnmächtig zusammen zu sinken. Jetzt dagegen richtete sie sich hoch auf, ihr Haar flatterte im Wind, der die Föhrenwipfel durchstrich, die Dämmerung legte sich grauem Aschmantel gleich darüber, und sie lachte laut und irr auf und rief:

„Nun, kann ich auch predigen? Nicht daß ein Ohr allein, daß alle, daß die Steine es verstehen? Was habt ihr darauf zu erwidern? Wer giebt mir Antwort?

Sechzehntes Kapitel.

„Wer ruft die Eulen hier zum Nachtschmaus?“ gab eine dumpfe Stimme, rauhverwundert vom Thurme her zur Antwort, und Diana von Hautefort fuhr, von jähem Schreck übermannt und zur Besinnung gebracht, zusammen. Ein graufahles Zwielicht verwebte die düsteren Höhlungen und die wildköpfigen Vorsprünge der weiten Trümmerstätte, und aus dem fast nächtigen Schatten, der den Eingang des alten Burgthurms überlagerte, tauchte, nur in ihren Umrissen unterscheidbar, eine gespenstisch-unheimliche Erscheinung auf. Es war eine breitschultrige Gestalt, zerlumpt und greishaarig, als ob sie seit Jahrhunderten drunten im Thurmverließ gelegen und aus Fäulniß und Moder um Geisterstunde heraufsteige. Auf dem Gestein klirrte ein eisenbeschlagenes Werkzeug, daß sie in der Hand trug, über ihr in der Mauerspalte schlug die Eule fauchend mit den Flügeln und ihre runden Augen glühten umspähend wieder aus dem Dunkel.

Diana war mechaniſch einige Schritte zurückgewichen, doch nicht aus Furcht, denn jetzt hielt ſie inne und fragte gebieteriſch: „Wer biſt Du? Was ſuchſt Du hier?“ Und ſie trat ihrerſeits faſt drohend auf die plötzliche Erſcheinung zu.

Dieſe bewegte ſich langſam aus dem Schatten in's matt dämmernde Licht. Jean Arthon war's, wie er am Morgen am Brückenpfeiler geſeſſen, als Herr Demogeot des Weges von Le Puy heraufgekommen. Der aus Fellen geſtückte Mantel hing ihm ſchlottrig um die Glieder, dürres vorjähriges Laub von dem Lager, das er verlaſſen, raſchelte dran nieder, ſeine dicke Peitſche ſteckte in einer Art von Gurt, zuſammengewickelt, doch mit der Schnur auf ſeine nackten Füße niederfallend, und er ſtützte ſich auf die ſchwere Hacke, die am Morgen den Advocaten vor Beginn ſeiner Unterredung zu Vorſichtsmaßregeln veranlaßt hatte. Er ſtrengte ſeine von den gelbſtruppigen Brauen verdeckten Augen an, um die weibliche Figur vor ſich zu erkennen, dann lachte er:

„Ich dachte, eine Dirn' aus dem Thale ſchriee hier das Gevögel mit ihrem Liebeskummer aus dem Schlaf. Aber es ſcheint von feinerer Art und beſſerem Blut. Doch heraus muß es auch, wenn es heiß darin ſteckt, nicht wahr?“

„Was haſt Du gehört?“ entgegnete Diana heftig, noch dichter und ſtolz aufgerichtet an ihn hinantretend.

Er rückte jetzt mit einer halb spöttischen Geberde der Ehrfurcht an seinem Tellerhut. „Ah, Sie sind es gnädige Comtesse; lassen Sie die Sonne dafür strafen, daß sie zu früh fortgegangen, als daß ich gleich zu erkennen vermocht, von wem mir die Ehre eines Besuch's hier zu Theil geworden. Ich hörte ein Täubchen girren, vermuthlich um einen der bunt gefiederten Täuber, die drunten im Schloß zugeflogen sind; das weckte mich auf."

„Du hast geschlafen?"

Sie fiel ihm rasch damit in's Wort, und obwohl Ton und Inhalt seiner Erwiederung nicht besonders viel Ehrerbietiges besessen, klang ihre Stimme bei der letzten Frage doch gelassener als zuvor. Der Bretagner versetzte:

„Für seidene Kleider ist's just keine einladende Schlafstatt, doch es kommt nicht darauf an, wohin unsereins seine Knochen wirft, wenn sie nur liegen. Uebrigens denk' ich, kann man's einem Hirten gönnen, der die Nacht durch auf den Wolf passen will, und mich däucht, ich hätt' mehr Recht zu fragen, weshalb Sie um diese Stunde heraufkommen, was Sie in dem Eulennest suchen und mich aus dem Schlaf stören? Aber ich bin verträglich, und wenn's gilt, einen Liebhaber zu erwarten — vornehmes Blut ist auch Blut, hahaha — so will ich Ihnen mein Bett drinnen räumen. Es sind etwas zu viel Fledermäuse und sonstiges Gezücht drin, doch Sie wollen ja auch nicht schlafen und

die Dinger ſind weich, wenn ſie über eine weiße Haut kriechen, als wär's eine parfümirte Hand, die Einen ſtreichelt. Kommen Sie, Comteſſe, ich habe Sie eingeladen, und da Sie mir einmal ſoviel Ehre erzeigt, werden Sie auch nicht verſchmähen, in meine Behauſung einzutreten. Nur müßen Sie den Kopf herunter bücken, denn Ihre Art iſt von Alters etwas hoch aufgeſchoſſen und es wäre Schade, wenn die wiederborſtigen Zähne, welche die Zeit in den Eingang hier hineingenagt, ſich in Ihrer weißen Stirn blutig feſtbeißen würden. Aber Sie hätten den Troſt, daß Sie nicht die Erſte wären, deren Leib da drinnen in Seide gewickelt verfaulte und ſeine Knochen mit denen des Nachtgezüchts miſchte, bis die Engel ſie am jüngſten Tage mit ihren Poſaunen wieder zuſammen blaſen."

Es war nicht mehr reſpectlos, ſondern frech und roh, ja mehr als das, drohend geſprochen, und die breite Hand des Bretagners ſtreckte ſich gleichzeitig nach dem Arm Diana's aus, um ſeinen Worten gemäß ſie in den Thurm hineinzuziehen. Doch mit einem Ruck des Abſcheu's ſchleuderte ſie kraftvoll ſeine Hand zurück, in der ihrigen funkelte die bläuliche Klinge eines zierlichen Dolches, den ſie aus ihrem Gewande gezogen, vor ſeinen Augen auf und ſie entgegnete: „Hüte Dich, mich zu berühren!"

Allein ihre Stimme hatte nichts Zorniges mehr, faſt widerſpruchsvoll ſanft klang ſie auf ſeine rohen Worte,

daß er beinahe mehr vor dem Ton ihrer Entgegnung als vor der kleinen Waffe zurückstutzte. Er schwieg einen Augenblick, dann sagte er:

„Jetzt fürchten Sie sich einmal vor mir. Ihre Laquaien und Hunde, Ihre Freunde mit den Büchsen und Stoßdegen sind drunten, nicht wahr, und Sie sind allein. Und wenn Sie rufen, hört es Niemand —"

„Warum sollte ich mich vor Dir fürchten? Ich habe Dir nichts gethan und was könntest Du mir thun?"

Sie stand ruhig aufgerichtet, er lachte heiser und besann sich einen Moment. „Nein, Sie haben mir nichts gethan und würden's auch nicht, denn ich bin zu garstig, als daß Ihre feinen Hände mich berührten. Wenn wir da drunten wären, würden Sie höchstens sagen: Schnürt dem Hunde die Füße zusammen, bindet ihn an einen Pfahl und peitscht ihn, bis es anfängt mich zu langweilen. Vielleicht würde Ihr zartes Herz, wenn es das Blut rinnen sähe, auch sagen: Jetzt ist's genug und laßt ihn laufen, falls seine Füße ihn noch tragen. Unsere Strafe ist an ihm vollzogen, die weitere überlassen wir der göttlichen Ahndung und beten, daß sie ihn nicht zu schwer treffe. Nicht wahr, so würde es drunten heißen, und Sie fragen mich, Gräfin Diana von Hautefort, was ein Habicht thun kann, wenn er drunten dem Fangeisen entronnen ist und die Taube in der Wildniß, in seinem Revier antrifft, wo

ihr Schrei ungehört an tauben Felsen aufschlägt? Er könnte eine Rache üben an Ihnen für Ihr ganzes Geschlecht, daß Sie noch lange drunten im Schloß darum winselten, ohne daß es Ihnen etwas mehr hülfe, und daß die schönen Cavaliere sich zugleich mit Lachen und mit Ekel von Ihnen abwendeten —"

Er that ihr abermals einen Schritt entgegen, allein statt sie dadurch zur Gegenwehr zu veranlassen, bewirkte er seltsamer Weise, daß sie die kleine Waffe sinken ließ und sie wieder in ihrem Kleide verbarg.

„Ich verstehe Dich nicht," entgegnete sie mild, „aber ich weiß, daß Du ein Mensch bist. Warum sollte ich eine Menschenhand fürchten? Gieb sie mir, sie ist nicht anders als die meine."

Sie streckte ihre feine Hand zu ihm hinüber. Er stand einen Augenblick wie von unsichtbarem Blitz betäubt und seine Lippen murmelten: „Glauben Sie, daß ich Ihre List nicht erkenne?" Aber dann fiel er plötzlich wie ein sturmgebrochener Baumstamm zu Boden und preßte den bärtigen Mund auf den Saum ihres Kleides.

„Steht auf! Was wollt Ihr?" sagte Diana. Er stöhnte leise: „Nein, lassen Sie mich eine Sekunde glauben, daß — daß Sie nicht aus Furcht gethan, gesprochen, was Sie gesagt."

„Aus Furcht?" wiederholte sie. „Ihr seid glücklich,

wenn Ihr Euch fürchten könnt. Meint Ihr, ich scheue den Abgrund? Wir alle sind seine Kinder, ob er uns heut' oder morgen an die Brust drückt, was liegt daran?"

Sie hatte sich rasch einige Schritte entfernt und war an den schwindelnden Rand getreten, dessen felsige Tiefe die Nacht zu verhüllen begann. Jean Arthon sprang mit einem dumpfen Aufschrei empor und umklammerte ihren Arm.

„Ein Ruck von Eurer Hand und ich bin gewesen", sagte sie ruhig. „Glaubt Ihr noch, daß ich Furcht hege?"

Er zog sie jetzt mit schreckzitternder Hand zurück, bis sie sich auf völlig gefahrlosem Platze befand. Dann versetzte er dumpf:

„Wer sind Sie, daß Sie die Einzige sind, die Ankou nicht fürchtet?"

„Wer ist Ankou?"

Der Bretagner blickte sich durch die Dämmerung um. „Ankou ist überall, doch wenige sehen ihn, eh' er die Hand nach ihnen ausstreckt. Aber ich kenne ihn von Kindheit auf, alle meine Väter haben Augen gehabt, ihn zu gewahren. Auf Felsenspitzen sitzt er im Zwielicht, im Sturm taucht sein Kopf aus dem Wellenschaum. Ich habe ihn gesehn, wie er zu meinem Vater ins Boot hinauf griff und ihn mit sich in die Tiefe hinunter nahm. Wir standen an den

Klippen, meine Mutter und ich. Sie rang die Hände und ſchrie in die See, daß mein Vater es hörte und winkte. Dann kam's, lang und weiß vom ſchwarzen Grund aufgereckt, und packte ihn und zog ihn fort. Starr fielen die Hände meiner Mutter herab, ſie ſagte: „Ankou war's", und wir gingen nach Haus. Sie ſchauderte, denn der Winterſturm pfiff und der Regen wühlte uns auf die Haut. Ich ſchlief ein, doch ein Winſeln weckte mich auf. Dann ſah ich empor, ein Licht kniſterte, und ich ſah meine Mutter. Sie ſaß auf dem Bett, weißgeſichtig, mit ſtarren, waſſerdunklen Augen, und ein Kind lag leiſe wimmernd neben ihr. Der Wind heulte draußen und ich ſchrie und ſprang auf, doch ſie antwortete nichts, ſondern legte, mich immerfort anſehend, langſam den Kopf zurück. Aber ſie mühte ſich ein Wort zu ſprechen und ihre Lippen wurden blau. Da ſchlug es donnernd gegen die Thür, ſie brach und ein breiter Waſſerſchwall ſtürzte herein. „Ankou!" ſchrie meine Mutter auf, das Licht erloſch, doch ich ſah ihn gegen den falben Himmel. Eiskalt ſtrich er an mir vorüber, daß ich nichts mehr hörte und empfand. Dann wachte ich auf, in einer Hütte droben am Felsrand. Er hatte mich noch nicht gewollt, nur meine Mutter und ihr Kind hatte er mit ſich genommen und ein Stück ſeines grauen Mantels über unſer Haus geworfen, daß Niemand es wiederfand."

Diana von Hautefort hatte ſtumm zugehört. „Ich kenne einen Geiſt, der ſchlimmer iſt als Euer Ankou“, verſetzte ſie. „Schlimmer, denn ſeine Lippen ſind mild und doch verſengt ihr Athem Alles was lebt und was nicht lebt, das Gras, den Stein, die Erde und den Himmel, Dich und mich. Sein Lächeln iſt göttlich, doch das Herz ſchaudert, wenn es von ihm berührt wird.“

Sie drückte, als ob der Froſt ſie ſchüttle, die Hand auf die Bruſt und ſetzte ſchnell hinzu:

„Sprecht mir mehr von Eurem Ankou, es iſt heimlicher bei ihm, denn er lebt, nicht wahr, lebt ſeit Anbeginn und wird ewig leben? Habt Ihr ihn ſpäter noch wieder geſehn?“

Sie ließ ſich auf dem raſenüberwachſenen Boden nieder und hieß ihn, ſich zu ihr ſetzen. Er zögerte, dann that er's, doch halb ehrfurchtsvoll jetzt, halb ſcheu, auf Armeslänge von ihr. Ein braunrothes Licht umſäumte die Gipfelränder des Mont Mezin, ſonſt legte die warme Nacht überall ſich dunkel und ſchweigend herab. Der Bretagner deutete auf den tiefen Schattenkegel des Berges, der ſich finſter aus dem aufglühenden Gewölk hob und ſagte:

„Er iſt auch dort, ich habe ihn geſehn, wenn ich Wurzeln und Cryſtalle ſuchte auf dem Mezin. Rieſengroß ſaß er, das Haupt in Wolken, nur manchmal zuckte ein Blitz ſeiner Augen herunter. Was kann er mir nehmen?

und doch fürchte ich ihn, ich weiß nicht warum. Ich habe oft gefühlt, daß er unsichtbar hinter mir stand und nur darauf wartete, daß ich die Hand ausstrecken sollte — hahaha — lachen Sie nicht, Gräfin, es klingt in die Erde, wenn man hier lacht —"

Er war wiederum aufgesprungen und Diana folgte unwillkürlich seinem Beispiel. „Ich habe nicht gelacht, Ihr selbst thatet's," versetzte sie, und es überlief sie und sie blickte sich um.

Jean Arthon's Stimme hatte sich am Schluß zu lauter Extase gesteigert. Jetzt schlug sie in ein gedämpftes und geheimnißvolles Flüstern um. Er fuhr fort:

„Er will nicht, daß ich, daß eine Menschenhand es thun soll. Er selbst will's und ich muß auf ihn warten, bis er mir ein Zeichen giebt. Auch damals wollt' er's nicht — ich hatte einmal ein Weib, die Leute sagten, es sei schön, und ich fand's so, mehr als sie. Ein Anderer that's auch und es nahm mich nicht Wunder, da alle es thaten und da er mein Freund war. Eine lustige Zeit war's und Ankou ergrimmte wohl, daß ich nicht oft an ihn gedacht. Es wäre klüger gewesen, und vor Allem, eines Abends weniger zu trinken, um mich am andern Morgen nicht zu finden, wie ich mich fand, zum Lachen war's, mit der königlichen Mütze auf dem Kopf. Was sollt's bedeuten? Auch sie lachten, wie sie's mir sagten, die

zufälligen Trinkgenossen vom Abend vorher und sagten, ich sei Soldat geworden und könne es zum General bringen, wie mein Freund gesagt, als ich im Rausch das bunte Ding aufgesetzt. Davon wußte dieser wie ich zu ihm lief, freilich auch nichts mehr, sondern sprach empört von Hinterlist und Betrug und rieth mir, ich solle fliehen, er wolle mir mein Weib nachbringen, und wir verabredeten einen Ort, an dem wir wieder zusammentreffen würden. Doch wir trafen uns erst später und an einer ganz anderen Stelle, denn als ich kaum die Stadt verlassen, faßten sie mich und meinten, ich hätte als Deserteur verdient erschossen zu werden, und es sei eine besondere Gnade Seiner Majestät, wenn er mir statt dessen erlaube, für ihn auf der Galeere zu arbeiten. Es war eine recht lustige Abwechslung und hübsche Jahre; erst knirschte ich mit den Zähnen und biß in's Eisen, das sie mir um Hand und Fuß gelegt, weil mein Kopf noch zu dumm war, das Alles zu begreifen, aber dann ward ich ruhiger und betrug mich gut, wie meine Aufseher sagten, denn ich wollte zu meiner Frau zurück und sah ein, der Weg zu ihr führe durch die Thür und nicht durch die Wand. Da traf eines Tages auch mein Freund bei uns ein, im selben Kleid und mit dem nämlichen Handschmuck. Er erzählte mir seine Geschichte, sie klang noch schnöder als die meinige. Als Anwalt hatte er unerschrocken das Recht der Unschuld vertheidigt und

ſich den Zorn und Rachdurſt der Gewaltigen dadurch zugezogen. So kam er zu mir und ſtachelte mich wie mit eiſernem Sporn und nährte mich mit Galle. Und eines Abends flüſterte er mir, er habe gehört, daß man über mein ruhiges Betragen gelacht und geſpottet, wenn die zehn Jahre, die mir noch zugedacht wären, abgelaufen ſeien, dann würde ich wie ein weißes Lämmchen an Sanftmuth und Harmloſigkeit in die Welt zurückkehren und ein lebendig umherwandelndes Denkmal der Unübertrefflichkeit der Galeeren bilden. Er ſetzte hinzu, mein Weib erwarte mich drüben in der Stadt, in Toulon, er ſei ihr Freund wie meiner und könne ihren Jammer nicht länger ertragen. Dabei klirrte es leiſe an meinem Armband, denn er hatte mir eine kleine Feile in die Hand gedrückt, die er ſich zu verſchaffen gewußt, um ſich ſelbſt zu befreien. Doch er war großmüthig, war ein ächter Freund, und unſer gemeinſames, doppeltes Unglück ging ihm über das eigene. Ich aber war kein Lamm, ich war ein Wolf durch ſeine Worte geworden, und der Grimm blendete mich, daß ich ſeine Aufopferung begriff und annahm, ſie nur mit heißem Dank erwiederte und, ſelbſt frei geworden, nicht zu raſten ſchwur, bis ich auch ihn befreit. Die Nacht hindurch feilte ich und wie das falbe Grau im Oſten kam, glitt ich der Ketten ledig in's Waſſer. Es war eine zweite Flucht, die der erſten glich wie ein Schurke dem andern. Sie fingen mich

mit Netzen im Wasser wie einen Fisch, peitschten mich und warfen mich halbtodt in einen dunklen Raum. Als sie mich herauf holten, weiß ich nicht, ob Tage oder Wochen vergangen waren, denn es fiel kein Licht hinunter; aber ich weiß, daß ich lange gehungert hatte und mich kaum auf den Füßen vor das Galeerengericht schleppte und daß die Sonne mir die Augen versengte wie ein glühendes Eisen. Dann sagten sie mir, daß ich nicht nur ein der schwersten Strafe würdiger Flüchtling, daß ich auch ein Dummkopf gewesen, da der Tag an dem ich entflohen, mir meines früheren musterhaften Betragens halber die Freiheit geschenkt haben würde, und sie fügten hinzu, wie viel Jahre — ich hörte nicht darauf — ich jetzt noch für meine Narrheit büßen müsse. So kam ich an meinen alten Platz zurück, dumpf und stumpf, und Tage vergingen, eh' es mir zum Bewußtsein gelangte, daß mein Freund, mein früherer Gefährte nicht mehr an seiner Stelle saß. Endlich frug ich nach ihm und man antwortete mir, er sei an dem Tage frei geworden, an welchem man mich aufgefischt, denn er sei nur eines Betruges halber auf kurze Zeit hierher geschickt gewesen, und so etwas strafe man in Frankreich nicht allzu hart."

Der Erzähler hielt inne, seine Zuhörerin wartete eine Weile, daß er fortfahren werde. Als er schweigsam blieb, sagte sie:

„Mir ahnt, daß ich den Zusammenhang verstanden —"

„Sie sind klüger als ich es war, Gräfin," fiel der Bretagner mit rauhem Lachen ein, „mir ahnte nichts, weil mein Kopf noch immer zu dumm war. Er blieb es auch, bis die Jahre abgelaufen — hahaha — dann fand ich meine Frau wieder. Doch mein Freund war nicht bei ihr, sie hatte ihn nicht gesehn, sie wußte nichts von ihm. Statt dessen hatte sie eine andere Gesellschaft, die mir völlig fremd war, unnatürlicher Weise, denn es war meine Tochter. Sie zählte selbstverständlich schon eine Reihe von Jahren, aber mir schien's, als hätte sie noch etwas älter sein können, und der Aufenthalt auf den Galeeren hatte meine Stimmung wohl gereizt gemacht, so daß ich mit meiner Frau über ein so geringfügiges Ding, wie das Alter eines kleinen Mädchens es ist, in Streit gerieth. Nicht mit Worten allein, auch mit Thaten, und mein Weib lag plötzlich am Boden und hinter ihr stand Ankou mit langen weißen Zähnen und grinste mich an. Da biß ich die meinen mir blutig in die Lippen, riß das Kind auf meinen Arm und schlug die Thür zu. Ich wußte nicht recht, was ich eigentlich wollte, aber es war ja meine Tochter, und wie ich mich besann, fiel mir ein, daß ich noch einen Freund besaß, der oft so viel, wenn auch immer vergeblich, für mich gethan, und ebenfalls seine Freude an ihr haben würde. Es glückte nicht ganz leicht, ihn zu

finden, doch man lernt Ausdauer auf der Galeere und zuletzt da traf ich ihn. Er war ſehr reich geworden, wie ſeine Klugheit es verdiente, und bewegte ſich in vornehmer Geſellſchaft; wer uns Beide nebeneinander geſehen, hätte es ſchwerlich geglaubt, daß wir einmal auf der nämlichen Bank mit Ketten an den Füßen zuſammen geſeſſen. Auch erinnerte er ſich deſſen kaum, doch er war leutſelig und ſtrich meiner Tochter durch's Haar. Hübſch fand er ſie und ihrem Vater außerordentlich ähnlich — hahaha — es war ein Compliment, das mir lange nicht gemacht worden, und ich dankte ihm und hatte auch ein hübſches Meſſer in der Taſche und krallte die Finger um ſeinen Griff. Aber Ankou wollte es wiederum nicht. Ich ſah ihn deutlich, er ſtand im Dämmerlicht draußen und drohte mir mit der Hand. Dann ging ich, immer mit meiner Tochter an der Hand, die vergnügt an einem ſüßen Kuchen zehrte, den mein alter Freund und darum auch der ihrige ihr gegeben, und wir gingen in die Nacht und in die Felſen hinaus und ſchliefen. Und in der Nacht hub ſich ein Sturm und Ankou kam an unſere Höhle. Ich lag im Schlaf, doch ich fühlte, ſein Athem wehte kalt wie Eis über mich und er ſagte: „Du ſollſt meine Hand ſein, aber warten ſollſt du, bis ich dir ein Zeichen gegeben.“ Da ſchrie das Kind auf und ich fuhr aus dem Schlaf — hahaha — denn im Traum hatte ich meiner Tochter die

Finger um die Kehle geschnürt, und ein Augenblick länger, so war's vorüber. Aber Ankou wollt' auch das nicht deshalb war er gekommen, und ich warte. Doch am Liebsten, Gräfin, warte und schlafe ich seitdem wie in jener Nacht. Es sind hübsche Träume, die Einem in solchen Molchgruben kommen, und deshalb haben Sie mich heut' da in dem alten Thurmloch getroffen und aufgeweckt."

Diana von Hautefort hatte zugehört, wie sie an dieser Stelle seit Kindertagen manchmal gesessen und auf das Murren des Windes in den Föhrenwipfeln gehorcht. Manchmal war's ihr, als streife die unsichtbare Lufthand ihr selbst gespenstisch über den Rücken; in dem Ton, mit dem die Worte durch das Dunkel zu ihr herüberklangen, lag etwas unheimlich Ruhiges, ja Scherzendes, etwas das der leicht hüpfenden Bewegung an der Oberfläche eines Gewässers glich, in dessen Tiefe vulkanische Strudel zu unergründlichem Abgrund hinabreißen. Sie fühlte sich selbst jetzt so sicher in der Gesellschaft des Bretagners als ob sie sich drunten im Schloß inmitten der Ihrigen befunden hätte, und dennoch graute ihr vor ihm. Sie wußte nicht weshalb, was ging der verrätherische Freund, der das Lebensglück des Erzählers dreifach vernichtet hatte, sie an, was die Rache, mit welcher dieser auf den Tag harrte, an dem sein gespenstischer Todesgott ihm das heiß erwartete Zeichen geben würde? Es war auch nicht das,

wovor Diana schauderte; es war — sie legte ihre wie vor Kälte erstarrte Hand gegen ihr glühendes Gesicht —

„Ich weiß nicht, warum ich Ihnen das erzählt habe, Gräfin", brach Jean Arthon mit rauher Stimme das eingetretene Schweigen, „denn ich that's noch Keinem als dem Wind, den Kröten und dem Steinblock. Wenn's Sie gelangweilt hat, denken Sie, Sie hätten Ihr Ohr an das Gekrächz eines Raben verschwendet, der hier im Gemäuer haust, oder eine garstige Spinne sei Ihnen über den Weg gekrochen, die Sie einen Augenblick betrachtet. Wenn Sie das häßliche Thier mit Ihrem kleinen Fuß zertreten wollen, so thun Sie's, es wird sich nicht rühren. Geh'n Sie hinunter und sagen Sie es Herrn Maulac, dem Gutsrichter von Hautefort, oder Mathieu Guéraud, dem Pfarrer von Saint Pierre. Ich will sie hier erwarten und mich von dem Einen an den Eichen- und von dem Andern an den Höllenpfahl schnüren lassen — denn die Geschichte, die ich Ihnen zum erstenmal erzählt, hat mich müde gemacht, so müd' fast, als hätte ich sie zum zweitenmal erlebt, und es wäre am Besten, Gräfin Diana, Sie machten ein Ende mit mir, das weniger weh thäte, als Ankou es mir vorbehalten. Sie haben schon ein gutes Werk an mir gethan, thun Sie auch das zweite, das noch besser ist, für mich und vielleicht für viele, wer weiß, ob nicht für Sie selbst."

Die Stimme des Sprechers zitterte sonderbar und

ein Zittern durchlief den Körper seiner Zuhörerin. Sie wollte etwas erwiedern und zauderte und entgegnete statt dessen verwirrt:

„Laßt Ankou und er wird von Euch lassen, Arthon. Er ist nur ein Spiel Eurer Einbildung, das Euer Blut hetzt und Euer Herz nicht zur Ruh' kommen läßt. Nehmt Euch ein Weib, das Euch glücklicher macht, als Euer erstes —"

Ein wildes, düsteres Gelächter des Bretagners unterbrach sie. „Ein Spiel!" rief er und sein ausgestreckter Arm deutete nach dem Kegel des Mont Mezin hinüber, über dessen finsteren Scheitel der aufgehende Mond durch schwere Dunstwolken wie ein großes glühendes Cyclopenauge heraufblickte. „Siehst Du, Mädchen, da ist er und er sieht Alles und er weiß Alles. Und ich sehe ihn, nicht dort, nicht heut', in der Ferne noch, wie er geschritten kommt. Die Berge wanken unter seinem Fuß und Städte lodern auf von seinem Athem. Sein brennendes Haar peitscht die Gestirne und er reißt sie vom Himmel, die Kirchen und Marmorpaläste der Erde mit ihnen zu zerschmettern. Die Sonne reißt er herab, daß es Nacht um Mittag wird, und er breitet seinen weißen Mantel aus und erstickt unter ihm Alles was Odem hat, Gebet und Fluch, Gewinsel, Trotz und Verzweiflung. Ich sehe die weißen Gebeine, wie er sie lachend aufliest und zu den

Wolken thürmt, die rothen Ströme sehe ich, die ihn umschwemmen und seinen Mantel in Purpur umwandeln. Ja, er spielt mit ihnen, wie die Woge Ball spielt mit dem Kahn von Menschenhand. Denn er ist das Weltmeer, das heranbraust, und der Sturm ist er, der die Wellen aus der Tiefe peitscht. Und ich höre Stimmen von Millionen, die untergehn, wie pfeifendes Gevögel über der See rufen sie und die Nacht verschlingt sie und: „Ankou! Ankou!“ brüllen die Abgründe der Erde. „Ankou! es ist kein Gott außer Dir!“ und die Donner des Himmels werfen es zurück. Dann kommt der Morgen und er geht über das Leichenfeld, auf dem die Frevler hingestreckt liegen, die weiße Unschuld neben der rothen Sünde — wir alle — Du, Mädchen, und ich —“

Der Bretagner warf sich auf die Knie und breitete die Arme der geisterhaft aufgehenden Mondscheibe entgegen. Er schlug die Stirn auf den hartschrundigen Boden und rief: „Komm, Ankou! Wir harren auf Dich! Es ist Zeit, daß Du kommst, gieb uns das Zeichen!“

Diana von Hautefort durchschüttelte es vom Haupt bis zum Fuß. „Ihr seid toll!“ sagte sie mit bebender Lippe. Er blieb antwortlos liegen, das Gesicht unbeweglich dem feuriger aufflammenden Gestirn zugewandt, nur mit dumpfem Gemurmel: „Er kommt —“

„Es ist Wahnsinn, der über ihn kommt“, murmelte

auch Diana. Sie machte einige Schritte von ihm fort — „wir alle steh'n an seinem Rande" — und sie kam zurück und rief: „Arthon." Er hörte noch immer nicht und sie trat näher an ihn hinan und fügte schnell hinzu:

„Ich will Euch warnen, denn der Zufall raunte mir heut' ein Wort in's Ohr, dessen Euer Anblick mich gedenken läßt. Verlaßt diese Gegend, ich weiß nicht, weshalb man Euch nachstellt, aber es thäte mir Leid, wenn man Euch Eure Freiheit nähme —"

Der Bretagner war aufgesprungen und stand jetzt von den ersten Mondstrahlen beglänzt wie ein aufhorchendes Raubthier vor ihr. „Mir?" wiederholte er, und seine Finger klammerten sich um den Stiel seiner Hacke, „wem liegt noch daran, ob ich frei bin oder nicht?"

„Ich sagte Euch, daß ich es nicht weiß, doch ich erfuhr, daß der Advocat Demogeot aus der Stadt einen Haftbefehl für Euch besitzt."

Ein dumpfer, gurgelnder Laut des vor ihr Stehenden unterbrach sie, dann folgte ein mißtönendes Gelächter hinterdrein und Jean Arthon rief:

„Das sagen Sie mir, Gräfin Diana, und Sie glauben nicht, daß Ankou kommt, daß er sein Versprechen hält? Sie glauben, daß Sie anders gekonnt hätten, als Sie gethan? Doch ich danke Ihnen und ihm, daß er Sie zu

seinem Boten gemacht! Erinnern Sie mich an diese Stunde einst —"

Er faßte die Hand des Mädchens und preßte seine bärtigen Lippen darauf. „Wenn er noch nicht käme", fuhr er sanfteren Tones fort, „so thäte er's um Ihretwillen, wie Jehova einst Sodom nicht verderben wollte, wenn er einen Gerechten darin fände. Gott befohlen, Weib, dem Gott der manchmal einen Gerechten schützt!"

Sie hatte ihm willenlos die Hand gelassen, nun stand sie allein und es waren ihre Lippen, die leise aber bitter auflachten. „Ja, dem Gott befohlen", wiederholte sie, „der aus Dir gemacht hat, was Du bist."

Heftiger wirrte der Wind, der den Tag von der Nacht zu scheiden kam, das dunkle Föhrenhaar durcheinander, der Mond begann die alten Trümmer umher mit geisterhaftem Halblicht und noch unheimlicheren Schatten zu überfließen. Nordwärts verhallte der Schritt des Bretagners, ein Stein von seinem Fuß gelöst, rollte noch und verstummte; ein kreischender Raubthierlaut durchschnitt hinter ihm die Luft und Alles war still. Diana wandte sich und schlug den Rückweg ein, doch nicht direct in's Thal hinab, sondern die Höhe des Felsrandes innehaltend, umschritt sie den letzten Kreisabschnitt desselben. Der Pfad erschien im ungewissen Licht gefährlich, an jähem Absturz entlang führend, doch wie eine Nachtwandlerin verfolgte sie ihn

geschlossenen Auges mit sicherem Fuß. Nun hob sie den Blick und sah hinunter. Das Thal lag schon in schweigende Nacht gehüllt, die Mondstrahlen fielen noch nicht hinein und verbargen das Dorf, nur aus dem Schloß flimmerte ein Licht herauf. Es kam aus der Trinkstube, ein anderer matter durch geschlossene Vorhänge brechender Schimmer verkündete der Niederschauenden die Anwesenheit der Schwester auf ihren Gemächern. Sonst schien Alles bereits zu schlafen.

„Sie träumt", murmelte Diana, „und ist glücklich, und da drunten füllen sie die Gläser und sind es auch." Ein unwillkürlicher Gedanke drängte sich ihr hinein und sie sprach ihn in einer Frage aus. „Ob auch er noch bei ihnen geblieben sein mag?"

Nur eine aristokratische Bewegung des Widerwillens deutete an, wessen sie dabei gedachte. Es mußte etwas für ihre Empfindung sehr Häßliches sein, denn als der zerlumpte Bretagner ihre Hand mit seinem Munde berührt, hatte keine derartige Regung sie übermannt. Trotzdem hatte es zugleich wie ein plötzlicher Ausdruck von Unruhe in ihren Worten gelegen, doch nun schüttelte sie als Erwiederung den Kopf und fügte hinzu: „Er wird schon zurückgekehrt sein, und was hätte seine Schuld mit jener zu thun?"

Der Weg lenkte jetzt vom Thalrande ab und zog sich

durch eine enge Schlucht grotesker Felsblöcke zur Rechten etwas auf das Plateau hinauf. Einige Minuten schritt die einsame Wanderin fast durch lichtlose Nacht, dann öffnete sich die Kluft und in überraschender Weise dehnte sich ein kleines, eirundes Hochthal vor dem Blick. Von sanft ansteigenden Berghalden gleichmäßig eingerahmt, umschloß es in der Mitte einen umfangreichen Weiher, dessen Abfluß nur kurze Zeit schnellströmend in der Richtung des tiefer gelegenen, wirklichen Thales fortfloß und dann murmelnd in dem vulkanischen Felsboden verschwand. Bäume mit schwer herabhängendem, doch noch kaum grünendem Gezweig umstanden den Rand, ein gebrechlicher Nachen, zwischen sie hineingeschoben, verrieth, daß die Fische, die ab und zu aus dem dunklen Gewässer aufschnellten und nachflimmernde Lichtreflexe auf der gekräuselten Fläche hinterließen, zeitweise zum Gegenstand der Jagd gemacht wurden. Nur an einen Rand des Teiches noch fiel der Mond und vermehrte den melancholischen Eindruck desselben. Seine weißen Strahlen schienen über unergründlicher Tiefe zu zittern und der Schritt, der am Ufer hintönte, hallte öd' aus der Runde zurück.

Diana von Hautefort umeilte den südlichen Halbbogen des kleinen See's, wo eine felsige Wand sich etwa mannshoch aus demselben aufthürmte, blieb sie einen Moment stehen und blickte in das stille Wasser hinunter. Nur mit

kaum hörbarer Bewegung ſchlug es gegen den Stein, ihre Lippen murmelten unbewußt: „Die Nixen in der Tiefe ſeien es, ſagte Urbain, und ich dürfe nie ohne ihn in den Kahn ſteigen, ſonſt zögen ſie mich hinab.“

Ein leiſer Windhauch lief über den Weiher und kräuſelte ſeine Fläche zu glimmerndem Lichterſpiel.

„O hätten ſie uns beide damals hinabgezogen, ich fürchtete ſie nicht, mit ihrem goldenen Haar, damit ſie die Menſchenkinder umſchlingen — hinunter aus der warmen Sonne, deren Strahl auch noch in ihr cryſtallenes Schloß fiel.“

Wie ein leiſer Elfenwehruf aus jammernder Seele, zog es über das ſtille Gewäſſer, das wieder ſtumm und lichtlos ihr zu Füßen lag. „Und jetzt graut mir vor ihm,“ ſtieß ſie angſtvoll aus, „denn das goldene Haar iſt zu ſchlüpfrigem Binſenkraut geworden, das aus dem Moder der Tiefe wuchert.“

Sie wandte ſich und eilte haſtig fort, der Weg führte jetzt ſteil hinab, über Zacken und ſcharfes Geröll, doch ihr Fuß flog ohne innezuhalten, bis ſie die Sohle des Thales in dem ihr väterliches Schloß lag, erreicht hatte. Ein Baum-überſchatteter Grund nahm ſie auf, der ſich bald wieder zertheilte und dicht vor ihr ein langgeſtrecktes, halbverfallenes Gebäude emporſteigen ließ. Es war die der Bergwand zugeneigte Rückſeite des Pfarrhauſes von

Saint Pierre, laut- und lichtlos in Schlaf und Nacht vergraben. Nur der Mond blickte jetzt bis in's Thal und malte einen ersten fahlen Schimmer über das leblose Gemäuer, unheimlicher fast als droben die Ueberbleibsel der alten Ritterburg, als strecke sich eine verschwimmende Todtenhand aus ihm hervor.

Diana schauderte, wie von eisigem Frost durchrüttelt. Dann trat sie auf das Haus zu, zog einen Schlüssel aus ihrem Gewand, öffnete mit ihm umhertastend eine kleine Hinterthür des düsteren Gebäudes und verschwand, diese sorgfältig von Innen wieder schließend, mit leise über eine Treppe abwärts verhallendem Schritt.

Siebzehntes Kapitel.

Wohl um eine Meile weiter nördlich über die Hochfläche, die sich zwischen Loire und Allier ausspannte, ging Jean Arthon. Der Mond ließ nicht gewahren, ob es ein Weg sei, den der Wanderer verfolge, doch dieser schritt jedenfalls so unbeirrt vorwärts, als lenke ein wohlgebahnter Pfad ihm von selbst den Fuß. Haidegestrüpp dehnte sich in schwarzen Flecken links und rechts, manchmal ragte ein verkrüppelter, wie um seine Achse gedrehter Baumknorren daraus hervor und warf sonderbar zerrinnenden Schatten auf einen gelben Kalkblock, der schon aus weiter Ferne heraufschimmerte. Der Wind pfiff hier rauh und gemahnte, daß der Frühling erst in den Flußthälern den Sieg davon getragen, doch hier oben noch ohnmächtig vor den alten Verbündeten, der Nacht und dem Winde, erlahme. Der letztere verwehte zuweilen abgerissene Worte von den Lippen des Bretagners und streute sie wie Flugsaat über die öde

Gegend. Jean Arthon ſprach und lachte; hin und wieder ſang er die Strophe eines Liedes dazwiſchen in der Mundart ſeiner Heimath. Sie miſchte ſich wie der dumpfe Anprall brandender See in das Brauſen der Luft, dann klang's wie der ſchrille Laut einer Lachmöve drüber. In dem ungewiſſen Licht der beginnenden Nacht ſchien's, als kehre einer der alten Urbewohner des Keltenlandes, in das Fell des Thieres, das ſeine Hand erlegt, gehüllt, durch die Wildniß in ſeine heimathliche Felshöhle zurück. Er war luſtig geſtimmt, denn er hatte vielleicht ſeinen Feind erſchlagen oder kam mit guter Beute heim. Ueber ihm ſchrie das Nachtgevögel und um ihn witterte mit rothem Augenſtern der Wolf. Doch er fühlte ſich beiden verwandt und begrüßte ſie mit rauhem Kehlton und dem Klirren des aufſchlagenden Eiſens auf dem Geſtein. So ging er dem waldigen Felsrücken zu, der einer dunklen, nur von graulichen Zacken unterbrochenen Mauer ähnlich, vor ihm aufſtieg. Muthmaßlich fand er Stammesgenoſſen dort, die auf ihn harrten, ſeine Beute zu theilen, ſeine kühne That zu preiſen. Auch ſein junges Weib war dabei, das ihn empfing, das lange gelbſchlichte Haar über den Rücken fallend, mit einer Kupferſpange um das Gelenk an Hand und Fuß und nur mit dem zottigen Fell eines Marders über den ſonngebräunten Hüften. Aber trotzdem unangefochten inmitten der wilden Gefährten, auf dem dürren

Blätterlager neben ihnen schlafend und dem Gatten treu, wie jene dem Freunde und Stammgenossen —

Ein aus versunkener Zeit heraufgeborenes Bild der Art war's, wie der Bretagner dahinging und sein langer Schatten sich neben ihm bald über den schwarzen Haidegrund, bald über das fahle Geblöck fortbewegte. Eine Beute schien auch er mit sich zu führen, denn er trug einen Sack in der Hand, den er unfern der Ruine von Capdeul unter Gestrüpp verborgen hervorgerafft hatte, und es war als ob jenes Bild aus uralten Tagen, ohne daß er sich selbst als Mittelpunkt darin gewahrte, vor ihm ebenfalls emporgestiegen sei. Er sprach laut in den Wind:

„Und sie bereitete ihm eine Bärenkeule und setzte sich zu ihm an's Feuer. Er hatte den Freund zu der leckeren Mahlzeit geladen, und als sie gesättigt waren, streckten sie sich hin, über den Jagdzug zu reden, den sie mit der Sonne beginnen wollten, und sie lachten über die fremden Priester, die zu den Anderen drüben in den Wald gekommen waren, den heiligen Baum mit Wasser aus einer Büchse besprengt und ihn mit einer Axt umzufällen versucht hatten. Sie lachten über die Narren, die man mit abgeschnittenen Nasen und Ohren heimgeschickt und sie streckten sich zum Schlaf. Der Wind ging rauh wie heut', er heulte in den Föhren und knisterte in dem

Blätterwerk ihrer Bettstatt. Aber das Weib legte sich zu ihrem Gatten und wärmte ihn mit ihrer Brust —"

Der Sprecher brach ab und lachte auf. „Haha, wer sagte das? Hat der Wind es behalten? War's auch damals schon wie heut'? Und als er schlief, stand sie leise auf und legte sich zu dem Freunde und wärmte ihn? Niemand sah es und hörte es und Niemand hätte es erfahren, aber als der Sommer verging, kam ein kleines Mädchen mit sonderbaren Zügen und brachte Kunde davon. Da nahmen sie das Weib und führten es hinaus auf den Berg an den Opferstein und huben andere Steine und warfen damit nach ihr, bis sie todt war. Der Gatte stand dabei und warf den letzten Stein und dann griff er nach dem Speer, schlug den Staub von seinen Füßen und zog hinaus in die Wildniß, den Freund zu suchen, der vor seiner Rache entflohen war. Lange suchte er ihn, bis er ihn im Lager eines anderen Volkes fand, und dann eines Tages kam er zurück mit dem Sonnenuntergang und setzte sich stumm an das Feuer seines Stammes. Da fragten sie ihn, wo die Bärenklaue und die Ringe seines Feindes seien, die er als Zeichen seiner Rache heimgebracht, doch er schüttelte den Kopf und erwiederte, jener trage sie noch auf seinem Leibe und sei geehrt vor vielen, ein Häuptling des Volkes, zu dem er entwichen. Und wie er es gesprochen, standen seine Stammesgenossen auf von dem

Platz neben ihm, theilten die Luft zwischen sich und ihm und nannten ihn einen weißen Feigling, der aus Furcht vor der Uebermacht seines Feindes mit leerer Hand zurückgekommen. Er aber sprang auf, hob seine Waffe und rief: So stand ich hinter ihm, wo kein Auge uns sah, doch mir in's Gesicht über ihn hin blickte das Auge des großen Geistes und sagte: Es ist noch nicht Zeit, ich will ihn in Deine Hand geben, wenn die Stunde kommt!"

In singendem, seltsamem Ton hatte der Bretagner es fortschreitend in die nächtige Oede hinein gesprochen, jetzt stand er, hob die Arme und rief:

„Du hast mir das Zeichen gegeben, Ankou! Ich danke Dir, und wenn wieder die Sonne im Untergange steht, werde ich mich an's Feuer setzen und sagen: Es ist geschehen!"

Die zackig aufgethürmte Wand lag nun unmittelbar vor ihm. Er trat in die durcheinander gerüttelten Felsmassen, zwischen denen schlanke, im Wind seufzende Nadelbäume aufwuchsen, hinein und wand sich, oft durch fast unsichtbare Lücken aufwärts bis zu der Höhe des Grates. Droben schweifte der Blick auch nach der anderen Seite über weite, ebenfalls mit Steinblöcken bedeckte, schweigend vom Mondlicht beglänzte Hochfläche. Die der letzteren zugewandte Rückseite des isolirten Felsgrates lag im Schatten, doch ein unbestimmtes Licht webte auch um sie

und ließ große dunklere, manchmal dicht neben und über einander gereihte Flecken in ihr unterscheiden, die sich, wenn das Auge scharf darauf hinblickte, als in's Innere des Gebirges hineingefressen erwiesen. Es waren natürliche Wohnungen und vielleicht dereinst, als jener alte Kelte wirklich über die Haide ging, auch menschliche Behausungen gewesen; wie riesige Bergschwalbenlöcher in die Wand gebohrt, hie und da dem Zugang offen, zumeist unerreichbar über jähem Abfall.

Jean Arthon schritt an einer Anzahl derselben vorbei, dann blieb er stehen und ahmte plötzlich in täuschender Weise das heisere Gebell eines Wolfes nach. Ueber ihm, wie aus dem Inneren der Felsenmauer, unter der er sich befand, ertönte ein leises Rascheln, als ob sein Ruf einen der zottigen Wildlinge gelockt und von nächtigem Lager aufgetrieben; einen Augenblick ward es wieder still, dann klang leise und doch schrill zugleich der kurze Schrei einer Ohreule aus der Höhe herab. Gedämpft antwortete die Stimme des Ankömmlings: „Ich bin's, wirf nieder!“ ein Schatten ringelte sich an der Wand herab und gleich darauf schien der Bretagner an dieser wie eine riesige Eidechse ohne Halt empor zu huschen. Etwa zehn Fuß über seinem vorherigen Standpunkt erreichte er die dunkle Mündung eines der Schwalbenlöcher, wandte sich, um eine aus grobem Tauwerk geknüpfte Strickleiter nach sich zu

zieh'n, und trat, den Kopf vorsichtig bückend, in einen kaum Mannesbreite haltenden, finsteren Gang hinein.

Dieser führte etwa ein halbes Dutzend Schritte weit in völligem Dunkel bis an einen Vorsprung, hinter dem den Eintretenden eine rothe Helle empfing. Der Zugang vergrößerte sich in überraschender Weise zu einer offenbar einstmals von Menschenhand erweiterten und ausgerundeten Höhle, die hoch genug war, um dem größten Manne unbehinderte aufrechte Haltung zu verstatten. Der Kalksinter der grob ausgehackten Wände glimmerte im Widerstrahl eines in der Mitte des Bodens lodernden Feuers, dessen Rauch sich nach oben wie durch einen Schornstein durch einen in die Felsdecke gebohrten Abzugsstollen verlor, der ebenfalls auf frühe, vorgeschichtliche Bewohner des von draußen ungeahnten Höhlenraumes hinwies.

Der gegenwärtige Bewohner desselben war offenbar, nachdem er die Strickleiter hinuntergeworfen, zurückgekehrt, um den engen Eingang passirbar zu machen, und saß, noch einige Fichtenknorren in die Lohe schürend, schweigend auf einer rohen Steinbank. Er hob, wie der Bretagner jetzt eintrat, nur flüchtig die Stirn und sagte: „Die Köpfe ab!" Ohne Ausdruck gesprochen, klang es dem Tone nach wie eine gewöhnliche und gleichgültige Begrüßung, und auch der Ankömmling mußte von ihr nicht besonders überrascht sein, denn er nickte kurz, warf den Sack, den er in

der Hand getragen, zu Boden und erwiederte: „Erst die Zähne auf! Du hast lang gehungert, doch es war nicht meine Schuld. Wenn man wie ein Wolf um die Schinkenkammern schleichen muß, kann sich's so treffen, und verfluchen würd' ich's obendrein, wenn ich darum den Wolf heut' Nacht nicht träfe, den ich suche."

Der Andere lachte nicht, es schien nur so, denn er zog die Oberlippe von den weißen Vorderzähnen. „Ich bin nicht hungrig", antwortete er. „Ein Fuchs, oder was es war, hatte ein Kaninchen aufgejagt, sie rumorten über meinem Kopf, und es war Narr genug, sich nicht von ihm fressen zu lassen, sondern flüchtete in die Erde und fiel durch das Loch zu mir herunter."

„Und Du hast Gastfreundschaft geübt und es in seinem Fett gebraten?" lachte Arthon.

„Den Kopf ab! Vor Gericht gestellt hab' ich's und habe gefragt, warum es trotzig und rebellisch sei und sich gegen die göttliche Weltordnung stemme? Es zitterte und meinte, es habe nichts verbrochen. Du lügst, sagte ich ihm, daß du lebst ist ein Verbrechen und es ist Ordnung und Recht, daß die, welche Zähne dazu haben, dich fressen. Du hättest ohne Widerstand dem Fuchs den Kopf hinhalten sollen, damit er ihn abgebissen hätte. Das wäre weltliche Gerichtsbarkeit gewesen, ihr bist du entronnen, aber dafür bist du in meine gerathen, die Gott gesetzt hat, um

diejenigen zu richten, die aus jener fortlaufen. Ich könnte dich lebendig verbrennen, dich langsam hier am Feuer rösten und zusehen, wie deine Glieder zur Ehre Gottes zuckten und knisterten. Das hätte ich vor hundert Jahren noch gethan, doch ich bin milder geworden, denn es röche mir selbst zu schlecht, und ich habe hier eine kleine Maschinerie erfunden, die Langeweile ist manchmal nützlich und erfinderisch. Komm her — so, sträub' dich nicht — siehst du, da liegt dein Kopf!"

Der Sprecher lachte diesmal wirklich, doch klanglos auf, und wies mit der Hand nach einem abgehackten Kaninchenkopf in einer Ecke der Höhle. Er bot in unbewegtem Zustande ein fast schönes Gesicht, das kaum die Hälfte der Jahre seines Genossen zählen konnte und von schwarzem Haar umrahmt, den stärksten Gegensatz zu dem Aeußeren des letzteren hervorhob. Doch seine Züge waren fast niemals ruhig und schon das Zittern der Nasenflügel reichte hin, ihnen einen wilden Ausdruck zu geben. Sie waren aus edlen Grundlinien verwildert, wie das Astwerk eines ursprünglich in harmonischer Form aufgewachsenen Baumes, dem unablässiger Wind eine verzerrte Gestalt gegeben. So mochte innerer Sturm unausgesetzt alle Grundzüge des Gesichtes einer Richtung zugepeitscht haben, die sich überall als ein häßliches, doch dämonisch-unheimliches Zerrbild offenbarte. Während seiner mit zuckenden

Lippen ſtoßweiſe vorgebrachten Erzählung loderte es wie ein Widerſchein der rothen Feuerflamme in ſeinen dunklen Augenſternen und es war manchmal als zittere ein durſtig von ihm eingeſogener Blutstropfen des getödteten Thieres noch an ſeinem Munde. Er hatte beim Sprechen den Oberkörper aufgerichtet und zeigte unter breiter Bruſt eine hoch und kraftvoll entwickelte Geſtalt, in abgenutzten, zerriſſenen, von Erde und Waſſerflecken bedeckten Kleidern, die jedoch trotzdem, gleichfalls im Gegenſatz zu dem Fellmantel des Bretagners, eine urſprünglich erſtrebte Eleganz verriethen. Sein Schuhzeug war vom feuchten Koth des Bodens der Höhle mit einer dichten Kruſte überzogen und die Füße darin ſchienen gegen jede Temperatur faſt empfindungslos geworden zu ſein, denn ſie verharrten unbeweglich am Rande der glühenden Kohlen, welche die Näſſe derſelben mit leiſem Ziſchen aufſogen. Nur die Hände ſtachen, ſchmal und langfingerig, von dem verkommenen Zuſtande des Uebrigen ab. Sie zeugten von noch immer auf ſie verwandter Sorgſamkeit ihres Beſitzers und hätten dieſen im Schloß des Vicomte von Hautefort neben denen des Advocaten Demogeot jedenfalls in ein günſtiges Licht geſtellt. Auch die Art, wie er ſie bewegte, beſaß etwas zu ſeinen Worten nicht Paſſendes; ſie begleiteten dieſe mit zierlichen faſt coquett frauenhaften Geſten und erhielten gerade durch den Contraſt etwas noch unheimlicher

Abſchreckendes, als wenn ſie den derben Händen Jean Arthons verwandt geweſen wären.

Dieſer hatte ſich von einem anderen Steinſitz, auf den er ſich niedergelaſſen, erhoben und war neugierig auf ſeinen Gefährten zugetreten.

„Von was für einer Maſchinerie, die Du erfunden, ſprichſt Du, Jouve?“ fragte er.

Der Name, mit dem er jenen angeredet, war der nämliche, deſſen am Morgen des Tages Herr Demogeot dem Seigneur gegenüber Erwähnung gethan, um ihn zu einer Unterſchrift unter das im Namen der Gerechtigkeit und des Gemeinwohls verlangte Blanquet zu veranlaſſen. Clement Jouve oder Jourdan, der, mit dem in heimlicher Verbindung zu ſtehen, Jean Arthon dem Advocaten verdächtig war, drehte ſich um, und wie er mit der Hand nach der Wand deutete, war's, als rieſele auch von ihren weißen Fingern noch ein rother Tropfen des Blutes des Maire von St. Juſt, deſſen Pflicht es erheiſcht hatte, die Frau des Verfolgten als der Hexerei ſchuldig, in's Gefängniß ſetzen zu laſſen.

„Hier“, antwortete er, „es iſt eine praktiſche Erfindung für ſolche Fälle, man ſpart das Zuſchlagen.“

In der Felswand befand ſich eine kleine niſchenartige Vertiefung, die an beiden Seiten eine von unvordenklicher Hand eingegrabene Rille beſaß. In dieſe hatte der gegen-

wärtige Bewohner der Höhle mit nach unten gerichteter Schneide die grad' hineinpaſſende breite Klinge eines abgebrochenen Jagdmeſſers gezwängt und auf dieſem vermittelſt einer rohen Holzplatte einen Steinblock von beträchtlichem Gewicht befeſtigt. Das Ganze ruhte unten auf dem Boden der Niſche, der die Schärfe des eiſernen Werkzeugs mit einer dunklen Blutlache umgab.

Der Bretagner ſah aufmerkſam darauf hin, doch er ſchüttelte den Kopf. „Was iſt das? Ich verſtehe nicht, was Du meinſt."

Nun ſtreckte die frauenhafte Hand Clement Jouve's ſich gelenkig nach einer unbemerkt an der Wand herabhängenden Schnur. Wie er daran zog, hob das Meſſer geräuſchlos in den Rillen hinaufgleitend das Felsſtück bis es den oberen Rand der Niſche erreichte, und der Erfinder des ſonderbaren Mechanismus ſagte:

„Willſt Du Deine Hand hier drunter auf den Block legen? Dein Kopf iſt zu groß für den Platz —"

Der Bretagner begann zu begreifen und ſchüttelte die Stirn.

„Du hätteſt ſie gehabt", fuhr der Andere, die Schnur loslaſſend fort, und unter dem Druck des Steines ſtürzte die rothe Schneide blitzſchnell ſenkrecht auf den Platz zurück hinunter, den ſie vorher innegehabt. „Es iſt ein hübſches Spielzeug, und man hat Spaß daran, den Kopf,

den man darunter hält, just so in Ordnung zu rücken, daß der Hals mit einem Schlage ab ist. Mir ist's gleich beim ersten Mal gut geglückt, mein Kaninchen gab keinen Laut mehr von sich und der Kopf lag da. Aber es ließe sich noch Manches daran verbessern, daß man auch dazu die Hand nicht nöthig hat und es doch jedesmal ebenso richtig zutrifft."

Die hübschen Finger glitten wie liebkosend über die eigenthümliche Maschinerie, Jean Arthon hob den Sack vom Boden, öffnete ihn und sagte: „Wenn Du nicht hungrig bist, ich bin's." Er holte Schinken und Brod hervor, setzte sich und aß. Kauend fuhr er fort:

„Es würde mir wenig Spaß machen, Einen, dem ich's gönnte, auf die Weise um den Hals gebracht zu sehen. Das Beste fehlt dabei."

Seine Hand streckte sich aus und umfaßte den Griff der eisernen Hacke, die er zur Seite gestellt. Jourdan streichelte noch immer mit den Fingern über das Spielzeug, dessen Erfindung er der Langeweile seines Aufenthalts verdankte, und entgegnete: „Ihr Bretagner müßt euren Geschmack noch verfeinern, ihr habt plumpe Liebhabereien und euren Gedanken mangelt es an Eleganz. Man kann Alles mit Grazie machen, Freund, wie eine Edeldame, deren Finger einen Ton auf dem Clavier anschlägt."

Er hatte seinen Mechanismus wieder in die Höh gezogen und schnippte bei den letzten Worten mit dem Zeigefinger leicht gegen die Schnur, daß die Masse abermals mit einem scharf vibrirenden Ton der auf die Felsplatte aufschlagenden Klinge herabfiel. „So ließe sich eine Tonleiter bilden," fuhr er fort, „deren Stimmung ihrem Hersteller Ehre und musikalischen Ohren Vergnügen bereiten würde."

Ein nervöses Zucken der weißen Hände und des Gesichts begleitete seine Demonstration. Arthon versetzte trocken: „Mag sein, aber es ist jetzt nicht Zeit zu Kinderspielen."

Clement Jouve sah ihn eigenthümlich an, wie er mit dem Strick seinen Mantel um die Hüften fester zusammen schnürte. „Du hast Unrecht, wir sind Kinder und treiben kindische Dinge, sagte Einer. Ich glaube — die Finger an der Hand haben's mir erzählt — es ist ein Sonntag heut'. Man könnt' auch Das anders einrichten, daß man am kleinen Finger der Linken anfinge und der Sonntag immer auf den Daumen der Rechten fiele. Willst Du vielleicht zu Ball geh'n? Mich däucht, Du putzst Dich".

Der Bretagner starrte in's Feuer. „Du wirst auch gehn, die Meute ist Dir auf der Spur. Du mußt in die Sevennen, noch heut' Nacht."

Von den Lippen des Angeredeten kam ein unge-

heuchelter Laut des Erſchreckens. „Fort? Ich werde keine Wohnung wiederfinden wie dieſe. Es iſt kalt und ich werde frieren.“

„Das Henkerbeil iſt kälter.“

Jouve-Jourdan ſchüttelte ſich zuſammenſchauernd. Ein weichlich-weibiſcher Zug, der beſſer mit ſeinen Händen harmonirte, war an die Stelle ſeines vorherigen blutdürſtigen Ausdrucks getreten und er maß ſeinen Gefährten mit zaghaft unruhigen Augen. „Sag', daß Du einen Scherz mit mir getrieben,“ bat er. — Arthon lachte dumpf auf. „Ich bin heut' Nacht nicht in der Laune zu ſcherzen. Du mußt fort, oder bleib', wenn Du willſt, was geht's mich an? Wenn Du gehſt, treffe ich Dich morgen auf dem Mont Tanague, Du findeſt gute Geſellſchaft dort und kannſt ſie vor der Sonne erreichen. Gehſt Du nicht, triffſt Du wahrſcheinlich morgen vor Abend mit deinem Weib und dem Maire von St. Juſt zuſammen.“

Clement Jouve grub ſich die langen Vorderzähne in die Lippe, daß jetzt wirklich ein rother Tropfen aus ihr hervorquoll. Das Blut ſchoß ihm in's Geſicht — „Erzähl' mir doch, wie du die beiden zuletzt trafſt,“ ſagte der Bretagner phlegmatiſch, „das wird Dich für die Nacht erwärmen.“

Es lag in dem Tone, daß er die Mittheilung einer oft ſchon vernommenen Sache verlangte, und er beſtätigte dies, indem er hinzuſetzte: „Ich weiß, Du fandeſt die erſte

von ihnen nicht mehr lebendig und hörteſt nur von den Sachkundigen, die ſie unterſucht, es ſei erwieſen, daß ſie noch im Gefängniß mit dem Teufel Umgang gehabt und daß er ihr nachher die Kehle zugeſchnürt, damit ſie es nicht verrathe. Das paſſirt hübſchen Frauen wohl und der Teufel iſt klug. Aber was thateſt Du?"

Der Sprecher verfolgte offenbar die Abſicht, durch ſeine halb ſpöttiſchen Worte den Andern aus der kleinmüthigen Schwäche, die ihn befallen, gewaltſam aufzurütteln, und er hatte dieſen Zweck vollkommen erreicht. Trotzdem lag eine eigene Spannung auch in ſeinem Blick, mit dem er die Antwort von den wuthzitternden Mundwinkeln ſeines Gegenüber gleichſam zu umklammern bedacht ſchien. Die Finger Jourdan's preßten ſich ineinander und er erwiderte, ebenfalls in die Kohlengluth hinabſtarrend:

„Die erſte ſchöne Stunde war's, als ich ihn traf. Es kam vom Herzen und ging zum Herzen —"

„Bah, mit einem Dolch?" fiel Jean Arthon, verächtlich die Achſel zuckend ein. Er ſtand auf, nahm ſeine Hacke und ſchlug mit ihr gegen einen Vorſprung der Höhlenwand, daß die Felsſplitter kniſternd umherflogen. Dann fügte er hinzu: „Biſt Du bereit? Meine Zeit iſt um."

Clement Jouve hörte nicht auf ihn, er murmelte etwas vor ſich und ſein Zeigefinger hob und ſenkte ſich,

als ob er auf die Tasten eines Piano's schlage. Nach seiner Sprache und Art hatte er unverkennbar einen anderen Lebensweg gemacht als sein augenblicklicher Genosse, doch grade der höhere Bildungsgrad, der zuweilen hindurchbrach, ließ mit dem über ihn ausgebreiteten sybaritischen Grundzug seiner Natur ihn unheimlicher als jenen erscheinen. Er sprach vor sich hin: „Mir träumte zur Nacht, es stehe Einer hinter mir. Der zählte und zählte, immer bis Hundert hinauf, und dann hielt er einen Moment inne und rief: Eine Hekatombe für die große Göttin! Und es kollerte um mich her, und wenn ich den Fuß niedersetzte, spritzte es auf —"

Seine Finger bewegten sich schneller, er sah mit einem irren Blick auf, auch der Bretagner hatte zum Fortgang bereit, noch einmal innegehalten und murmelte, in's Feuer starrend, leise mit den Lippen:

„Die erste schöne Stunde," sagte er, „es muß wie die Stunde sein, als ich hinter dem Schwarm die Thür schloß und sagte: „Wir sind allein, Madeleine —"

Er sah zusammenfahrend auf, der Schrei eines Nachtvogels drang schrill durch die Oeffnung der Felswölbung herab. Jourdan stand bereit, seine Finger glitten noch einmal, wie zärtlichen Abschied nehmend, über die kleine Maschinerie in der Nische und er ging.

„Ich danke Dir, Ankou, für die Stunde," murmelte

der Bretagner und folgte seinem Genossen. Sie verließen an der Strickleiter das Schwalbenloch, erfrischend strich nach der dumpfen Luft der Höhle der Nachtwind ihnen entgegen. Der Mond stand vollgerundet silberhell im Weltraum, und Frühlingsthau bedeckte glitzernd den Boden.

„Du gehst in grader Richtung an dem Allier hinunter und folgst ihm aufwärts. Das erste Morgenlicht zeigt Dir den Tanague zur Linken, um Mittag bin ich dort," sagte Arthon. Der Andere hielt verwundert inne und erwiderte:

„Wohin gehst Du? Ich bleibe bei Dir."

Doch ein heiseres Lachen antwortete ihm. „Ich halte Hochzeit heut' Nacht, und Du weißt, dabei ist man zu zwei'n. Nur der Wind ist geladen, denn er spielt auf, und der Mond, denn er erhellt die Brautkammer. Auf Wiedersehn! Wenn wir zusammentreffen, kannst Du mir gratuliren."

Es war in einer Art gesprochen, die keinem Zweifel an der Unabänderlichkeit seines Willens Raum gab. „Die Köpfe ab!" wiederholte Clement Jouve den nämlichen Abschiedsgruß, mit dem er den Eintretenden empfangen und schlug die ihm gedeutete Richtung ein. Der Bretagner sah ihm noch eine Minute lang nach, bis er in dem ungewissen Licht verschwand, dann wandte er sich ebenfalls und schritt eilig abwärts der Loire zu.

Achtzehntes Kapitel.

In den Gemächern Marie von Hautefort's war der Lichtſchimmer erloſchen und nur aus der Trinkſtube des Schloſſes fiel noch ein Strahl heraus und vermiſchte ſich mit denen des Mondes. Eine vereinzelte Geſtalt, die vom Pfarrhauſe hergekommen, ſchritt langſam auf das große Gebäude zu und trat, einen Steinvorſprung benutzend, an das erhellte Fenſter. Es war Diana, ſie warf einen Blick hinein und muſterte die drinnen Befindlichen. Der männliche Theil der Mittagsgeſellſchaft ſaß noch vollſtändig um den Tiſch verſammelt, nur der Graf Laval fehlte und hatte ſich muthmaßlich zur Ruhe begeben. Der Vicomte von Hautefort unterhielt ſich lebhaft mit Herrn Demogeot, die leer vor ihnen ſtehenden Flaſchen zeigten ausreichendſten Grund für die Animirung ihres Geſpräches. Auch die übrigen Theilnehmer der nächtlichen Runde waren nicht zurückgeblieben, doch der Wein hatte verſchiedene Wirkung

bei ihnen geübt. Der Abbé d'Aubriot gähnte, ohne sich veranlaßt zu finden, es zu verbergen, und der Chevalier d'Aubigné blickte nachdenklich in sein Glas. Nur Felicien schien ebenfalls unermüdet, wie die beiden Aelteren, allein er hatte mit seinen Altersgenossen gemeinsam, daß er der Unterhaltung abgeneigt war. Er trank mit leuchtend vor sich hin gerichteten Augen, manchmal flog ein Lachen um seinen Mund und Diana mußte sich, um nicht von ihm bemerkt zu werden, zurückziehen, denn sein Blick wandte sich plötzlich nach dem Fenster, vor dem sie stand. Er ruhte noch darauf, als sie vorsichtig den Kopf wieder der Scheibe zubog, doch er gewahrte sie trotzdem offenbar nicht, denn seine Augen waren in die Ferne gerichtet und nahmen von Allem was sich zwischen ihnen und ihrem unsichtbaren Zielpunkt befand, keinen Eindruck auf.

Es waren schöne, lebensfreudige Augen, die aus den Zügen eines Apoll hervorblickten, denen jeder der beiden Schwestern ähnlich. Diana seufzte, trat von ihrem erhöhten Standpunkt hinab und wandte sich einer kleinen Seitenthür des Schlosses zu. Wie sie im Begriff stand, diese zu öffnen, schlug die Uhr vom Thurme der Kirche, und sie zählte unwillkürlich die Schläge. Es war Mitternacht, der letzte Schlag verstummte metallener als die voraufgegangenen und ein leises Echo lief an den Bergwänden entlang.

„Die Geisterstunde —.“ Ihre Hand ließ mechanisch den Thürdrücker fahren, und sie wiederholte: „Die Geisterstunde, doch ohne Geister. O wer sie wecken könnte, wie die Nixen in der Tiefe!“

Sie hob den Kopf und blickte zum Mond empor, der wie ein silberner Kahn im tiefen Wellenblau schwamm. Ein Bild stieg vor ihr auf, eine stillbeglänzte, schweigende Fläche, nur ein Fisch schnellte manchmal aus ihr in die Höh', ein Ruder tauchte goldtropfend in's dunkle Gewässer. Fast ohne es zu wissen, hatte sie sich wieder vom Schloß ab- und durch einen Abschnitt des Parkes der Berglehne zugewandt. Sie schritt durch die Gänge, die sie am Morgen mit ihrem Bruder durchwandelt; die viereckigen Hecken warfen mathematisch genaue Schatten, von den Statuen zwischen ihnen rieselte das Licht. Veilchen sandten Duft in die stille Nacht empor, die Goldinschriften der Steinplatten flammten. Diana blieb vor einer derselben stehen und sprach vor sich hin: „Und ist nicht er es am Ende doch, der Recht hat?“

Sie blickte auf die Inschrift zu ihren Füßen nieder, doch dem allgemeinen Goldglanz, den diese verbreitete, zum Trotz war es nicht hell genug, die einzelnen Worte zu unterscheiden. Allein die nächtliche Besucherin des Parkes bedurfte offenbar der Augen nicht, um sich den Inhalt zu

gegenwärtigen. Sie blickte auf den Stein und ihre Lippen ſagten:

„Dies nur, dies heißt Leben: Genuß heißt Leben.
Hinweg denn
Sorgen, die Zeit iſt kurz für den Sterblichen! Jetzo
noch labet
Bachus, jetzt der Tanz und der blühende Kranz
und die Frauen.
Heute genieß' ich der Zeit, denn das Morgende
liegt im Verborgnen!"

„Millionen haben es vor ihm geſagt, gedacht und gethan, und bis die ewige Winterkälte hereinbricht, werden Myriaden nach mir es denken und thun. Iſt heut' die Sonne kälter d'rum, weil auch ſie einſt erſtarren wird? Danke ihr, daß du nicht ewig lebſt, daß du aus ihrer Wärme noch fortgehen wirſt, wo kein Froſt dich mehr anfaßt. Danke ihr und nutze die Wärme, die ſie dir leiht, daß ſie dein Herz durchglüht, das Herz, das mehr iſt als der ſeelenloſe Feuerball, der es geſchaffen. Hinweg denn, Gedanken, Sorgen, die ihr das Höchſte anzutaſten wagt, das den Weltraum umſchließt, mich ſelbſt! Die Zeit iſt kurz und jetzt noch labt der blühende Kranz — "

Sie bückte ſich haſtig und ihre Hand raffte Hyazinthen und bunte Frühlingsſchweſtern derſelben vom Boden zuſammen und durchflocht ſich mit ihnen das Haar. Die

weißen Griechengötter ſahen wie lebend auf die junge Menſchentochter herab, die ſich plötzlich in eine duftberauſchte Bachantin zu verwandeln ſchien. Lächelten ſie, oder ſpielte nur das zitternde Mondlicht um ihre Lippen, wie ſie es vor Jahrtauſenden auf der himmelragenden Götterburg Athens gethan?

„O Felicien hat Recht! Dies nur, dies heißt Leben! Der Augenblick iſt Leben, dann reiht er eine Blumenkette zur Vergangenheit hinauf. Ich will die zerriſſene Kette wieder anknüpfen, will wieder leben. Hinauf, wo wir ſie als Kinder begonnen, Urbain und ich! Aus der Tiefe des See's zogen wir ſie empor und die Sonne ſchien uns in's Herz. Mir grau't nicht mehr vor ihm — die Erinnerung ſoll über mich kommen und ihre Geiſter werden mich ſchützen!"

Sie eilte in ſonderbarer Erregung weiter, der Thalwand zu, an der hier am Ende des Parkes ein bequemerer und gefahrloſer Weg zu dem Plateau hinaufführte, das ſie am Abend verlaſſen. Man ſah, daß es ihr nicht fremd war, um ſolche Stunde droben allein zu ſein, und kein Gedanke an Furcht beſchlich ſie. Athemlos erkletterte ſie die ſteile Höhe; als ſie etwa die Mitte derſelben erreicht, lenkte ein Vorgang drunten ihren Blick zurück. Im Schloßhof glänzte eine Fackel auf und warf rothlodernden Schein über die Innenwand des Gebäudes, der wiehernd eigen-

thümliche Laut eines Maulthieres klang empor, dann trug die Stille der Nacht vernehmlich das Geräusch eines trottenden Hufschlags herüber. Es war offenbar Herr Demogeot, der das Trinkgelage verließ und in die Stadt zurückkehrte, und es dauerte geraume Zeit, ehe der Schall sich hinter den Häusern des Dorfes aus dem Thale verlor. Doch Diana achtete nicht mehr darauf, sie stieg eilig vorwärts bis sie die Hochfläche erreichte, dort bog sie nach wenigen Schritten in den Weg ein, der sie heut' schon einmal von der Ruine an den kleinen baumumschlossenen Weiher geführt. Der Wind, der am Abend rauh über das Plateau gestrichen, hatte sich völlig gelegt, der Glanz des Mondes war so intensiv, daß kein Stern neben ihm sichtbar ward. Die Frühlingsnacht ließ sich nicht warm benennen, doch ihr Athem war lind und erfrischend; er wob Traumbilder durch die Seele, wie das schwankende Licht sie vor den Augen entstehen und verrinnen ließ.

Und Diana ging im Traume, wie sie es lange nicht gethan. Sie wußte nicht warum, doch alles Häßliche, alles Gemeine schien ihr wie ein trüber Schleier abgesunken von der Welt und diese selbst so schön. So jung, als harrte sie im Zwielicht noch ihres ersten Morgens, als sei die unendliche Kette des Glückes und des Leides, des Hoffens und Bangens noch nicht auf ihr erwacht und nur ein ahnungsvoller Zukunftstraum umspiele noch ihre

bewußtlos athmenden Lippen. Und Diana fühlte sich Eins mit Allem; mit der schlafenden Erde, mit der silbernen Ampel, die ihre Ruhestatt erhellte, mit der Vergangenheit und mit der Zukunft. Ihr war, als trüge die Luft ihren Fuß, als erweitere sie sich selbst zu unermeßlichem Raum, ohne Bangen und ohne Begehren. Ein glänzender Punkt stand fern vor ihren Augen, vom Rande des kleinen Weihers blitzte er herauf, obwohl ihr Blick diesen noch nicht zu gewahren vermochte. Dennoch sah sie jenen Punkt deutlich und er erleuchtete Alles umher. War es die Sonne oder war es von ihr bestrahlt ein goldhell umrahmtes Knabenantlitz, das ihr mit freudigen Augen vom Ufer entgegen schaute? Oder war es, vom Goldgewölk, das sich um beide wob, getragen, aus versunkener Tiefe emporgehoben, die Erinnerung eines schattenlosen Tag's?

Vorwärts, ihn zu erreichen, ihn zu fassen in der Geisternacht, eh' er entschwebt! Doch plötzlich blieb die Eilende zusammenfahrend stehn. Ein Schrei durchschnitt vor ihr gell die Luft, dann war es wieder todtenstill. Hatte ein nächtliches Thier, ein Raubvogel ihn ausgestoßen? Diana horchte, es überlief sie zum erstenmal mit Grausen. Wie die Stimme eines Menschen war's ihr erschienen, und doch wußte sie nach wenigen Augenblicken nicht mehr, ob sie es wirklich gehört oder ob sie im Gehen geträumt und wie im Halbschlaf von einem Ton der Phantasie

geweckt aufgefahren sei. Aber ein körperliches Zittern hatte sie gefaßt und lenkte ihren Fuß zur Umkehr.

Dann blitzartig kam ihr ein Gedanke aus Wirklichkeit und Traum seltsam verwebt. Er kam meteorgleich und gestaltete sich im Moment seines Entstehens zu phantastischer Ueberzeugung. Das goldhelle Haar, das sie magnetisch dem Ufer des Teiches zugezogen, war verschwunden und rang über der Fläche des Wassers, aus dem weiße Nixenarme heraufgriffen, um es in die Tiefe hinunter zu reißen. Das mußt' es sein und ihr hatte der Hülferuf gegolten, wie sie Urbain gerufen haben würde, wenn die Fluth über ihr zusammen zu schlagen gedroht. Sie wußte es plötzlich, als wär' es ihr selbst geschehn, und sie stürzte vorwärts und rief: „Ihr sollt, ihr dürft nicht, denn er ist mein!"

Mit Windeshast durch den dunklen Felsgang — da lag der kleine See, vom senkrechten Mond jetzt überstrahlt, schweigsam und träumerisch wie die ferne Erinnerung. Nur wo der Rand, auf dem Diana am Abend kurz innegehalten, steil hinabfiel, regte sich etwas und rang angstvoll aus plätschterndem Wasser. Es war ein Mensch, dessen Hände, des Schwimmens unkundig, heraufgriffen; er versank und tauchte wieder empor. Diana stieß einen Schrei aus und flog auf den Weiher zu; besinnungslos sprang sie in den Kahn und trieb ihn der ermattenden Gestalt entgegen, deren Kopf jetzt langsam verschwand und

nur ſein langes Haar noch auf dem Spiegel treiben ließ, als die Retterin im Nachen es erreichte. Dieſe faßte es und zog es kräftig in die Höh, ein tiefes Aufathmen antwortete ihrer Anſtrengung und die Hände, die den Kampf bereits aufgegeben, hoben ſich triefend empor und klammerten ſich an den Rand des Bootes. Mit einigen Schlägen lenkte die Inſaſſin dies ſammt ſeiner nachfließenden Laſt an den nächſten Punkt des Ufers, der eine Landung verſtattete. Alles war blitzesſchnell und mechaniſch geſchehen, wie im Traum, nicht von den wirklichen Sinnen, nur vom Gedanken begriffen. Und dem Geretteten jetzt auf ſicheren Boden ſich zuwendend, ſprachen Diana's Lippen das erſte Wort: „Urbain —“

Die märchenhafte Ueberzeugung hatte ſie nicht verlaſſen, und wie ſie plötzlich zerriß, war es gleich dem jähen Auffahren aus einem Traum. Diana ſtutzte ſprachlos zurück, es war kein Goldhaar und kein Mann, den ſie gerettet, ſondern ein Weib, welches das triefende Waſſer aus ſeinem langen, ſchwarzen Haar rang und daſſelbe klatſchend über den vollen, entblößten Nacken warf. Ein junges und üppiges Weib, nur mit einem rohen Wollenrock bekleidet, wie die Bauerdirnen des Landes, deſſen kraftvolle Conſtitution, nachdem die Todesgefahr beſeitigt worden, keine Einbuße erlitten zu haben und von keiner Schwäche angewandelt ſchien. Sie kümmerte ſich zuförderſt

durchaus nicht um ihre Retterin, sondern sprudelte das Wasser von ihren Lippen, trocknete sich jetzt das Gesicht mit dem nassen Haar und suchte das schwerdurchtränkte filzartige Gewebe ihres Kleides auszupressen. Und da sich dies Letztere als schwierig erwies, warf sie mit einem ungestümen Ruck den Wollenrock ab und setzte völlig entkleidet, ihre Beschäftigung fort.

Auch dies geschah fast gedankenschnell und Diana fuhr in heftigem Schreck zusammen. Hatte sie sich geirrt und statt des Menschenkindes, das mit dem unheimlichen Gewässer gekämpft, eine der Nixen selbst an's Land gezogen, die empor getaucht war, um jenes zu sich in die Tiefe zu reißen? Sinnbetäubt sah sie auf den nackten Körper, den das Mondlicht überrieselte und mit den noch an ihm haftenden Tropfen wie mit tausend Diamanten übersäete.

Nein, der Traum war zerrissen und die Erinnerung und die Geisterwelt mit ihm. Die Zaubernacht hatte den geheimnißvollen Schleier, der sie eine Stunde lang durchwebt, verloren und die Wirklichkeit stand in der Gestalt einer Landdirne da, die in den Teich gestürzt und deren günstiges Geschick die junge Schloßdame grade noch im richtigen Augenblick herbeigeführt hatte. Einer Dirne, deren Züge obendrein Diana bekannt waren, da sie dieselbe noch vor Kurzem, sie wußte nicht wo, gesehen, und deren schamloses Behaben sie abstieß, daß sie den Kopf von ihr

fortwandte und sich rasch einige Schritte entfernte.

Das Mädchen sah jetzt auf und erkannte seine Retterin. „Ich danke Euer gräflichen Gnaden", sagte sie; „ich glaube, die Fische schnappten nach mir und würden ohne Ihre Hand vielleicht schon ihr Amüsement an mir haben."

Es war in einem lachend-gleichgültigen, fast cynischen Ton gesprochen und Diana drehte widerwillig die Stirn. Das Mädchen stand noch immer wie zuvor und jene fragte: „Wer bist Du?"

„Ich heiße Gabriele Arthon."

Der Name weckte offenbar Diana's Interesse. „Du bist die Tochter des alten Jean Arthon's, des Bretagner's?" Da Gabriele kurz nickte, fuhr sie schnell fort:

„Wirf Dein Kleid über, wenn ich mit Dir reden soll. Schämst Du Dich nicht, Mädchen — ?"

Die Angeredete lachte ihr in's Wort. „Wovor sollte ich mich schämen? Der Mond ist weit und Euer Gnaden sind ein Mädchen wie ich. Und wären Sie so naß wie ich, würden Sie es ebenso machen."

Die Abneigung Diana's vor ihrem Gegenüber wurde durch die Sprechweise desselben noch mehr gesteigert und doch ruhte ihr Blick jetzt seit einigen Secunden mit einer Art neugieriger Verwunderung auf dem lebendigen Gegenstande, der am Abend einen wesentlichen Antheil an der mystischen Erzählung des Bretagners gehabt. Sie sah zum

erstenmal ein menschliches Wesen, wie die Natur es gebildet, und ihr Widerwille gegen die Sinnesart der Persönlichkeit, die ihr diese Schaustellung als etwas Gleichgültiges und Selbstverständliches darbot, kämpfte mit einem geheimen Reiz, diesen Anblick noch länger zu genießen. Im Mondlicht glich er dem der marmornen Göttinnen des Olymp, nur mit Bewegung und Leben beseelt, das jenen fehlte.

Es war, was die Natur gewollt, und konnte als solches nicht häßlich, nicht verwerflich sein. Hatte nicht vielleicht das Mädchen, dessen augenblicklicher Zustand die möglichste Trocknung des Kleides erforderte, Recht gehabt und sie ein vorschnell ungerechtfertigtes Urtheil gefällt?

Gabriele Arthon warf jetzt unbekümmert um die Augen und die schweigsamen Gedanken ihrer Retterin, ihren Wollenrock wiederum über, dessen nasser Stoff sich eng um ihre Glieder legte. Es war Diana, als ob sie zum zweitenmal, aus einem anderen, sonderbaren Traum erwache, wie das weißglänzende Bild vor ihren Augen verschwunden war und sie gelangte erst jetzt zu der natürlichsten Frage, wie jene um diese Zeit hierher gekommen und durch welchen Unfall sie in das Wasser hinabgestürzt sei.

Das Mädchen sah die Fragstellerin mit einem eigenthümlich lauernden Blick an. „Man kommt in unserem Alter wohl dazu," entgegnete sie.

„In unserem Alter?" wiederholte Diana mit einem

Ausdruck, welcher besagte, daß sie die Antwort nicht verstand. Gabriele fügte hinzu:

„Verzeihen Euer Gnaden, wenn ich Sie ungefähr für ebenso alt wie mich halte, und da Sie auch hier sind —"

Sie schwieg. „Nun?" fragte Diana.

„So müssen Euer Gnaden wohl auch einen Grund zum Kommen gehabt haben, der Ihnen meinen verständlich machen kann."

Es entging dem Blick der Sprecherin nicht, daß die junge Dame leicht erröthete. Doch diese erwiderte: „Ich verstehe nicht, was Du meinst"; aber sie brach, ohne ihre erste Frage wieder aufzunehmen, ab und fuhr fort: „Und die Nixen zogen Dich in den Teich?"

Gabriele Arthon lachte auf. In ihren Augen glühte seit einer Minute etwas, als ob sie dieselben auf eine Spur geheftet habe und diese weiter verfolge. Sie antwortete:

„Eine Nixe war's nicht grad', denn das sollen Mädchen sein wie wir. Aber es war jemand, der es vielleicht für überflüssig hielt, daß ich mich noch um diese Zeit hier in der Gegend befinde."

Diana unterbrach sie mit einem Schrei. „Dein Vater?!" Es lief ihr eisig über den Rücken. „Hat er Dich hinabgestoßen?"

Diesmal lag ein verwundertes Auffahren in dem Blick des Mädchens. Sie sann einige Secunden nach und versetzte mit erzwungener Gleichgültigkeit:

„Wie kommt Euer Gnaden zu dem Gedanken? Die Väter, meine ich, sind in der Welt, um Kinder lebendig zu machen, nicht um sie umzubringen. Das überlassen sie, wenn's nöthig ist, den Müttern. Aber wenn die Kinder so groß sind, wie ich, pflegen auch diese nicht mehr daran zu denken, denn das Kind würde sich wehren."

Diana hatte gleich nach ihrer letzten Frage, die unvorsichtig ihre Kenntniß des Verhältnisses zwischen Vater und Tochter verrathen, betroffen innegehalten. Sie hörte kaum auf die Erwiderung des Mädchens und knüpfte schnell, über die Ablenkung erfreut, an die letzten Worte desselben an. „Doch weshalb hast Du Dich nicht gegen Den gewehrt, der Dich in's Wasser stürzte? Und wer ist er? Es wird ihm den Kopf kosten!"

„Ich glaube nicht", Gabriele begleitete es mit einem lauten, spöttischen Gelächter, „und es wäre Schade um ihn. Ich kenne ihn auch nicht —"

Unter den letzten Worten barg sich unverkennbar eine Lüge und sie fuhr hastig fort: „Euer Gnaden wissen, man wehrt sich, so lange man kann, doch man ist ein Mädchen, das heißt, man ist schwach."

Ihre Augen funkelten und ihre breite Brust dehnte

ſich, wie im Widerſpruch zu ihrer Rede, kraftvoll unter dem dicht anſchmiegenden Kleid. „Ein Fremder?“ ſagte Diana nachdenklich. „Und welchen Zweck konnte er haben, Dich tödten zu wollen?“

Sie ſchauderte bei dem Wort. „Er hatte vielleicht urſprünglich nicht die Abſicht“, ſagte das Mädchen, „und auch nicht die Abſicht, *mich* hier zu treffen. Aber wenn man hungrig iſt, nimmt man auch mit ſchwarzem Brod vorlieb.“

Sie zeigte ihre weißen Zähne, Diana blickte ſie, mit vorgeneigter Stirn den Kopf ſchüttelnd, fragend an. „Mir iſt als hörte ich im Schlaf unverſtändliche Dinge, oder als ſprächeſt Du im Schlaf. Was wollte der Fremde von Dir?“

Sie fragte es ſo unbefangen, daß Gabriele ſtutzte und den ſpähenden Blick, der ihre letzte Erwiederung begleitet, zurückſchlug. „Mich friert“, murmelte ſie ungewiß. Dann warf ſie ihr Haar in den Nacken und verſetzte keck:

„Er wollte von mir, was ein Mann gewöhnlich von einem Mädchen will und was dies auch zu wollen pflegt, wenn es ſich um ſolche Stunde an ſolchem Ort befindet. Ich ſagte ſchon, er glaubte vermuthlich etwas Beſſeres hier anzutreffen, aber da er es nicht fand, ward ihm die Zeit lang und er nahm meine Hand, obwohl ſie ſich zu grob in der ſeinen anfühlte, und ſagte: Komm!“

„Er nahm Deine Hand und sagte: Komm!“ wiederholte Diana verwirrt. „Und Du gingst arglos mit ihm?“

Die Dirne brach in ein zügelloses Lachen aus. „So arglos, wie die Andere es gethan hätte, die er erwartete. Es war schmeichelhaft für mich und im Grunde auch für sie, denn ich vertrat ihre Stelle und er dachte wahrscheinlich ihrer, als er mich herzte.“

Ihr Gesicht glühte in der Erinnerung auf. „Er küßte Dich?“ fragte Diana mit starr erstauntem Blick „und Du ließest es geschehen?“

War es Spott, der das Mädchen reizen sollte oder wollte die vornehme Dame den Stachel nicht merken lassen, den die Bauerndirne ihr in's Herz gedrückt?

Einen Augenblick schwieg Gabriele Arthon unschlüssig, dann antwortete sie höhnisch:

„Ich glaube freilich, er vergaß bei meinen Küssen zuletzt, wem die seinen zugedacht waren —“

Sie machte eine freche Geberde zu den Worten, daß Diana unwillkürlich ausstieß: „Fort, Abscheuliche! Ich wollte, ich hätte Dich ertrinken lassen!“

Sie wandte sich hastig ihrem Rückweg zu. Ueber die Züge der Dirne blitzte schadenfrohe Befriedigung, daß der Stachel, den sie eingebohrt zu haben meinte, seine Wirkung verrathen, und sie erwiederte halblaut mit gezierter Nachlässigkeit:

„Euer Gnaden, denke ich, giebt das beste Beispiel, daß man der Kirche gehorchen soll, und der Herr Pfarrer hat uns heut' Morgen erst gefragt, ob wir, wenn unsere Herren etwas von uns begehrten, es stets ohne Murren gegeben? Nun wohl, ich war eine gute Christin und habe mich nicht geweigert und nicht gemurrt."

Es mußte etwas Dämonisches in dem, was sie gesagt gelegen haben, denn es riß die Forteilende nochmals herum, daß sie einer Bildsäule gleich stehen blieb und mit zitternder Lippe fragte:

„Nach dem Gebot Mathieu's, des Pfarrers Guéraud, hast Du gethan?"

„Er hat gesagt, und wir wissen es, wir seien verworfene, rechtlose, erbärmliche Geschöpfe, des Todes und der Marter würdig", entgegnete Gabriele Arthon mit einem wild aufflammenden Blitz des Hasses, der über das Gesicht der jungen Gräfin funkelte, „und dankten, daß wir noch athmen, nur der Fürsprache unserer Herren. Aber diese sind nicht immer in gleicher Laune und der heut' Nacht mein Herr war, fand nachher wohl, als er wieder zu klarer Besinnung gelangt, ich sei des Todes würdig, wie Euer Gnaden es eben auch gefunden, und stieß mich drüben vom Rand in's Wasser hinunter. Vielleicht war's auch nur Zufall, und wenn ich Jemandem bei Tage die Geschichte erzählte, wär's wohl meine Ungeschicklichkeit gewesen,

wer kann etwas dafür? Doch wären Euer Gnaden etwas ſpäter gekommen, ſo hätte der Zufall nach dem Willen Gottes verhütet, daß überhaupt Jemand von der Geſchichte erfahren, die ich nicht erzählt, ſondern nach der Euer Gnaden mich ausgefragt."

Das Gemeine war einige Secunden lang aus den Zügen der Dirne gewichen, die den bitterſcharfen Inhalt ihrer demüthig geſprochenen Worte mit einem glühenden, faſt ſtolzen Ausdruck der Verachtung begleitete, der noch, als ſie ſchwieg, ihren trotzig aufgeworfenen Mund umzuckte. Diana hörte nichts mehr, ſie ſchritt mit über die Augen gelegter Hand wankend fort. Sie ſchwankte, als ſtehe ſie im Begriff zu ſtürzen, doch Gabriele Arthon regte ſich nicht, um ihrer Retterin behülflich zu ſein. Zwiſchen den knirſchenden Zähnen mit den Lippen unverſtändlich vor ſich hinmurmelnd, blickte ſie der langſam Entſchwindenden nach, bis der ungewiſſe Schleier der Mondnacht dieſe verhüllte. Dann wandte ſie ſich mit laut triumphirendem Auflachen und ſchlug einen anderen Weg in's Dorf hinunter ein.

Neunzehntes Kapitel.

Als Diana die Hand wieder auf den Drücker der kleinen Hinterthür des Schlosses legte, war ungefähr eine Stunde vergangen seitdem der Schlag der Mitternachtsstunde sie von derselben abgelenkt. Sie blickte wie damals empor, die Nacht war still, nur der Mond hatte sich, ohne eine Spur seines Weges im Blau zu hinterlassen, von einer der Götterstatuen auf den Zinnen zur andern hinüberbewegt und zeichnete die Silhouette der olympischen Namensschwester der jungen Gräfin scharfumrissen gegen den Himmel ab. Die Fontänen rauschten stärker als am wachenden Tage, lautlos lag das Schloß und das ganze Thal. Nur oberhalb des Dorfes klang es ab und zu auf wie ein gedämpfter Schritt und verlor sich in der Richtung der Kirche.

War die Stunde auch über die Zurückkehrende hingegangen, ohne eine Spur zu hinterlassen? Offenbar

legte sie, emporblickend, sich die Frage vor und schüttelte schmerzlich-irr die Stirn. Doch nicht die letzte Stunde allein, der ganze Tag lag einer Unendlichkeit gleich hinter ihr. Er hatte ihr nichts gebracht, das sie nicht vor ihm schon gewußt, allein wie man lange Zeit ein Gebirg von blauem Schleier umwebt vor sich erblicken kann, die Einbildung erfüllt es mit jähen Felswänden und Schreckniſſen mancher Art — da peitscht zum erstenmal ein Föhn den Dunst hinweg und greifbar nah liegt es, aus grausig zerrissenen Klüften mit schwindelerregenden Abgrundsaugen herüberstarrend — so war das Gedankenspiel junger Phantasie heut vor ihr zerronnen und die nackte, die entsetzlichere Wirklichkeit grinste ihr dämonisch in's Gesicht. Einen Augenblick hatte sie gedacht, mit ermüdeten Sinnen geträumt, daß es noch eine Rettung aus jener gäbe, ein Zurück, zurück an den sonnenstillen Weiherrand, von dem das goldumrahmte Knabenantlitz heraufläschelte — da starrte ihr wie sie ihm sehnsuchtsvoll zueilte, auch von dort ein fratzenhaft-scheußliches Zerrbild entgegen, und sie floh, floh besinnungslos, herzklopfend —

Ihr Herz klopfte noch immer und es übermannte sie mit Grauen. Sie fühlte, daß ihr Blut fieberte — hatte es ein Gift in sich aufgenommen, das es mit sich herunter getragen? Hatte der unheilvolle Tag es doch mit einer Kunde erfüllt, von der sie zuvor nichts geahnt?

Sie wußte es nicht, es gab keine Worte dafür. Aber sie schauderte, denn sie wußte, daß es sie zum erstenmal heut' mit Furcht gefaßt, nicht vor dem heimathlosen Manne, dessen Hand sie von den Trümmern der alten Burg in's Nichts hinabzuschleudern vermocht hätte, doch vor dem Mädchen, das nicht seine Tochter war, zu dem sie um keinen Preis der Erde an den Teich zurückgekehrt wäre.

Wo war das Knabenantlitz, das sie vergeblich, wie einen Talisman, droben gesucht? Auch das wußte sie nicht. Ausgelöscht von der großen Vernichterin war's und lebte nirgendwo mehr als in ihrer eigenen Brust, aus der die Angst, die Hoffnungslosigkeit es plötzlich heraufgeholt, einem Fischer gleich, der aus der verschmachtenden Armuth seines Daseins in die Schreckniſſe der Tiefe hinabtaucht, eine Perle mit sich zurückzubringen oder nimmer an's Licht des Tages zu kehren.

Ja, wo war Urbain Guéraud, der blonde Knabe, mit dem sie in jenem Leben am Ufer des Weihers gesessen, der die weißen Seerosen ihr über der spiegelnden Fläche gebrochen, im schaukelnden Kahn die alten Nixen- und Wundermären ihrem auflauschenden Herzen erzählt hatte? Geschah es um seinetwillen, daß sie täglicher, daß sie heimlich nächtlicher Gast im Hause seines Oheims, seiner Schwester war?

Nein, er lebte nur drüben am Gestade des kleinen

sonnenwarmen See's, wo er sich sonst befand, ob er überhaupt noch lebte, galt ihr gleich. Dorthin wollte sie zu ihm zurück, zum erstenmal seit jenen Kindheitstagen mit der namenlosen, qualvollen Sehnsucht, mit welcher der Gefangene durch das Gitter seines Kerkers zu dem winzigen Stückchen fernen Blau's aufblickt, das man ihm gelassen, und statt seiner fand sie das Mädchen, vor dem ihr grau'te.

Blieb ihr denn nichts auf der ganzen Erde, nichts als das Haus, von dem sie zuvor scheu durch die Nacht dahergekommen, das Haus Mathieu Guéraud's?

Sie sprach den Namen mit verzweiflungsvollem Ton vor sich hin und sie wimmerte leis': „O hätt' ich ihn nie gesehen, nie ein Wort von seinen Lippen gehört!"

Ihr Auge hielt mit starrem Ausdruck die glänzende Himmelsscheibe umspannt, als suche sie etwas auf ihr, als sei jene eine weiße Tafel, von der sich ein ruhevoller Gedanke ablesen lasse. Und der Blick schien zu finden, was er gesucht, wie eine Anklage, den Sturm ihres Inneren beschwichtigend, klang's, was ihr Mund murmelte.

„O er scheut das Licht, deines sogar, und einem Nachtvogel gleich wagt er nur im Dunkel seinen Flug. Er ist feig und verrätherisch, wenn die Sonne scheint, und sie vernimmt nur die Lüge seines Mundes. Ein Henker ist er, der das Beil auf den Nacken seines schuld-

losen Opfers fallen läßt, der mit eigener Hand es herabschwingt — o ein Elender, betrügerisch, verächtlich —"

Sie hielt erschöpft inne, doch der angstvolle Glanz ihrer Augen wuchs und sie fügte dumpf hinzu: „Elend, betrügerisch, verächtlich, wie ich selbst —"

Ihre Hand zitterte auf dem Drücker der Thür, dessen kaltes Metall sie durchfröstelte. Plötzlich leuchtete ein Entschluß in ihren Zügen und übergoß dieselben mit einem Hoffnungsstrahl. Sie trat ein und wandte sich durch dunkle Gänge der Haupttreppe zu und stieg diese nachdenklich hinan. Droben schritt sie an der Thür ihrer Schwester vorüber, dann an ihrer eignen und blieb erst vor der, welche auf diese folgte, stehn. Sie horchte, der gleichmäßige Athemzug eines Schlafenden kam von Innen und sie öffnete vorsichtig die Thür und betrat das Zimmer.

Es war ein großes Gemach, den übrigen des Schlosses ähnlich, hoch, mit mythologischen Gemälden in den Wandfeldern über den Thüren. Ein kunstvoll ciselirtes, halb verdecktes Nachtlicht warf leicht rosigen Schimmer über die hüllenlosen Figuren der Bilder und erhellte in gleicher Weise das jugendliche Gesicht eines Schläfers auf den seidenen Kissen des vorn geöffneten Himmelbettes. Es war Felicien von Hautefort, der den Arm über den Kopf gelegt mit einem Lächeln auf den Lippen schlief. Das braune Haar fiel ihm halb über die Stirn, manchmal

bewegte er leis', wie nach Innen ſprechend, den Mund, und ſeine Finger ſpielten mit ſeinem eignen glänzenden Gelock.

Diana betrachtete ihn ſtumm eine Weile, dann löſchte ſie das Nachtlicht, trat an's Fenſter und zog die ſchweren Vorhänge deſſelben auseinander. Nicht der Mond ſelbſt, denn er ſtand noch zu hoch, doch ein Widerglanz des Leuchtens, mit dem er die Nacht erhellte, drang herein, und ſie kehrte zum Bette ihres Bruders zurück und ſetzte ſich zu ſeinen Füßen auf den Rand.

Was wollte ſie? Sie wußte es wohl, doch die Worte fehlten ihren Gedanken und ſie ſchwieg. Endlich flüſterte ſie: „Felicien!"

Der junge Gardecapitain regte mit geſchloſſenen Lidern den Arm. Er horchte unverkennbar im Traum auf und es verging eine Weile, dann antwortete er lächelnd:

„Wo biſt Du, Clemence? Haſt Du Dich vor mir verſteckt?"

„Felicien!" wiederholte die Schweſter und er ſeufzte und bewegte ſich unruhiger. „Ich bin's."

Er öffnete weit die Augen. „Du? Wer biſt Du?"

„Diana."

Die Traumatmoſphäre war noch nicht ganz von ihm gewichen, denn er verſetzte ungläubig, doch unbefremdet:

„Diana? Diana von Polignac, von der uns der Abbé so hübsche Geschichten erzählte?"

„Nein, Deine Schwester. Du bist zu Haus' —"

Nun hob er den Kopf und sah, völlig erwachend, ihr verwundert in's Gesicht. „Du, Diana? Ist ein Unglück geschehen?"

„Es scheint Dir eins zu sein, daß ich Dich wecke, Felicien. Ja, ein Unglück ist geschehen, daß es nicht mehr wie einst ist, wo ich oft so an Deinem Bette saß und rief: „Auf, Träger, die Sonne scheint!" Dann warst Du froh, daß ich dich weckte, und jetzt möchtest Du mich drum schelten."

Er sammelte seine Gedanken und schweifte mit ihnen über die jüngste Vergangenheit zurück. „Du bist immer unberechenbar," erwiderte er, „und es wäre schicklicher gewesen, wenn Du heut' Mittag bei mir geblieben. Falls jemand um diese Stunde Deinen Gang oder Dein Kleid rauschen gehört, was sollte er denken?"

„Siehst Du wohl —"

Ihre Stimme klang traurig und sie machte eine Bewegung, aufzustehn. Doch nun faßte er ihre Hand und hielt sie zurück und fiel ihr freundlich in's Wort. „Was wolltest Du mir sagen?"

Der Mond trat an den Rand des hohen Fensters herunter und warf ein erstes Streiflicht über das Bett.

Er erhellte mit einem magischen Schimmer die schönen, scharfgeschnittenen Züge des jungen Mannes, der unter der rothen Seidendecke wie von einem Purpurmantel überwölbt zu ruhen schien. Es war Apoll und Diana, der Schatten ihres Profils zeichnete sich deutlich an der Wandfläche über seinem Lager, und er glich genau dem ihrer olympischen Schwester. Nur ein Lächeln milderte jetzt seine Marmorschönheit und sie entgegnete:

„Du würdest nicht zürnen, wenn Clemence Guéraud es gewesen, die Dich geweckt, und wenn sie statt meiner hier säße."

Er ließ unwillkürlich ihre Hand fahren und sah sie, als glaube er seinen Sinnen nicht, befremdet an. „Diana —?"

„Du glaubtest es," fuhr sie ruhig fort, „und antwortetest ihr im Traume, als ich Dich rief. Du liebst sie und sie liebt Dich, wie d'Aubigné Marie liebt. Ihr meint, daß ich es nicht sehe, und doch weiß ich's, vielleicht manchmal vor Euch selbst."

Felicien fuhr sich mit der Hand ungläubig über die Stirn. „Ich glaube, Du nachtwandelst, Schwester, und Du bist es, die Dinge im Traume spricht, über die Du erröthen würdest, wenn ich sie Dir morgen wiederholte. Bist Du dieselbe Diana, meine tiefsinnige Schwester, die mich heut Morgen getadelt, daß ich den goldenen Sinn-

ſpruch auf dem Stein draußen im Park für wahr erklärte und ſagte, der ſei ein Thor, der ihm nicht folge? Doch was dem Manne ziemt, Mädchen, iſt nicht für Dich —"

Sie unterbrach ihn gelaſſen. „Ich bin ein Menſch, wie Du, Felicien. Was ziemt dem Menſchen?"

Er war ſeines Staunens, das ihn antwortlos ließ, nicht mächtig und ſie fuhr fort:

„Mich däucht, Manches ziemt dem Menſchen anders, Felicien, als es um uns in der Welt geſchieht. Es ziemte dem, der Hunger hat, zu eſſen, und dem der von der Arbeit müd' iſt, zu ruhen. Wer nicht Böſes thut, ſollte ohne Sorge ſein und der Schwache nicht die Gewalt des Stärkeren fürchten. Mit ſeiner Uebermacht ſollte dieſer jenem helfen und von ſeinem Ueberfluß ihm theilen. Denn das Leben regt gleiche Wünſche, Freuden und Noth in ihnen und ſie ſtehen gleich dem gemeinſamen Feinde, dem Tode, gegenüber. Die Sonne ſpendet ihnen Licht und Wärme und die Wolke Regen; das iſt das Beſitzthum Aller, und Jeglicher hat Recht an das, was ſich aus jenem wandelt und wird. Von Urvätern haben wir es ererbt und mehren es und hinerlaſſen es reicher unſern Kindern. Der Geiſt unſeres Geſchlechtes hat es gereift und geſtaltet es in's Unendliche; wer heut' von ſeinem räthſelhaften Anbeginn zurückkehrte, würde es kaum mehr erkennen. Zahlloſe Millionen ſind aus der Einheit geworden, aus

den ersten Erdhütten rauschende, ungezählte Städte, Völker und Staaten wurden aus den Familien, die das früheste engere Band umschlang. Der Gedanke löste sich von der gemeinen Nothdurft seines Körpers, er hob sich beflügelt von der Erde empor und suchte nach dem Ursprung seines eigenen Selbst. So schuf der Mensch sich Götter über den Sternen, denen er sein eignes Dasein, denen er Allmacht und Ewigkeit, Güte und Gerechtigkeit, Vergeltung und Strafe zumaß. Eine Weile betete er zu ihnen und dankte ihnen, bis er stärker an Erkenntniß geworden, als sie, sie vom Throne herabriß und bessere Götter in den Himmel emporhob. Dann schwanden sie alle und Einer nur blieb, ein Gott der Liebe und der Barmherzigkeit, ein Gott, der dem Guten, dem Gerechten verhieß, daß es ihm wohl gehen solle, und wir waren Kinder, Felicien, Du und ich, und knieten nebeneinander und beteten inbrünstig zu dem großen, allmächtigen, guten Gotte der Liebe."

Diana hielt einen Moment inne. Sie hatte geschlossenen Auges mit sonderbar weichem, traumhaftem Tone gesprochen, ihr Bruder stützte den Kopf auf die seidenen Kissen und blickte sie mit weit geöffneten Augen an. Er entgegnete auf ihre letzten Worte unwillkürlich: „Ja, Du erinnerst mich, wir waren sehr fromm als Kinder," und er murmelte hinterdrein: „Doch in welchem Zusammenhang steht das mit Clemence?"

Seine Schwester hörte nicht auf die Frage, sie begann leise wieder:

„Wir ahnten nicht, daß in den hohen Gewölben, welche die Menschen zur Ehre jenes Gottes erbaut, in denen sie die Knie vor ihm beugten, Weihrauchduft zu ihm aufsteigen ließen — daß in ihnen einst Flüche erklungen, daß Thränen die Becken des geweihten Wassers gefüllt, Blut die leuchtenden Fensterbilder gefärbt habe. Wir ahnten nicht, daß Millionen im Namen des Gottes der Liebe gemartert und getödtet worden, die in der Verzweiflung ihrer letzten Minute das ewige Blau nach ihm zu durchdringen gesucht, ohne daß seine gerechte Hand eine ihrer Fesseln gelöst, ihre Henkersknechte gestraft, ohne daß Einem von ihnen ein Wort seines Trostes erschollen sei. Wir ahnten nicht, daß von den Lippen von Kindern, Weibern und Greisen, vom Munde schuldloser Hoffnung und reinster Liebe ein millionenfacher Fluch zu diesem Gotte aufgetönt sei, zu dem wir vertrauensvoll beteten. In Büchern lasen wir's, in kurzen, kalten Worten, deren jedes das Elend und den namenlosen Jammer von Tausenden in sich barg, und unsere Lehrer sagten uns, zur Ehre Gottes, als erhabenste That seiner geweihten Dienerin, der Kirche, sei's geschehen. Und wir wuchsen auf und das Erbtheil der Menschheit, der Gedanke, reifte auch in unserer Stirn. Er reifte mit jenem anderen heiligeren Erbe, mit

der Liebe, die er noch immer jenseits der Sterne suchte. In die Welt, in's Leben blickte er hinaus und suchte den Gott der Liebe, dessen er bedurfte, an den das Herz geklammert war, in den Erscheinungen der Erde, in der beglückenden Hand derer, denen er auf ihr vertraut, seinen Segen auszuspenden, der Gewalt zu wehren, Schmerzen zu lindern und Unglück zu heilen. Doch wie das Auge sehnsuchtsvoll sich auf sie richtete, da sah es unter starrer Maske grausamen, ungöttlichen Gesetzes menschliche Gesichter von Leidenschaft, Gier und Habsucht verzerrt. In fromme Wendungen getauchte Worte vernahm das Ohr, aber der Geist, der sie beseelte, stammte nicht aus den Lüften, er schrieb Gebote in Blut für die Niedrigen und fröhnte dem Gelüst der Mächtigen. Der Armuth nahm er die letzte Habe, den Reichthum zu vermehren, er nahm das Menschenrecht des Bedrückten und gab es als ein gottgewolltes in die Hand der Gewalt. Zu Knechten machte er Hunderte, um Einem schrankenlose Willkür zu gewähren, verlieh ihm jeden Genuß des Lebens und wies drohend und verheißend die Thränen, den Hunger, die Verzweiflung der Anderen zur Strafe und zum Lohn des Himmels hinauf. Und wie das Auge nach langem, bangendem Blick über den Widerspruch zwischen ihm und der Erde, das Räthsel zu lösen sich angstvoll wieder zu den Sternen emporwandte, da fand es den Himmel leer,

kein Gott der Liebe und keiner des Zornes, des Lohnes und der Strafe thronte in ihm, und Lüge und Betrug war Alles, dem Zügel gleich, an dem man ein Pferd lenkt, das seine Kraft nicht ahnend sich in der Gewalt des Stärkeren wähnt. Betrug und Lüge, von Menschenherrschsucht ausgesonnen und von Menschenruchlosigkeit geblendeten Augen um die Stirn gehämmert."

Die Sprecherin schluchzte auf und schwieg. Auch ihr Zuhörer schwieg; befand er sich wirklich in wachem Zustande, oder träumte er noch immer? Wenn das letztere, so war's ein seltsamer, unerklärlicher Traum, wie ihm noch keiner gekommen, und doch faßbarer, als wenn es unbegreifliche, deutungslose Wirklichkeit war. Er streckte den Arm aus und tastete wieder nach der Hand der Schwester; sie lag in seiner, er fühlte ihre Wärme bis in die Spitzen seiner Finger. Eine räthselhafte Exaltation noch von dem unverständlichen Vorgang des Mittags her mußte jene aus ihrem Bett vom Schlaf aufgescheucht, sie zu ihm wie nachtwandelnd hergetrieben haben, noch immer von ihren Lippen Dinge reden, die er wachend nie von ihr gehört. Er empfand, daß er sie beruhigen müsse wie ein Kind und er lachte gezwungen und sagte:

„Kommt meine Schwester, um mir einen nächtlichen Vortrag über Kirchengeschichte und Philosophie zu halten? Du hättest das über Tisch dem Abbé vorhalten sollen und

wir würden über sein verdutztes Gesicht gelacht haben. Leg' Dich wieder zur Ruh', Diana. Du hast Recht, es mag wohl so sein, wie Du sagst, aber wie sollt' es anders sein? Und hüte Dich, daß Mathieu Guéraud Dich nicht hört, Du könntest die alte Liebe der Kirche für Autodafé's wieder in ihm aufwecken."

Diana fuhr leise zusammen, ihr Blick ruhte jetzt voll auf dem schönen, mondbeglänzten Antlitz des Bruders. „Die alte Liebe", wiederholte sie, doch nicht in dem scherzenden Ton, in dem jener es gesprochen, sondern mit ernst-freudiger Stimme, „Du sagst es und das ist's. Im Himmel ist der Gott der Liebe in uranfängliches, ewiges Nichts zerronnen, und doch war er von Anbeginn und wird bis zum Ende sein. Ein Kind war er, das mit dem ersten Menschen geboren wurde, das in jedem Herzen wuchs, in anderer Gestalt und doch immer der ewig Eine. Er irrte in mannigfacher Täuschung gleich den Menschen, litt mit ihnen Verfolgung, duldete tausendfältigen Tod. Aber unsterblich blieb er und aus seinem Blute wuchs ihm das göttlich-menschliche Haupt edler, erhabener empor. Die Schrecken der Nacht lähmten seinen reinen Muth nicht, denn er wußte, daß einst sein Tag kommen müsse, daß einst nur ein Reich auf der Erde herrschen werde, sein großes, unantastbares Reich der Liebe. Darin wird es nicht Mächtige und Bedrückte geben, sondern Menschen,

die gleichen Ursprungs dem gleichen Triebe des Herzens gehorchen. Höher wird der Glückliche jauchzen, dem kein Bewußtsein der Schuld, kein bitterer Blick des Neides den Jubel vergällt, leiser das Unglück weinen, dem Mitgefühl die Herbe seines Stachels raubt. Dann ist die Menschheit dem Gedanken ihrer Götter gleich geworden, die das Unrecht strafen und die Wege des Guten ebnen. Friede wird unter den Völkern sein und Friede in jedem Herzen. Wohl führt die Hand noch Waffen, doch sie schlagen keine Wunden, sie heilen nur die, welche aus der Unerbittlichkeit des Waltens unbeseelter Kräfte entspringen. Ein Kampf mit vereintem Herzschlag ist es gegen den einzigen Feind, den Tod. Immer noch wird er Sieger dem Einzelnen gegenüber bleiben, doch immer auch wird er unterliegen, denn er löscht die neue Seele des Menschen nicht aus, die Liebe, deren Wärme aus dem erkaltenden Herzen unvernichtet der Gesammtheit zurückströmt. Sie erbt sich größer fort, von den Eltern zum Kinde, vom Bruder zur Schwester, vom Freund zum Freunde. Alle umfaßt sie, sie ist der Gott, der in der Brust gebietet, und der König, der über der Ordnung waltet. Das Herz ist ihr Dom, seine Regungen ihre Priester. In tausend Gestalten und Empfindungen bleibt sie dieselbe, wie aus allen Farben das eine Licht der Sonne hervorblickt. So herrscht sie frei und groß, keinem unterthan als sich selbst. In ihr

blüht alles Leben und zu ihrem Dienſt umſchränkt ſich das Haus, die Stadt, ein Volk, das Ganze der Menſchheit. Dann trennt nichts die Liebe, als das Recht ſtärkerer Liebe ſelbſt, die jene nicht aufhebt, ſondern nur ihre Flamme vergrößert. Keine Schranke ſcheidet und kein Betrug maßt ſich Gewalt an. Im weiten Weltreiche der Liebe bilden wir eine ſelige Inſel, Du und Clemence, Marie und d'Aubigné, ich und alle. In uns allen und durch uns alle finden wir den Frieden unſerer Kindheit wieder, und das Glück, das die Erkenntniß uns nahm, blüht aus unſeren eigenen Herzen mit unvergänglicheren Wurzeln herauf."

Diana hatte es mit ſeltſamer Stimme geſprochen. Mit ſchwärmeriſcher Begeiſterung floß es von ihren im Tageslicht faſt ſtreng geſchloſſenen Lippen und wehte den Hörer zugleich wie Frühlingsrauſch und wie Märchentraum an. Er dachte nicht, nur ſein Herz pochte, als habe der Schlag aus dem der Schweſter ſich zu ihm fortgepflanzt, und eine Woge traumhaft ſüßer Empfindungen ſtrömte über ihn herein. Noch einmal verſuchte er zu lächeln und ſagte: „Schöne Märchen erzählſt Du, Diana — warum erfandeſt Du allein ſie?" — Doch der Name „Clemence" drängte ſich mit einem Seufzer auf ſeine Lippen, und er brach ab und hob, verwirrt in das Geſicht ſeines nächtlichen Beſuchs blickend, den Kopf.

„Also auch Du liebst, Schwester? Und die Welt scheidet Dich wie mich von der Liebe? Das war das Räthsel Deines Wesens?"

Diana hatte die Augen wieder geschlossen, sie öffnete dieselben noch einmal und lächelte. „Ich weiß nicht, wie Du liebst, doch ich liebe Dich, Marie, euch alle — laß uns wie als Kinder beten, Felicien: Das Reich der Liebe komme zu uns!"

Sie legte ihre Hände mit den seinen zusammen, die Lider sanken ihr, eine unbezwingliche Müdigkeit kam nach der Aufregung des langen Tages fast blitzesschnell über sie. Ihr Kopf neigte sich vorüber und sank neben dem ihres Bruders auf das Kissen, träumerisch fiel sein Blick noch einmal über sie hin und er bewegte sich mechanisch, die unbequeme Stellung, in der sie sich befand, zu ändern. Dann schlossen sich auch seine Augen und nur der Mond blickte stumm auf das Lächeln, das zwei traumbefangene Lippen umspielte. Apoll und Diana, das göttliche Geschwisterpaar schien es zu sein, das sich aus dem Lärm des Tages für kurze Stunde auf einsamer Insel zusammen geflüchtet. Leise neigte im Schlaf die Wange der Schwester sich herab und schmiegte sich Wärme empfangend und dahingebend an die des Bruders, wie sie friedevollen Herzens einst als Kinder es gethan.

Zwanzigstes Kapitel.

Als Diana erwachte, war das Mondlicht der ersten Morgensonne gewichen, die wie am Tage zuvor unumwölkt über die Abdachung des Mont Mezin heraufkam. Verwundert sah die Erwachende sich um, neben sich auf das Gesicht Feliciens, der noch in tiefem Schlaf lag. Sie begriff nicht, wie sie hieher gekommen und sann eine Weile, in das Roth des Morgens hinausblickend, dann tauchte langsam die Erinnerung in ihr auf. Eins um das Andere kam ihr zurück, doch weit hinter ihr, von nebelnden Schatten umwogt. Sie flossen auseinander und mengten sich wieder, es war Diana, als höre sie in schwarzen Föhren den Wind rauschen und der Mond fiel geisterhaft über dunklen Spiegel, aus dem es, unheimliche Reflexe ausstreuend, heraufgriff. Doch zugleich war ihr, als ob sie wie ein Kind sich vor Gespenstern gefürchtet, die vor dem muthigen Blick von selbst in Nichts zergangen sein würden. Ihr Herz klopfte

friedlich und freudig, wie ein schöner Traum lag der anbrechende Sonntag vor ihr, wie ein Glück, das ihr bevorstand, sie wußte nicht warum. Die Nacht hatte als ob Elfenhände es gethan, eine Last von ihr gewälzt, die sie zu erdrücken im Begriff gestanden. Sie fühlte sich nicht mehr ermüdet, obwohl sie nur wenige Stunden der Ruhe in unbequemer Lage und in voller Kleidung verbracht; frisch als sei Thau auf sie gefallen, glänzten ihre Augen. Sie erhob sich leise, den Schläfer nicht zu wecken, blickte noch einmal mit schwesterlichem Stolz und Glück in seine schönen Züge und bückte sich und küßte seine Stirn. Er lächelte im Schlaf; „Clemence", flüsterte sie muthwillig und huschte aus der Thür, über den Corridor in ihr Zimmer. Der Spiegel hatte sie seit manchem Jahr' nicht so lang' vor sich geseh'n; sie ordnete sorgfältig ihr Haar und ihre Kleidung, zu Häupten ihres unberührten Bettes stand eine im Treibhaus aufgeblühte Frühlingsrose, und wie ihr Blick darauf fiel, brach sie in plötzlichem Einfall wie ein freudig überraschtes Kind die rothe Blume und befestigte sie an ihrer Brust. Dann trat sie an's Fenster und athmete in tiefen Zügen die frische, sonnige Morgenluft. Die Fontaine rauschte noch wie im Mondlicht, doch wo waren die gespenstischen Schatten der Nacht geblieben? Kein Fleck, der nicht von Licht überströmt lag, nur lautlos noch, die Vögel allein belebten mit vielstimmigem Getön den Park.

Es lockte die, welche einzig im ganzen Schloſſe zu wachen ſchien, hinaus und ſie ging. Im Hofraum ſprangen ihre großen Hunde ihr luſtig bellend entgegen, es war, als ob auch ſie die Schönheit des Lenzmorgens empfänden und Diana ſtreichelte ihnen freundlich den klugäugigen Kopf. Doch wie ſie in den Park hinaustrat, gewahrte ſie, daß ſie ſich getäuſcht, wenn ſie die einzige Bewohnerin des Schloſſes zu ſein geglaubt, die ſchon den Schlafgott von ſich abgeſchüttelt.

Sie ſah es mit Verwunderung, denn Diejenigen, welche ihr Auge in einiger Entfernung vor ſich erblickte, pflegten gemeiniglich keine überenthuſiaſtiſchen Verehrer oder Verehrerinnen der Morgenfrühe zu ſein. Es waren Mademoiſelle Jeannette und Mademoiſelle Zoë, in untadelhafter Toilette und in eifrigem Geſpräch mit Monſieur Henri luſtwandelnd. Ihre Sonnenfächer bewegten ſich anmuthig und ihre Stöckelſchuhe knarrten; ſie bildeten eine prätentiös-zierliche Staffage in der ſteif-zierlichen Regelrechtheit des Parkes, als habe ein Maler ſie auf Le Nôtre's eigene Beſtellung hineingemalt.

Wie ſie ſich zufällig umwandten, erblickten ſie ihre junge Herrin. Der Anblick berührte ſie offenbar nicht angenehm, denn das Geſpräch bewegte ſich um einen hochintereſſanten Gegenſtand und fand ein vorſchnelles Ende. Doch zugleich erſchien es befremdlich und reizte die Neugier,

und die Schicklichkeit erforderte, die Herrin zu begrüßen. Der schöne Henri verneigte sich musterhaft aus der Ferne, während seine Begleiterinnen herankamen, einen guten Morgen zwischen den Perlzähnen hervorwünschten und knixten.

Diana befand sich fast in übermüthiger Laune. Sie erwiederte den Gruß und erwiederte: „Nehmen Sie sich in Acht, Jeannette, man sagt, daß der Morgenthau den Teint verdirbt.“ Sie lachte. „Wenigstens bringt er ihn in die Gefahr, verdünnt zu werden“, setzte sie mit einem scherzenden Blick über die von der Kunst des Schminktöpfchens hoch gerötheten Wangen der beiden Zofen hinzu. Und ehe diese etwas zu entgegnen vermochten, fragte sie: „Ist heut' vielleicht der Tag eines Heiligen, der durch Schlaflosigkeit zum Gegenstand der Verehrung geworden, und dem Sie entsagungsvoll nacheifern?“

Mademoiselle Jeannette hatte vorher ein Bischen das Näschen gerümpft, jetzt ergriff sie die Gelegenheit, die hübschen Linien ihres in Bewegnng versetzten Mundes und die Fertigkeit ihrer Zunge zu zeigen. „Comtesse wissen nicht“, sagte sie mit ein wenig übertriebener Verwunderung, „daß wir heut' ein Schauspiel haben werden? O der gute Herr Demogeot, er sorgt für unsere Unterhaltung. Er wird Mörder und zerlumpte Menschen im Gebirg einfangen und man wird sie verbrennen. Das leider nicht

heut', doch Andere hat Herr Maulac schon im Gewahrsam. Wir haben Männer und Weiber zur Abwechslung und eine Dirne wird man am Schandpfahl ausziehen und sie peitschen. Es ist Schade, daß man nicht einen von den unnützen Burschen im Dorf dazu gesucht hat und der gute Herr Demogeot hätte daran denken können. Aber ein herrliches Schauspiel wird es werden und Herr Guéraud wird das Feuer, das dabei fehlt, aus der Hölle hinzutragen."

Ihre letzten Worte wurden vom Klingen der Glocken accompagnirt, die zum Frühgebet läutend, durch die heitere Morgenstille vom Kirchthnrm herüber tönten. Mademoiselle Jeannette und Mademoiselle Zoë bekreuzten sich und murmelten etwas zwischen den Lippen, in der Entfernung entblößte Monsieur Henri den Kopf und that dasselbe.

Die Glocken klangen bleiern-mißtönig, wie von einem Spliß durchzogen und es war Diana, als gehe der Riß von ihnen weiter, durch den ganzen Sonnenmorgen hindurch. Ihre heitre Laune und ihre Lachlust waren wie mit einem Schlage dahin, sie wandte sich, ohne die beiden Zofen mehr zu beachten, stumm ab und schritt auf dem nächsten Weg in den Park hinein. Wohin war plötzlich ihre Freudigkeit und welchen Grund hatte sie überhaupt besessen? Unvermerkt, wie von magischer Anziehungskraft

bewegt, hatte Diana's Fuß sich dem Schall, der die Luft durchsummte, zugelenkt und aufblickend befand sie sich am Rande des Hügels, auf dem die Kirche stand. Ihr zur Seite vom Dorf her tönten Schritte, Männer und Frauen kamen zur Morgenandacht, droben aus der Thür seines Hauses trat der Pfarrer. Er war noch bleicher als gewöhnlich, wie von über Büchern durchwachter Nacht, und ging auf die Kirche zu; als er von Ungefähr die Augen hebend die junge Schloßdame wahrnahm, stutzte er und machte eine unwillkürliche Bewegung, sich nach seinem Hause zurück zu wenden. Doch im nächsten Moment setzte er seinen Weg fort und traf unfern der Kirchthür mit Diana zusammen. Er grüßte ehrerbietig und hielt, ihr den Vortritt zu lassen, inne, so daß sie ohne die Absicht gehabt zu haben, wider ihren Willen in die Kirche eintreten mußte und sich verwirrt auf ihren Platz setzte. Mathieu Guéraud folgte ihr und verrichtete die gottesdienstliche Handlung; gegen seine Gewohnheit blickte er manchmal dabei auf und suchte Diana's Augen, allein sie vermied es, den seinen zu begegnen. Als der Ritus beendet worden, zögerte er eine Secunde lang, dann drehte er sich vor dem Altar um und sagte:

„Es wird heut' Morgen vor dem Schlosse ein Strafgericht an Frevlern gegen göttliche und menschliche Gebote vollstreckt werden, das eine Warnung für Euch alle

enthält, und ich ermahne euch, demselben als Christen und als Unterthanen beizuwohnen, um die Züchtigung, die über sie verhängt wird, durch Eure Gegenwart zu verstärken."

„Abscheulich!" zitterte es von Diana's Lippen. Sie sprang auf und verließ die Kirche, die Bauern glotzten ihr mit dumm-stieren Blicken nach. Sie wußte nicht was sie wollte, doch sie lief athemlos nach dem Schloß zurück. Auf der Rotunde vor demselben begegnete ihr Felicien, der das Spiel der Sonnenlichter auf dem Wasserstaub der Springsäulen betrachtete. Er wandte sich ihr, wie er sie kommen sah, mit freudigem Lächeln zu und streckte ihr beide Hände entgegen. „Meine schöne, edle Schwester!" sagte er:

Doch sie faßte leidenschaftlich, ohne Gruß, seine Hände und rief: „Du mußt mir helfen, Felicien — es soll, es darf nicht sein!" Sie erzählte ihm, was geschehen sollte, und er schüttelte den Kopf und fragte: „Was willst Du, das ich thun soll?"

„Bei Deiner Liebe zu Clemence, hilf mir!" Sie nahm seinen Arm und redete hastig, mit roth aufglühenden Flecken auf den Wangen. Er stand im Bann ihrer Lippen und versetzte: „Du bist eine Heilige, wenn auch die Kirche Dich verdammen würde. Mir ist, als hätten in letzter Nacht Himmel und Erde sich verwandelt —"

„Apoll und Diana!" lachte eine Stimme vor ihnen.

Es war der Abbé d'Aubriot, der von der Terrasse herabkam, droben saßen d'Aubigné, Laval und der Schloßherr bei der Morgenchocolade. Diana eilte, ohne den Gruß zu erwiedern, auf den Letzteren zu und sagte bittend, doch im erregten Ton ihrer heftig wogenden Brust fast gebietend:

„Barmherzigkeit, Vater! Sei menschlich, höre auf Dein eignes Herz! Sie sind Menschen wie Du, wie wir alle, und haben das Recht es zu sein! heiße sie in ihre Hütten zurückgehen und vergilt ihnen ihre Angst durch Wohlthaten, die Dich selbst belohnen. Es giebt eine menschliche Gerechtigkeit, die sich nicht höhnen läßt —"

Der Seigneur sah sie verwundert an. „Was hast Du, mein Kind? Wovon sprichst Du? Hat ein Traum Dich aufgeschreckt? Was verlangst Du von mir?"

„Daß Du die Leute, die gestraft werden sollen, frei giebst! Sie sind schuldlos, auf Dir, auf uns lastet ihre Schuld! Schicke mich zu ihnen, laß mich ihnen sagen, es sei ein Irrthum gewesen —"

„Ah, die Leute von gestern?" versetzte der Vicomte begreifend. „Das ist Herrn Demogeot's Sache, mein Kind; ich mische mich nicht darein. Doch was hast Du mit diesen Leuten zu thun?"

Diana blickte sich nach ihrem Bruder um. „Sprich auch Du, Felicien, wie Du es mir zugesagt!" rief sie heftig. „Es ist Deine Sache wie meine, wie die der

Menschheit. Du bist der Aelteste, der Erbe unseres Hauses, — fordere, daß Dein Name nicht mit Schmach und Flüchen beladen werde, sonst wirf ihn von Dir und ich folge Deinem Beispiel."

Eine wie etwas von sich schleudernde Geste, mit der sie ihre letzten Worte begleitete, drückte beredt aus, daß sie nach dieser auch ohne das Beispiel des Bruders zu handeln entschlossen sei. Felicien sah etwas verlegen in die Gesichter seiner Pariser Freunde, die dem sonderbaren Auftritt beiwohnten, ohne anfänglich zu wissen, welche Miene sie dazu machen sollten. Es dauerte auch bei ihnen erst eine Weile, ehe sie den Zweck des ganzen Vorganges begriffen, dann stahl sich allmälig ein galant-spöttischer Zug um ihre Gesichter. „Eine allerliebste Scene für ein lebendes Tableau", flüsterte der Abbé, „eine der Horen bei dem Göttervater für die Unschuld bittend." Victor d'Aubigné, dem die Worte galten, schwieg, aber Graf Laval erwiederte: „In der That, doch ohne Erfolg wie es scheint, und mit Recht. Denn die Liebliche sieht nur die erste Stunde des Tages, in der am Wenigsten gesündigt zu werden pflegt."

Ein funkelnder Blick Diana's, die seine Bemerkung gehört und sich mechanisch umwandte, traf ihn. „Die Verbrechen, die das Morgenroth nicht sieht, gewahrt die Sonne, Graf Laval", entgegnete sie stolz, „und was sie

nicht wahrnimmt, erblickt das Mondlicht.“ Der blonde Graf erblaßte leicht und sein Auge wich ihr aus. „Das bezaubernbste Licht“, versetzte er mit erkünsteltem Lächeln, „denn es ist Ihr eigenes, schöne Diana.“ Doch sie gab nicht mehr auf ihn Acht, sondern schlang ihren Arm in den des Bruders, der durch die spöttischen Mienen der Umstehenden seiner anfänglichen Verlegenheit Herr geworden, und wie von der Berührung ihrer Hand gekräftigt, sicheren Tones anhub: „Ich schließe mich der Bitte, dem Verlangen Diana's an, Vater —“

Herr von Hautefort runzelte die Brauen. Er hatte, um etwas zu thun, die Tasse an den Mund geführt und sich dabei an der heißen Chocolade die Zunge verbrannt. Aber noch mehr verdroß ihn, daß Diana Felicien den Erben seines Namens und seiner Güter genannt. Der Seigneur hörte solche Aeußerungen nicht gern, sie erschienen ihm im Munde eines Kindes unpassend, fast frevelhaft. Allein er dämpfte trotzdem seinen doppelten Unmuth und versetzte, die Mitte zwischen verweisender Strenge und väterlicher Besorgniß haltend:

„Du bist krank, Diana, Du warst es gestern schon. Beruhige Dich und kehre auf Dein Zimmer zurück. Solche Sentimentalität ist krankhaft und obendrein beruht sie auf vollständigem Irrthum. Ich bin milde gegen meine Untergebenen, ich lindere eine Noth, wo ich sie gewahre, und

weiß nicht, was Dich derartig erregt hat. Gott verhüte, das ich Unrecht beginge oder duldete, aber er mache mich auch stark den Schuldigen gegenüber und verhüte, daß die Schwäche meines Herzens gegen gerechte Strafe, die nach seinem Willen zum Heile des Königthums, der Gesammtheit und der Schuldigen selbst von gesetzeskundigen und gottesfürchtigen Männern verhängt worden, Einsprache erhebe. Ich nöthige Dich nicht, bei der Vollstreckung anwesend zu sein; geh' und beschwichtige Deine Nerven. Herr Demogeot — ich begreife übrigens nicht, weshalb er noch ausbleibt — trägt die Verantwortung für das, was geschieht, und Herr Guéraud billigt dasselbe."

Der Vicomte blickte zerstreut auf seine Uhr und blies auf den Rest seiner Chocolade, um sich vor der Wiederholung seiner Unvorsichtigkeit zu sichern. Diana hielt sich einen Augenblick schwankend am Arm ihres Bruders, dann lachte sie wie besinnungslos auf und rief:

„Das sind die Säulen, auf denen das reine Bewußtsein Deiner Schuldlosigkeit, Deiner Güte ruht? O es ist gottähnlich, ein König, ein Herr zu sein, sich selbst als der Wohlthäter der Menschheit zu erscheinen, wenn die Hand von Millionen Thränen eine stillt, die zufällig das Auge gewahrt, und allen Jammer, alles Elend der Welt den Teufeln aufzubürden, die der Sündenstand des Volkes nur als solche erscheinen läßt, da auch sie eigentlich Engel

sind, und die Wunden, mit denen ihre Schwerter züchtigen, zum Heile dienen. Hahaha — blinder Gott, weißt du wer deine Erzengel, deine Henkersknechte sind? Auf Mathieu Guéraud's Worte läßt Du die Geißel über den Rücken in unertragbares Elend geknechteter Menschen herabfallen — Worte hörst du, tauber Gott, aber weißt du, was Mathieu Guéraud denkt —?"

„Er denkt, daß Sie krank sein müssen, Comtesse Diana, wie alle es denken, die heut dem Zufall, der Sie zum zweitenmal in der Kirche betroffen, beigewohnt", unterbrach sie eine feste Stimme. Der Kies vor der Terrasse hatte leise unter einem heranschreitenden Fuße geklirrt, und wie Diana irr aufblickte traf sie ein secundenschneller, gebieterischer diamantener Blitz aus den Augen des Pfarrers von Saint Pierre. Dann fügte er zum Seigneur gewendet in sanfterem Ton hinzu: „Verzeihen Sie mir, Herr Vicomte, wenn ich unangemeldet hier erscheine, doch die Sorge um den Beängstigung erregenden Zustand Ihrer Tochter, veranlaßte mich, ihr, als sie die Kirche plötzlich verlassen, zu folgen."

Diana hatte sich an dem Arm ihres Bruders gehalten, um nicht zu fallen. Sie stand wortlos wie betäubt, ein peinliches Schweigen lag über allen Versammelten. Erlösend klang in diesem Augenblick aus dem Saal Marie von Hautefort's silberne Stimme dazwischen. Sie trat

ohne Kenntniß des Vorgegangenen unbefangen heraus und begrüßte die Anwesenden. Ihre Toilette hatte viel Zeit heut' Morgen in Anspruch genommen, aber sie hatte auch die höchste Vollendnng erzielt und die junge Comtesse sah zufrieden und reizend aus. „Ich bin die Letzte", sagte sie lachend und ihre hellen Augen über die Gesichter hinfliegen lassend, „doch es scheint, daß ich klug daran gethan, denn die Gesellschaft macht den Eindruck, als ob sie zu früh aufgestanden und bereits wieder schläfrig sei. Wachen oder träumen Sie eigentlich, Chevalier?"

Victor d'Aubigné, dem die letzten Worte galten, verneigte sich und küßte ihr die Hand. Der Schloßherr war aufgestanden und reichte seine Hand leutselig dem Pfarrer, dessen unvermuthetes Erscheinen ihn aus einer unverständlichen, peinlich und lächerlichen Situation gerissen. „In der That, mein lieber Guéraud", sagte er, „auch mich versetzt meine Tochter schon seit gestern in Unruhe." Er sprach es jedoch ohne jedes Merkmal der Beunruhigung und es schien sein Wunsch, jedes weitere, unnöthige Gerede darüber abzubrechen, „Hat mein Ausbleiben jemanden beunruhigt?" fragte Comtesse Marie, deren Ohr einen allgemeinen Klang der Worte ihres Vaters aufgefangen hatte. — „Sie beunruhigen immer, Comtesse, abwesend und gegenwärtig, die Gedanken oder die Augen", versetzte der Abbé. Die kleine Gräfin lächelte:

„Das ist eine Antwort aus der Komödie, aber mich däucht, Sie hätten sie geben können, d'Aubigné.“ — Dieser erwiederte, ihrem scherzhaft vorwurfsvollen Blick begegnend: „Es giebt in der Komödie Leute, die nur schöne Worte reden, und solche, die schweigend nach ihnen handeln. Ich halte es mit den letzteren.“

Er legte die Hand auf die Brust in der Gegend des Herzens. „Ich halte es mit beiden“, lachte Marie. Um die Ecke kam Mademoiselle Jeannette ziemlich eilig und mit erhitzten Wangen und rief fast unetiquettemäßig laut: „Sie kommen, oder vielmehr, sie sind schon da.“ Sie holte jetzt erst ihre vergessenen Knixe nach, trat auf den Seigneur zu und fuhr fort: „Herr Maulac läßt bei dem gnädigen Herrn anfragen, ob er beginnen solle. Fast das ganze Dorf ist versammelt.“

Der Vicomte warf einen Blick unmerklicher Scheu auf Diana, die abgewendet regungslos wie eine Statue in die Sonne schauend stand, und einen der Zerstreuung auf seine Uhr, deren Zeiger jetzt bereits die achte Morgenstunde verkündeten. „Es ist unbegreiflich, daß Herr Demogeot nicht kommt“, murmelte er. „Die Pünktlichkeit pflegt eine seiner ausgezeichnetsten Eigenschaften zu sein.“ Seine Hand spielte mit der Uhrkette und er fügte, den Kopf nach dem Pfarrer drehend, lauter hinzu: „Wie ist Ihre Meinung, Herr Guéraud? Es ist andrerseits nicht

zu rechtfertigen, durch längere Verzögerung die zugemessene Strafe zu erhöhen."

„Für welche Stunde hat Herr Demogeot seine Ankunft zugesagt?" fragte der Pfarrer. Der Seigneur zog nochmals seine Uhr zu Rathe und erwiederte mit Genauigkeit: „Ich erwarte ihn seit vierunddreißig Minuten."

Mathieu Guéraud versetzte leichthin: „Ich erwartete, daß er die Nacht hier verweilen würde, es wäre klüger gewesen. Doch, da er sich verspätet, scheint es mir wünschenswerth, sein Eintreffen zu erharren."

Er trat an den Tisch und netzte seine Lippen mit einem Schluck Wasser; der Vicomte lächelte: „Wir haben allerdings nicht Wasser gestern Abend getrunken, und der Durst Herrn Demogeot's hielt länger Stand als der des Grafen Laval, dessen Aussehen eine Anklage gegen meinen Wein zu erheben scheint." Er sagte das Letztere mehr scherzend zu dem blonden Grafen gewendet, dessen Gesicht in der That in der hellen Morgenbeleuchtung einen aschfarbenen Ton hatte. Doch zugleich hatte der Vicomte während des Sprechens einen Entschluß gefaßt und hieß Mademoiselle Jeannette Herrn Maulac sagen, daß er, der Seigneur, komme. „Es ist ein altes Mittel, jemanden herbeizuziehen, wenn man beginnt", meinte er, „und es wird sich auch an Herrn Demogeot bewähren."

Die Zofe lief athemlos fort. In einiger Entfernung

von dem Schloßhof befand sich ein runder, von Bäumen eingefaßter Platz, der Merkmale aufwies, daß er in alter Zeit bereits als Gerichtsplatz gedient. Die Dorfbewohner bildeten, mit stumpfsinnigen Gesichtern neugierig dreinschauend, einen Halbkreis zwischen den Bäumen, das Ganze glich einem offnen Theater oder einem Circus für Thierkämpfer. In der Mitte desselben befanden sich in den Boden gerammte Pfähle und neben ihnen standen mehrere Insassen des Dorfes, Männer und Weiber, mit zusammengeschnürten Händen. Die trotzige Gestalt des Bauern Gouton ragte aus ihnen hervor, Knechte vom Schloß waren mit rohen Späßen um sie beschäftigt. Herr Maulac bewegte sich zwischen ihnen wie eine wandelnde Maschine. Seine Züge drückten überhaupt nichts aus als Gehorsam und seine Arme hoben sich auf die Botschaft, welche Mademoiselle Jeannette ihm brachte, wie die Glieder einer Gelenkpuppe. Er ordnete etwas an und die Knechte streckten die Hände nach einer der weiblichen Figuren, entblößten ihren Oberkörper und schnürten sie mit nach Außen gewandtem nackten Rücken an einen der Pfähle. Die Zofe warf einen befriedigten Blick auf den Vorgang, dann lachten ihre Perlzähnchen, denn sie erkannte in der Delinquentin das Mädchen, dessen Erscheinen und Begegnung mit Herrn de Laval gestern Morgen auf dem Schloßhof ihren Verdruß erregt. Gabriele Arthon setzte sich, soweit

ihre zusammengefesselten Hände es erlaubten, zur Wehr, sie stieß mit den Füßen nach ihren Bändigern und rief: „Was wollt ihr? Was habe ich gethan? Man hat mich aus dem Schlaf gerissen und gebunden, aber Herr Demogeot wird's euch vergelten!"

Die Stricke schnitten ihr in den Leib und in's Fleisch der vollen Oberarme, einer der Knechte schlang ein grobes Tau um ihre Füße, und da sie sich mit diesen wie vorher wehrte, riß er ihr den noch immer feuchten Wollenrock von den Beinen in die Höh und drückte, frech lachend, ihre Knie gewaltsam gegen den Pfahl zurück, wie mit einem Hammer mit der Faust darauf schlagend. Mademoiselle Jeannette sagte indignirt: „Schamlose Creatur, Dir geschieht Recht! Es ist unerhört, daß es solche Dirnen giebt." Sie betrachtete die Scene mit Wohlgefallen; in den schwarzen Augensternen Gabriele's knisterte ein dämonischer Funken und sie knirschte: „Wenn jemand schamlos hier ist, bist Du's, geputzte——!" Sie gebrauchte eine unzweideutige, verächtlichste Bezeichnung, daß die Zofe vor Wuth erblaßte und ihr mit der scharfen Kante des Fächers, den sie in der Hand hielt, zornig einen blutigen Strich über die Brust schlug. „Man wird Dich lehren, mit dem Herrn Grafen von Laval schön zu thun!" fügte sie hinzu. Das Mädchen schrie auf und ihre Glieder, die sich von ihren Fesseln loszuringen suchten, schwollen an,

wie die eines Raubthieres, das sich auf seine Beute werfen will, dann wimmerte ihr ein Laut zurückgepreßten Schmerzes von den nach Athem ringenden Lippen. „Peitscht sie doppelt!“ sagte Mademoiselle Jeannette rachsüchtig zu den Knechten, und sie wandte sich graziös und schritt auf Monsieur Henri und Mademoiselle Zoë zu, die vornehm von den Dörflern abgesondert an einem Lindenstamm lehnten. Wie sie an die Beiden hinantrat, lachte sie: „Wir müssen Ihnen die Augen verbinden, Monsieur; das ist kein Anblick für Männer, man sollte sie von solchen Festlichkeiten ausschließen.“

Der schöne Henri zwinkerte mit den Lidern: „Warum?“

„Weil er zu kühne Gedanken anregt,“ versetzte die Gefragte. Mademoiselle Zoë fiel ein: „Ich würde mich eher tödten, als daß ich mich derartig zur Schau stellen ließe.“ Jeannette wiegte sich knarrend in ihren Stöckelschuhen und schnippte mit den Fingern, die sie in ihre Schürzentasche gesteckt hatte. „Es sind eben Thiere ohne ein edleres Gefühl. — Sie kommen und man wird anfangen.“

Das Letztere bezog sich auf die vom Schloß herannahende Gesellschaft. Der Seigneur schritt neben dem Abbé und Graf Laval, in seinen Zügen lag Wohlwollen und Pflichtbewußtsein gepaart. Comtesse Marie hing plaudernd an Victor d'Aubigné's Arm, sie schien kaum zu

sich in das Gespräch einmischte, allein zugleich sah er unter den auf dem Platz Anwesenden umher und schien zufrieden, etwas das er suchte, nicht zu entdecken. Diana war den Andern gefolgt, aber langsamer, und sie blieb in einer der Radien des Parkes zurück. Zufällig auch Mathieu Guéraud, seine Knieschnalle löste sich und er trat in eine der grünen Heckennischen um sie zu befestigen. Er bedurfte ziemlicher Zeitdauer dazu, so lange bis Diana an ihm vorüberkam und ihn gewahrte. Sie zitterte und wechselte die Farbe, ihr Auge wich ihm aus, doch ihre gedämpfte Stimme sprach entschlossen:

„Verhindere meinen Vater, den Frevel, das Unglaubliche zuzulassen, oder ich werde es thun, offen vor jedem Blick und vor jedem Ohr, und Felicien wird mir helfen. Ich trage den Widerspruch nicht länger, nicht um einen Tag, um die Last einer Schuld länger —"

Sie sagte es heftig, die Worte aus der Brust heraufkeuchend; der Pfarrer hatte den Arm ausgestreckt und hielt ihr bläuliches Handgelenk fest umspannt.

„Soll ich bereuen, Diana —?" Er vollendete den Satz nicht, sondern fuhr fort: „Du wirst es nicht, ich verbiete es Dir! Du wirst es um so mehr nicht, als nichts geschehen wird."

Sie sah ihn ungläubig an und murmelte: „Du willst mich täuschen. Willst Du es verhüten?"

Er schüttelte den Kopf. „Wer also?“ fragte sie mit zornigem Ton.

Mathieu Guéraud schwieg einen Augenblick, dann versetzte er: „Der Himmel.“ Ein scharfes Lachen antwortete ihm von ihren zuckenden Lippen. „Willst Du mich höhnen? Und wenn er's nicht thut?“

„So ist's noch nicht sein Wille,“ antwortete er fest, abermals einen Blick wie aus Diamantsternen in ihre Augen heftend. Sie starrte ihn an und die Spannung ihrer Nerven riß jäh und kraftlos, daß sie sich an ihm halten mußte. Aber er machte sich von ihr los und folgte eilig der Schloßgesellschaft, schwankend und schluchzend ging sie hinterdrein. Die Sonne zeichnete ihren Schatten über die blühenden Beete, und die Vögel zwitscherten; vom Kirchthurm her klang wieder dumpfes Geläut, wie Grabesglocken.

Als Diana, wie magnetisch von ihm angezogen, den Executionsplatz erreichte, zog der Seigneur zum drittenmal seine Uhr zu Rath. „Unbegreiflich,“ murmelte er, dann sah er entrüstet auf. Herr de Laval hatte sich, die Delinquenten musternd, diesen genähert, plötzlich rief schrill eine vor Haß lodernde Stimme: „Wollt ihr einen guten Herrn sehn, da steht er mit dem blonden Kopf! Er war gut gegen mich und mein Mund dünkte ihm nicht zu schlecht, als der Mond schien. Ich könnte sagen, ich sei seine

Frau, doch in der Sonne klingt das nicht hübſch und deshalb erſäufte er mich wie eine Ratte. Er wollte es, aber er wußte nicht, daß die Ratten ſchwimmen können. Blickt ihn an, wie er ſich freut, mich zu ſehn! So, und jetzt peitſcht mich, daß das gräßliche Blut wieder aus mir herausſpringt!"

Der blonde Graf wich mit kalkweißem Geſicht wie vor einer geſpenſtiſchen Erſcheinung vor Gabriele Arthon zurück und murmelte: „Dies Geſchöpf muß irrſinnig ſein."

Der Abbé d'Aubriot zuckte ſpöttiſch die Achſel. „Sie haben offenbar das Glück, Laval, demjenigen von dem ſie redet, auffällig ähnlich zu ſehn."

„Wer iſt die freche Dirne?" ſagte der Schloßherr, empört die Brauen zuſammenziehend. „Man ſoll mit ihr den Anfang machen!"

Er gab ein Zeichen. „Halt!" rief Diana. „Was ſie ſagt, iſt —"

Sie ſtockte und blickte irr um ſich, denn aller Augen waren erſtaunt auf ſie gerichtet. Ein Hufſchlag tönte im Galopp vom Dorf herauf und ein Reiter tauchte in der Allee auf. „Gottlob, Herr Demogeot," ſagte der Seigneur, und alle Blicke wandten ſich, wie die Löſung eines Räthſels erwartend, dem Herannahenden zu. Doch es war kein Maulthier, das denſelben trug, ſondern ein ſtiebend den Wegkies aufſchleudernder Renner, dem ein fremder Reiter,

blitzschnell herbeischießend, die Zügel ließ. Er bändigte sein Pferd schon und schwang sich aus dem Sattel, ehe man ihn deutlich zu erkennen vermocht. Auch er trug die Uniform eines königlichen Offiziers, die seinem hohen Wuchse wie angegossen saß, ein trüber, beinahe düsterer Zug verschattete sein jugendliches Gesicht, das die Züge Clemence Guéraud's zu kraftvoller Männlichkeit erstarkt wieder zu geben schien. Rasch trat er, nachdem sein Blick umhergesucht, mit militärischem Gruß auf den Schloßherrn zu und überreichte diesem einen mit großem Siegel geschlossenen Brief.

„An den Vicomte Marcelin von Hautefort."

Der Seigneur nahm ihn verwundert. „Die Handschrift Seiner Majestät, des Königs, selbst." Und er öffnete den Brief und las.

„Urbain —" murmelte Mathieu Guéraud, als traue er seinen Augen nicht, Diana sah auf ihn und den jungen Offizier zugleich und wiederholte leise: „Urbain?" Dann trat sie schnell auf diesen zu und fragte: „Sind Sie Urbain Guéraud?"

Der Vicomte von Hautefort starrte auf den Brief, der in seinen Händen zitterte. „Seine Majestät, der König hat Necker an die Spitze des Ministerraths und die Reichsstände Frankreichs auf den fünften Mai nach Versailles berufen. Er befiehlt mir, sofort mich zum

Parlament in Lyon zu begeben —" ſagte er laut, doch mit klangloſer Stimme. Das Blatt entfiel ſeiner Hand, die Cavaliere ſahen ſich betroffen an, Graf Laval rief zuerſt:

„Unmöglich! Wir müſſen nach Paris, der ganze Adel Frankreichs muß den König zwingen —"

Doch der junge Offizier trat ihm mit aufblitzenden Augen drohend entgegen. „Mein Herr, ich führe den Degen Frankreich's —"

„Führe ihn gegen das Unrecht, Urbain Guéraud!" rief Diana enthuſiaſtiſch ſeinen Arm ergreifend, „Du biſt der Himmel!"

Der Seigneur gab auf nichts mehr, was um ihn vorging Acht. „Wir müſſen dem Willen des Königs gehorchen," murmelte er. — „Was ſoll ich?" hatte Urbain Guéraud, wie von Diana's Augen electriſirt gefragt. Sie antwortete, etwas verwirrt über die beſinnungsloſe Haſt, mit der ſie ihn fortgezogen: „Nicht mein Vater, ein Advocat aus der Stadt, Herr Demogeot will dieſe Unglücklichen züchtigen laſſen —"

Sie brauchte ihre Forderung nicht auszuſprechen, er hatte ſie verſtanden und ſein Degen durchſchlug ſchon die Stricke, mit denen Gabriele Arthon an den Pfahl befeſtigt war, und ihre befreiten Hände löſten haſtig ſelbſt ihre übrigen Bande.

„Der König hat eine Amneſtie für ganz Frankreich erlaſſen," rief der junge Befreier, „doch auch ohne ſie würde Herr Demogeot niemanden mehr züchtigen laſſen, denn man hat ihn heut' Morgen, als ich von Le Puy kam, neben der Straße in der Loire todt aufgefunden."

Diana von Hautefort ſtieß einen furchtbaren Schrei aus. „Sag', ermordet, Urbain Guéraud!" Ihr Blick irrte geiſterhaft hinter ſich zurück, dann ſchwankte ſie und ſtürzte zu den Füßen Gabriele Arthons zu Boden, die den Offizier einen Moment betroffen anſtarrte und kindiſch aufſchluchzend ausrief: „Nun bekomme ich die ſchönen Kleider nicht, die er mir verſprochen!"

Ende des erſten Buches.

Nirwana.

Drei Bücher aus der Geſchichte Frankreichs.

Roman

von

Wilhelm Jenſen.

Zweiter Band.

Breslau.
Verlag von S. Schottlaender.
1877.

ihre zusammengefesselten Hände es erlaubten, zur Wehr, sie stieß mit den Füßen nach ihren Bändigern und rief: „Was wollt ihr? Was habe ich gethan? Man hat mich aus dem Schlaf gerissen und gebunden, aber Herr Demogeot wird's euch vergelten!"

Die Stricke schnitten ihr in den Leib und in's Fleisch der vollen Oberarme, einer der Knechte schlang ein grobes Tau um ihre Füße, und da sie sich mit diesen wie vorher wehrte, riß er ihr den noch immer feuchten Wollenrock von den Beinen in die Höh und drückte, frech lachend, ihre Knie gewaltsam gegen den Pfahl zurück, wie mit einem Hammer mit der Faust darauf schlagend. Mademoiselle Jeannette sagte indignirt: „Schamlose Creatur, Dir geschieht Recht! Es ist unerhört, daß es solche Dirnen giebt." Sie betrachtete die Scene mit Wohlgefallen; in den schwarzen Augensternen Gabriele's knisterte ein dämonischer Funken und sie knirschte: „Wenn jemand schamlos hier ist, bist Du's, geputzte——!" Sie gebrauchte eine unzweideutige, verächtlichste Bezeichnung, daß die Zofe vor Wuth erblaßte und ihr mit der scharfen Kante des Fächers, den sie in der Hand hielt, zornig einen blutigen Strich über die Brust schlug. „Man wird Dich lehren, mit dem Herrn Grafen von Laval schön zu thun!" fügte sie hinzu. Das Mädchen schrie auf und ihre Glieder, die sich von ihren Fesseln loszuringen suchten, schwollen an,

wie die eines Raubthieres, das sich auf seine Beute werfen will, dann wimmerte ihr ein Laut zurückgepreßten Schmerzes von den nach Athem ringenden Lippen. „Peitscht sie doppelt!“ sagte Mademoiselle Jeannette rachsüchtig zu den Knechten, und sie wandte sich graziös und schritt auf Monsieur Henri und Mademoiselle Zoë zu, die vornehm von den Dörflern abgesondert an einem Lindenstamm lehnten. Wie sie an die Beiden hinantrat, lachte sie: „Wir müssen Ihnen die Augen verbinden, Monsieur; das ist kein Anblick für Männer, man sollte sie von solchen Festlichkeiten ausschließen.“

Der schöne Henri zwinkerte mit den Lidern: „Warum?“

„Weil er zu kühne Gedanken anregt,“ versetzte die Gefragte. Mademoiselle Zoë fiel ein: „Ich würde mich eher tödten, als daß ich mich derartig zur Schau stellen ließe.“ Jeannette wiegte sich knarrend in ihren Stöckelschuhen und schnippte mit den Fingern, die sie in ihre Schürzentasche gesteckt hatte. „Es sind eben Thiere ohne ein edleres Gefühl. — Sie kommen und man wird anfangen.“

Das Letztere bezog sich auf die vom Schloß herannahende Gesellschaft. Der Seigneur schritt neben dem Abbé und Graf Laval, in seinen Zügen lag Wohlwollen und Pflichtbewußtsein gepaart. Comtesse Marie hing plaudernd an Victor d'Aubigné's Arm, sie schien kaum zu

ihre zusammengefesselten Hände es erlaubten, zur Wehr, sie stieß mit den Füßen nach ihren Bändigern und rief: „Was wollt ihr? Was habe ich gethan? Man hat mich aus dem Schlaf gerissen und gebunden, aber Herr Demogeot wird's euch vergelten!"

Die Stricke schnitten ihr in den Leib und in's Fleisch der vollen Oberarme, einer der Knechte schlang ein grobes Tau um ihre Füße, und da sie sich mit diesen wie vorher wehrte, riß er ihr den noch immer feuchten Wollenrock von den Beinen in die Höh und drückte, frech lachend, ihre Knie gewaltsam gegen den Pfahl zurück, wie mit einem Hammer mit der Faust darauf schlagend. Mademoiselle Jeannette sagte indignirt: „Schamlose Creatur, Dir geschieht Recht! Es ist unerhört, daß es solche Dirnen giebt." Sie betrachtete die Scene mit Wohlgefallen; in den schwarzen Augensternen Gabriele's knisterte ein dämonischer Funken und sie knirschte: „Wenn jemand schamlos hier ist, bist Du's, geputzte——!" Sie gebrauchte eine unzweideutige, verächtlichste Bezeichnung, daß die Zofe vor Wuth erblaßte und ihr mit der scharfen Kante des Fächers, den sie in der Hand hielt, zornig einen blutigen Strich über die Brust schlug. „Man wird Dich lehren, mit dem Herrn Grafen von Laval schön zu thun!" fügte sie hinzu. Das Mädchen schrie auf und ihre Glieder, die sich von ihren Fesseln loszuringen suchten, schwollen an,

wie die eines Raubthieres, das sich auf seine Beute werfen will, dann wimmerte ihr ein Laut zurückgepreßten Schmerzes von den nach Athem ringenden Lippen. „Peitscht sie doppelt!“ sagte Mademoiselle Jeannette rachsüchtig zu den Knechten, und sie wandte sich graziös und schritt auf Monsieur Henri und Mademoiselle Zoë zu, die vornehm von den Dörflern abgesondert an einem Lindenstamm lehnten. Wie sie an die Beiden hinantrat, lachte sie: „Wir müssen Ihnen die Augen verbinden, Monsieur; das ist kein Anblick für Männer, man sollte sie von solchen Festlichkeiten ausschließen.“

Der schöne Henri zwinkerte mit den Lidern: „Warum?“

„Weil er zu kühne Gedanken anregt,“ versetzte die Gefragte. Mademoiselle Zoë fiel ein: „Ich würde mich eher tödten, als daß ich mich derartig zur Schau stellen ließe.“ Jeannette wiegte sich knarrend in ihren Stöckelschuhen und schnippte mit den Fingern, die sie in ihre Schürzentasche gesteckt hatte. „Es sind eben Thiere ohne ein edleres Gefühl. — Sie kommen und man wird anfangen.“

Das Letztere bezog sich auf die vom Schloß herannahende Gesellschaft. Der Seigneur schritt neben dem Abbé und Graf Laval, in seinen Zügen lag Wohlwollen und Pflichtbewußtsein gepaart. Comtesse Marie hing plaudernd an Victor d'Aubigné's Arm, sie schien kaum zu

wissen, wohin er sie führte. In dem Kreis der Bäume angekommen, blickte sie auf und ihr Auge schweifte unbefangen über die Gruppe der Delinquenten. „Ah, die armen Leute," sagte sie theilnehmend, „es muß wohl traurig sein, solche Strafe abbüßen zu müssen. Wissen Sie, was sie verbrochen, Chevalier? Und dazu an einem so schönen Tage, ich finde ihn noch köstlicher als gestern und freue mich auf die Blumen und Falter im Park. Man soll diese häßliche Execution möglichst schnell abthun."

„Die Liebhabereien sind verschieden, ich ziehe den Blumen und Faltern noch die kleinen, zierlichen Raupen vor," antwortete der junge Gardeoffizier lächelnd.

Marie erröthete leicht und versetzte; „Ich theile diese Liebhaberei nicht und werde mich vor ihr hüten." — „Und doch entfaltet sich in der Sonne ein bunter Schmetterling aus der Raupe." — „Dann muß sie sich erst einspinnen und verpuppen", fiel sie ein. — Er lachte. „Sie hat's bereits gethan." — „Wo?" — Sein Blick glitt aus ihren Augen und über das Grübchen ihres Kinn's abwärts. „In einer kleinen, unablässig beweglichen Chrysalide, die in jeder Secunde verräth, daß der Schmetterling schon in ihr lebt." — „Uebermüthiger!"

Ihr Wort strafte, doch nicht ihr Blick, sondern dieser strahlte. Felicien kam hervor und verbarg die Unruhe, in der er sich seit einer halben Stunde befand, indem er

sich in das Gespräch einmischte, allein zugleich sah er unter den auf dem Platz Anwesenden umher und schien zufrieden, etwas das er suchte, nicht zu entdecken. Diana war den Andern gefolgt, aber langsamer, und sie blieb in einer der Radien des Parkes zurück. Zufällig auch Mathieu Guéraud, seine Knieschnalle löste sich und er trat in eine der grünen Heckennischen um sie zu befestigen. Er bedurfte ziemlicher Zeitdauer dazu, so lange bis Diana an ihm vorüberkam und ihn gewahrte. Sie zitterte und wechselte die Farbe, ihr Auge wich ihm aus, doch ihre gedämpfte Stimme sprach entschlossen:

„Verhindere meinen Vater, den Frevel, das Unglaubliche zuzulassen, oder ich werde es thun, offen vor jedem Blick und vor jedem Ohr, und Felicien wird mir helfen. Ich trage den Widerspruch nicht länger, nicht um einen Tag, um die Last einer Schuld länger —"

Sie sagte es heftig, die Worte aus der Brust heraufkeuchend; der Pfarrer hatte den Arm ausgestreckt und hielt ihr bläuliches Handgelenk fest umspannt.

„Soll ich bereuen, Diana —?" Er vollendete den Satz nicht, sondern fuhr fort: „Du wirst es nicht, ich verbiete es Dir! Du wirst es um so mehr nicht, als nichts geschehen wird."

Sie sah ihn ungläubig an und murmelte: „Du willst mich täuschen. Willst Du es verhüten?"

Er schüttelte den Kopf. „Wer also?“ fragte sie mit zornigem Ton.

Mathieu Guéraud schwieg einen Augenblick, dann versetzte er: „Der Himmel.“ Ein scharfes Lachen antwortete ihm von ihren zuckenden Lippen. „Willst Du mich höhnen? Und wenn er's nicht thut?“

„So ist's noch nicht sein Wille,“ antwortete er fest, abermals einen Blick wie aus Diamantsternen in ihre Augen heftend. Sie starrte ihn an und die Spannung ihrer Nerven riß jäh und kraftlos, daß sie sich an ihm halten mußte. Aber er machte sich von ihr los und folgte eilig der Schloßgesellschaft, schwankend und schluchzend ging sie hinterdrein. Die Sonne zeichnete ihren Schatten über die blühenden Beete, und die Vögel zwitscherten; vom Kirchthurm her klang wieder dumpfes Geläut, wie Grabesglocken.

Als Diana, wie magnetisch von ihm angezogen, den Executionsplatz erreichte, zog der Seigneur zum drittenmal seine Uhr zu Rath. „Unbegreiflich,“ murmelte er, dann sah er entrüstet auf. Herr de Laval hatte sich, die Delinquenten musternd, diesen genähert, plötzlich rief schrill eine vor Haß lodernde Stimme: „Wollt ihr einen guten Herrn sehn, da steht er mit dem blonden Kopf! Er war gut gegen mich und mein Mund dünkte ihm nicht zu schlecht, als der Mond schien. Ich könnte sagen, ich sei seine

Frau, doch in der Sonne klingt das nicht hübsch und deshalb ersäufte er mich wie eine Ratte. Er wollte es, aber er wußte nicht, daß die Ratten schwimmen können. Blickt ihn an, wie er sich freut, mich zu sehn! So, und jetzt peitscht mich, daß das gräsliche Blut wieder aus mir herausspringt!"

Der blonde Graf wich mit kalkweißem Gesicht wie vor einer gespenstischen Erscheinung vor Gabriele Arthon zurück und murmelte: „Dies Geschöpf muß irrsinnig sein."

Der Abbé d'Aubriot zuckte spöttisch die Achsel. „Sie haben offenbar das Glück, Laval, demjenigen von dem sie redet, auffällig ähnlich zu sehn."

„Wer ist die freche Dirne?" sagte der Schloßherr, empört die Brauen zusammenziehend. „Man soll mit ihr den Anfang machen!"

Er gab ein Zeichen. „Halt!" rief Diana. „Was sie sagt, ist —"

Sie stockte und blickte irr um sich, denn aller Augen waren erstaunt auf sie gerichtet. Ein Hufschlag tönte im Galopp vom Dorf herauf und ein Reiter tauchte in der Allee auf. „Gottlob, Herr Demogeot," sagte der Seigneur, und alle Blicke wandten sich, wie die Lösung eines Räthsels erwartend, dem Herannahenden zu. Doch es war kein Maulthier, das denselben trug, sondern ein stiebend den Wegkies aufschleudernder Renner, dem ein fremder Reiter,

blitzschnell herbeischießend, die Zügel ließ. Er bändigte sein Pferd schon und schwang sich aus dem Sattel, ehe man ihn deutlich zu erkennen vermocht. Auch er trug die Uniform eines königlichen Offiziers, die seinem hohen Wuchse wie angegossen saß, ein trüber, beinahe düsterer Zug verschattete sein jugendliches Gesicht, das die Züge Clemence Guéraud's zu kraftvoller Männlichkeit erstarkt wieder zu geben schien. Rasch trat er, nachdem sein Blick umhergesucht, mit militärischem Gruß auf den Schloßherrn zu und überreichte diesem einen mit großem Siegel geschlossenen Brief.

„An den Vicomte Marcelin von Hautefort."

Der Seigneur nahm ihn verwundert. „Die Handschrift Seiner Majestät, des Königs, selbst." Und er öffnete den Brief und las.

„Urbain —" murmelte Mathieu Guéraud, als traue er seinen Augen nicht, Diana sah auf ihn und den jungen Offizier zugleich und wiederholte leise: „Urbain?" Dann trat sie schnell auf diesen zu und fragte: „Sind Sie Urbain Guéraud?"

Der Vicomte von Hautefort starrte auf den Brief, der in seinen Händen zitterte. „Seine Majestät, der König hat Necker an die Spitze des Ministerraths und die Reichsstände Frankreichs auf den fünften Mai nach Versailles berufen. Er befiehlt mir, sofort mich zum

Parlament in Lyon zu begeben —" sagte er laut, doch mit klangloser Stimme. Das Blatt entfiel seiner Hand, die Cavaliere sahen sich betroffen an, Graf Laval rief zuerst:

„Unmöglich! Wir müssen nach Paris, der ganze Adel Frankreichs muß den König zwingen —"

Doch der junge Offizier trat ihm mit aufblitzenden Augen drohend entgegen. „Mein Herr, ich führe den Degen Frankreich's —"

„Führe ihn gegen das Unrecht, Urbain Guéraud!" rief Diana enthusiastisch seinen Arm ergreifend, „Du bist der Himmel!"

Der Seigneur gab auf nichts mehr, was um ihn vorging Acht. „Wir müssen dem Willen des Königs gehorchen," murmelte er. — „Was soll ich?" hatte Urbain Guéraud, wie von Diana's Augen electrisirt gefragt. Sie antwortete, etwas verwirrt über die besinnungslose Hast, mit der sie ihn fortgezogen: „Nicht mein Vater, ein Advocat aus der Stadt, Herr Demogeot will diese Unglücklichen züchtigen lassen —"

Sie brauchte ihre Forderung nicht auszusprechen, er hatte sie verstanden und sein Degen durchschlug schon die Stricke, mit denen Gabriele Arthon an den Pfahl befestigt war, und ihre befreiten Hände lösten hastig selbst ihre übrigen Bande.

„Der König hat eine Amnestie für ganz Frankreich erlassen," rief der junge Befreier, „doch auch ohne sie würde Herr Demogeot niemanden mehr züchtigen lassen, denn man hat ihn heut' Morgen, als ich von Le Puy kam, neben der Straße in der Loire todt aufgefunden."

Diana von Hautefort stieß einen furchtbaren Schrei aus. „Sag', ermordet, Urbain Guéraud!" Ihr Blick irrte geisterhaft hinter sich zurück, dann schwankte sie und stürzte zu den Füßen Gabriele Arthons zu Boden, die den Offizier einen Moment betroffen anstarrte und kindisch aufschluchzend ausrief: „Nun bekomme ich die schönen Kleider nicht, die er mir versprochen!"

Ende des ersten Buches.

Nirwana.

Drei Bücher aus der Geſchichte Frankreichs.

Roman

von

Wilhelm Jenſen.

Zweiter Band.

Breslau.
Verlag von S. Schottlaender.
1877.

Zweites Buch.

Einundzwanzigstes Kapitel.

In der Stadt Le Puy herrschte eine allgemeine und große Aufregung. Wenige wußten in bestimmter Weise einen Grund dafür anzugeben, allein sie waren darum selbst nicht minder erregt. Es lag nicht in der Luft, mindestens nicht in der physischen, denn der Mont Anis, an dem die Stadt sich emporbaute, oder von dem sie richtiger herabzustürzen schien, ragte mit seiner nackten Spitze, dem „Corneille" genannten Felsen, in die sonnigste Stille blauen Frühlingshimmels hinauf. Der Dolaison, ein von Südwesten her der Loire zueilender Bach, plätscherte sommerlich über das Geröll seines Bettes, Angler mit unbehülflichen Fischwerkzeugen standen hie und da an seinem Rande und warfen ihren Köder nach den lenzlustig auf und abschießenden Forellen aus. Tauben flogen dichtgeschaart aus dem grauen Häusergewirr, stiegen hoch in die Luft, wendeten sich mit aufblitzender Brust und schossen,

sich wie zur Berathung versammelnd, auf den Corneille zurück. Drunten in den mittelalterlichen, aber wasserlosen Gräben, welche den in der Ebene gelegenen Theil der Stadt umgürteten, suchten Kinder, Mädchen zumeist, doch hin und wieder von einer schon erwachsenen Genossin überragt, Veilchen. In der Nähe und aus der Ferne war es ein heiter-hübsches Bild, grüngoldig und grau, vom weißen Rahmen des Schnee's, der noch auf den Kuppen des Gebirgs lastete, in weitem Bogen umschlossen.

Wo der alte Festungsgraben sich am Weitesten von den Häusern entfernte, strich der Frühlingswind mit leisem Summen an den grünen Wänden entlang, dann fing er sich an einem Vorsprung und hinter diesem war es heimlich und sonnenstill. Ueberall tauchten weiße und bräunlichere Hände in's Gras. Sie hatten Körbchen neben sich steh'n, die bis zum Rand fast alle schon mit Veilchen gefüllt waren, doch ohne jeden grünen Schimmer dazwischen, stengellos, man sah, daß der Zweck der suchenden Kinder nur die Blüthen im Auge hielt. So in der Menge zusammengehäuft, verbreiteten sie fast zu starken, an zu reichlich ausgeschüttete Essenz erinnernden Duft, der allmälig betäubend gewirkt haben würde, wenn der leise Wind ihn nicht immer wieder aufgerafft und in's Land hinausgetragen hätte. Wie leicht berauscht tollten auch die Kinder umher, sie griffen manchmal übermüthig in ihre

Körbe und warfen sich eine Handvoll des violetten Flockenduftes in's Gesicht, sammelten einen Theil der leichtfertig zerstreuten Blüthen wieder auf und ließen die übrigen liegen, weil es ihnen leichter und lockender schien, wieder aus dem Vollen, das der Boden ringsum darbot, zu haschen. Dann schalt sie ein älteres Mädchen, das sich zwischen ihnen befand: „Glaubt ihr, daß es den Veilchen nicht weh thut, wenn ihr sie abpflückt, um sie fortzuwerfen und mit den Füßen zu zertreten? Wenn euch Jemand das thäte —"

Das steigerte die übermüthige Laune der Kinder. „Eve Jacmon kommt", schrieen sie, „und will uns die Köpfe abbrechen und Ball damit spielen!"

Sie flogen, ihre Arbeit eine Weile aufgebend, auseinander und tanzten neckisch im Kreise um Eve Jacmon, ihre hübsche Zuchtmeisterin her, die ebenfalls ein Körbchen, doch ein leeres, am Arm trug und nur ein kleines Veilchen-Bouquet in der Hand hielt, dessen Duft sie ab und zu halbgeschlossenen Auges einathmete. Dann sah sie selbst noch fast wie ein Kind aus und eine der Kleine fühlte sich völlig im Recht, wie sie lachend aus dem Kreise sich näher heranwagend, dies aussprach.

„Oho, Eve, glaubst Du, weil Du ein paar Jahre älter bist, als wir, daß Du auch so viel Klugheit mehr hast? Wir sind fleißig und Du thust nichts. Da hast

Du's, Eve, geh' nach Haus und leg' Dich wieder zu Bett, Du haſt nicht ausgeſchlafen!"

Ein vielſtimmiges, köſtliches Gelächter folgte auf den Spott der kleinen Schelmin, die dadurch noch kühner gemacht, hinzufügte:

„Ich weiß auch, weshalb Du nicht geſchlafen haſt!"

War's die Sonne auf Eve Jacmon's Kinderwangen, daß ſie plötzlich noch reizender ausſah als eben zuvor? Die Kleinen um ſie her hatten beinah' alle friſche, niedliche Geſichter mit munter blitzenden Augen; doch ſo lieblich verſprach kein's zu werden mit ſechzehn oder ſiebzehn Jahren. Man brauchte Eve nur anzuſehen, um zu wiſſen, daß der Spott der Kinder nur von den lachluſtigen Lippen, nicht aus dem Herzen kam, und jedes Auge ſagte es obendrein noch unverkennbar, daß es Eve Jacmon lieb habe. Dieſe aber ließ ſich auf die letzte Aeußerung der kleinen Interpellantin nicht ein. Es war ſogar, als wolle ſie vergeſſen machen, daß jene überhaupt gethan, denn ſie hob ſchleunig mit drohender Bewegung den Finger und rief:

„Ja, ihr habt gut ſchwatzen, ihr Faullenzerinnen, die noch im Bett liegen, wenn die Sonne ſchon über dem Mezin ſteht, ihr Nichtsnutze, die man aus dem Haus ſchickt, weil man ſie daheim noch zu nichts brauchen kann, als zum Eſſen und zum Trinken —"

„Oho, Eve", fiel ihre kleine Widerſacherin, ſich auf

den Fußspitzen aufrichtend, ein, „hast Du schon einmal einen Sou verdient, Eve Jacmon? Wenn wir nach Haus kommen, sind unsere Körbe voll, patschvoll“ — und sie schlug zur Illustration muthwillig in ihren Korb, daß die Blumenköpfe wie große Sonnenstäubchen umherflogen — „und dann bekommen wir jede einen Sou dafür, denn Herr Comballot verdient von unserer Mühe wenigstens das Zehnfache, wenn er sie auspreßt und Gott weiß was damit macht und sie in Gläschen füllt — und wäre Henri Comballot nicht sein Sohn, so müßte er viel dafür bezahlen, wenn er ein solches Glas kaufen wollte, um es Eve Jacmon —“

Die Sprecherin kam nicht zu Ende, denn ein ungeheures Gekreisch erhub sich unter der ganzen Schaar, weil Eve plötzlich ihre vorher nur angedeutete Drohung wahr gemacht hatte und auf ihre vorwitzige Gegnerin zulief. Wie ein aufgescheuchter Vogelschwarm stob Alles lachend, zeternd, sich im Gras überkugelnd davon und die Wortführerin, die sich zu weit vorgewagt, mischte sich schnellfüßig wieder unter ihre Gefährtinnen. Doch Eve Jacmon war noch behender als sie; man hatte es dem träumerischen Ausdruck ihrer ganzen Gestalt nach kaum erwartet, allein man sah, wenn sie laufen wollte, so konnte sie es und hatte dabei zugleich etwas von einem Reh an Geschmeidigkeit und von einem Kätzchen an Behendigkeit. Und Eve

Jacmon wollte jetzt offenbar wirklich laufen wie ein Reh und ihre Beute haschen wie ein Kätzchen, und wie die naseweise Maus sich noch einmal umdrehte, gewahrte sie obendrein, daß Eve Jacmon's Augen wirklich erzürnt aussahen, so daß sie mit halb komischer, halb ernsthafter Angst ausrief: „O weh, ich fürchte mich vor Eve Jacmon, o weh!“

Bei der letzten Interjection duckte sie sich, denn die Hand ihrer Verfolgerin war schon über ihr, und sie dachte als die Kleinere unter ihr durchzugleiten und so neuen Vorsprung zu gewinnen. Doch Eve schoß nicht über ihr Ziel hinaus, sondern hielt ebenso geschickt inne, und nun blieb der Liliputerin nichts übrig, als sich auf den Rasen zu werfen und sich beide Arme wie ein paar dicke Zöpfe schützend um den Kopf zu schlingen. Allein Eve Jacmon's zierliche Finger fanden doch die Ohrläppchen darunter heraus und faßten sie —

„Ich will auch nie wieder von Henri Comballot sprechen — au — ich will ihm sagen, daß Du furchtbar böse auf mich geworden, als ich — au —“

Die Finger hatten erst bei den letzten mit kichernder Schalkhaftigkeit hervorgestoßenen Sätzen heftiger in die Ohrzipfel hineingekniffen, daß die Kleine in wirklichem Unbehagen aufschrie und schluchzend hinzufügte:

„Du bist garstig, Du thust mir weh!“

Eve's Zorn war schnell verraucht. Sie kniete neben der Liegenden und versetzte:

„Du warst unartig, Marion; willst Du's nicht wieder thun?"

Marion rührte sich nicht, aber unter ihrem Arm durch spähte sie unbemerkt mit listig glänzenden Augen an der Knienden vorüber und schluchzte.

„Du meintest, ich könnte nicht laufen", fuhr Eve fort, doch der Ausdruck ihres Gesichtes verwandelte sich etwas in Besorgniß und sie fügte schnell hinzu: „Gieb mir einen Kuß, Marion! Hast Du Dich beim Fallen verletzt? Thut Dir etwas weh? Sag'!"

Die kleine Komödiantin wimmerte leise und Eve bog ihr Gesicht ängstlich ganz auf dieselbe herunter, so daß sie weder zu sehen noch zu hören vermochte, daß ein Schritt hinter ihr bis auf kurze Entfernung herannahte. Dadurch verlor sie aber ihren Stützpunkt und plötzlich schlang der kleine Kobold unter ihr beide Arme gewaltsam um ihren Hals, zog sie zu sich in's Gras, sprang gewandt auf, küßte sie blitzschnell ein halbdutzendmal, riß ihr den Veilchenstrauß aus der Hand, warf ihn einem hübschen jungen Manne, der nur wenige Schritte im Rücken der Gruppe zögernd innegehalten, mit den Worten: „Die hat Eve Jacmon für Sie gepflückt, Monsieur Comballot", neckisch grade an die Nase und verschwand innerhalb weniger Secunden im

lachenden und jauchzenden Strudel ihrer Colleginnen aus dem Bereich der geschwindesten aller Arme und hübschest beschuhten Füße der Welt.

Die letzteren mußten nämlich Monsieur Henri Comballot zunächst in den Sinn kommen, denn er sah sie grade vor sich und zwar um mehrere Augenblicke früher als Eve Jacmon davon und von seiner Anwesenheit überhaupt eine Ahnung besaß. Allerliebste Füßchen waren es mit einer Handbreit des zierlichsten Rehbeines darüber — aber dann verschwand beides meteorartig unter dem Saum des hellfarbigen Frühlingskleides, das Eve's Hände erschreckt darüber zerrten, denn ihre Augen, die zuvor noch irgend etwas in dem Blau des Himmels gesucht, hatten plötzlich die Gegenwart des jungen Mannes bemerkt und sie sprang bis in den Nacken roth auf, stand abgewendet und stotterte:

„Verzeihen Sie, Monsieur Comballot — o das abscheuliche Ding — sie wußte es!"

Was sollte er verzeihen und wem? Er that es freigebig nach allen Richtungen. Er verzieh den Anblick der kleinen Füße, die niedlicher als die hübschesten Frühlingsblumen aus dem Gras hervorgewachsen zu sein schienen, und er verzieh nicht minder aufrichtig dem kleinen Lenzkobold, der ihm diesen Anblick beschеert hatte. Aber er hatte keine Worte dafür zur Verfügung, sondern drehte

seinen herabgezogenen Hut in den Händen und stotterte ebenfalls:

„Ich kam zufällig, Mademoiselle Eve —"

Weiter kam er nicht. Sei's, weil er keine abgerundete und vollständige Lüge hervorzubringen vermochte, sei's, daß er fürchtete, Jemand könne es hören und darüber lachen, vielleicht Eve Jacmon selber. Jeder wußte, daß Henri Comballot und Eve Jacmon ein Liebespaar sei, Niemand hatte das Geringste dagegen einzuwenden, auch die beiderseitigen Eltern nicht, und alle fanden es äußerst passend, die beiderseitigen Eltern sogar am Meisten. Er war fünf Jahre älter und einen Kopf größer als sie; sie zählte zu denen, an welchen man zufällig einmal achtlos vorübergehen kann, um, wenn man ihnen zum zweitenmal begegnet, sich verwundert zu fragen, wie es möglich gewesen, ihre Schönheit nicht mit dem flüchtigsten Blicke zu erkennen. Ein unsagbar liebes Gesicht, hold und bescheiden und schüchtern wie der Lenz, der zum erstenmal einen bunten Kelch, einen goldhellen Falter hervorwagt, aber doch Alles schon sonnig überstrahlend, wohin sie ihre dunklen Wimpern aufschlug. Von dem runden Strohhut schlang sich ein hellblaues Band und umrahmte, unter dem Kinn zusammengeknüpft, das Oval ihres Gesichtes, so daß es die Wangen ein wenig stärker erscheinen ließ, als sie noch waren. Nun kam die rothe Färbung hinzu, und es

war Henri Comballot plötzlich, als sähe er Eve Jacmon um zwei bis drei Jahre älter vor sich stehen. Grad' so mußte sie in der vollsten Entwicklung ihrer Schönheit sein, wenn jener ungefähre Zeitraum abgelaufen — wenn — ja wenn sie seine Frau war.

Er dachte es, und das war das am Allerwenigsten Geeignete, ihn beredt zu machen. Sie wußten es auch selbst, daß es einmal so kommen werde und daß Henri Comballot und Eve Jacmon ein Liebespaar sei. Sie wußten noch mehr, nämlich, daß auch Keiner von ihnen das Allergeringste dagegen einzuwenden habe, und diese Kenntniß besaßen sie im vollständigsten Maße gegenseitig. Aber ein Wort mußte doch einmal den Anfang zu dem machen, was einen so schönen Fortgang zu nehmen bestimmt war, und dies Wort hatte niemand von ihnen vorräthig. Das heißt, nicht zur rechten Zeit, wenn Einer es von dem Andern hätte hören können. War diese Möglichkeit nicht vorhanden, dann fühlten sie sich ungemein beredt und dachten, in diesem Moment seien sie fähig, Alles bis auf das Letzte, was sie auf dem Herzen hätten, auszusprechen. Deshalb war Eve auch zuvor über die Neckerei der Kleinen zornig geworden, denn sie hatte wirklich in der Nacht nicht geschlafen, sondern leise gesprochen, was sie auf dem Herzen hatte, bis die Sonne kam. Aber zugleich hatte sie gedacht, daß dies doch eigentlich auch

keine Anrede, ſondern eine Antwort ſein müſſe auf eine Anrede —

Henri Comballot hatte dies auch ſchon gedacht, ebenfalls die ganze verwichene Nacht hindurch, und die Anrede befand ſich vollkommen fertig ſeit manchem Tag in ſeinem Kopf. Zum Ueberfluß, um ſie ſich deſto feſter einzuprägen, ſtand ſie ſeit dieſem Morgen auch noch auf dem Papier und begann mit den Worten: „Ich komme zu Dir, Eve, um Dir zu ſagen —"

Nun war er gekommen, aber da kamen auch die kleinen Füße in den hübſchen Schuhen, die ihm der neckiſche Kobold wie ein neues Frühlingswunder in's Gras gelegt, und löſchten alle Buchſtaben ſeiner Anrede ihm vor den Augen, daß ſie nur in ſeiner Erinnerung noch undeutlich umhertanzten und ſich gaukelnd zu dem ganz anderen Anfang zuſammenſetzten:

„Ich kam zufällig, Mademoiſelle Eve —"

Damit hielt Henri Comballot inne und verbarg die Mitte ſeines Geſichtes und die niedergeſchlagenen Augen in dem Veilchenſtrauß, den Marion ihm an die Naſe geworfen. Dieſe und der ganze Reigen ihrer Gefährtinnen war wie ein luftiges Elfengeſindel davon gehuſcht und unſichtbar geworden, ſo daß die beiden ganz ſeelenallein in dem Veilchengraben zurückgeblieben. Aber ſie wußten, daß aus allen Ecken und über alle Brüſtungen neugierige

Augen auf sie herunterlugten, und selbst wenn das nicht der Fall gewesen wäre, so stand das große Sonnenauge viel zu glänzend und Alles betrachtend am Himmel, als daß Ort und Zeit sich für Anrede und Antwort geeignet hätten.

In anderer Art waren indeß beide doch erforderlich, denn Schweigen ist oft und zumal an solchem Apriltage, von gefährlicherer Beredtsamkeit als Worte. Deshalb erwiederte Eve:

„O Sie kamen — ich kam auch zufällig hierher, Monsieur Comballot — und es ist wohl Zeit, daß ich gehe."

Sie ging und er ging neben ihr. „Ich dachte", sagte er, „ich meinte — vielleicht — ich fände jemand hier, dem ich die Neuigkeiten erzählen könnte. Denn in der Stadt ist man in großer Aufregung."

„Hier gar nicht", entgegnete das Mädchen, doch unwillkürlich ihren Schritt dabei beschleunigend. „Warum denn? Ist etwas Besonderes geschehen?"

Henri Comballot erwiederte: „Viel, und mehr wird noch geschehen. Es wird Alles anders werden, o ganz anders!"

Nun stand Eve still. Sie befanden sich in dem windlosen, sonnigen Winkel und sie sagte:

„Anders? O ich finde Alles so schön, warum soll es anders werden? Es kann ja nichts Schöneres geben —"

Ihre Augen überschweiften freudig die Herrlichkeit des Morgens. „Aber es konnte doch nicht immer so bleiben", fiel er ein.

Ihre Augen trafen sich eine Secunde lang und wichen auseinander. „Wird es denn wirklich auch schöner?" meinte sie leise.

„Um so viel, als der Sommer schöner ist als der Frühling."

Sie gingen ganz dicht zusammen und ihre niederhängenden Hände streiften und berührten sich. „Und das wollten Sie mir sagen?" fragte Eve mit heimlichem Zittern.

Plötzlich fuhren die Hände so heftig auseinander, als ob sie sich gefaßt und eng verschlungen gehabt. Ueber ihnen piepte es aus dem Wallgras: „Eve Jacmon, hier bin ich! und meine Ohren sind auch hier!" und es huschte und flatterte überall aus dem Grün.

„Ja, deshalb kam ich", stotterte Henri Comballot schnell. „Es wird Alles anders werden, in ganz Frankreich. Der König hat seit Jahrhunderten zum erstenmal die Stände einberufen, um Rath von ihnen zu hören, und jeder Bürger wird künftig mit zu sagen haben, was ihm Recht dünkt. Damit kommt eine neue Zeit, alle fühlen es —"

Eve Jacmon seufzte. „Ich dachte, es sei etwas

Besonderes und Erfreuliches geschehen, was mich auch anginge."

„Es geht auch jeden an —"

„Aber nicht jede, ich bin kein Bürger."

„Doch eine Bürgerin — ich meine, Sie werden es einmal sein, Mademoiselle Eve — wenn eine Tochter das Haus ihres Vaters verläßt, wird sie es." Henri Comballot sagte es verwirrt und fuhr fort: „Und es wird künftig leichter eintreten, daß dies geschieht — ich meine, wenn sie es will — denn sie wird es dann nur zu wollen brauchen, sie und ihre Eltern, aber sonst niemand etwas d'rein zu reden haben —"

Eve Jacmon lachte. „Aber warum soll denn eine Tochter das Haus ihres Vaters verlassen wollen?"

Das Lachen war nicht ehrlich gemeint und die Frage auch nicht. Allein trotzdem, daß er es in beidem empfand, consternirte es ihn und er stotterte:

„Ja, warum?"

Doch zugleich warf er einen Blick nach dem Elfengesindel in die Höhe, und Eve gewahrte diesen und ebenfalls, daß der gesuchte vielköpfige und vieläugige Gegenstand aus irgend einem unbegreiflichen Grunde jetzt wirklich spurlos verschwunden war. Dann hörte sie fast gleichzeitig die leise Frage neben sich: „Soll ich sagen, warum, Eve?" und ihr war, als streife wieder etwas wie ein süßer,

warmer Hauch über ihre Hand. Dazu ſchlug ihr Herz plötzlich ſo heftig und es überkam ſie das Gefühl, als wurzelten ihre Füße auf dem weichen Raſenboden des Grabens ein, und wenn ſie dieſelben nicht ſchleunig losreiße, könne ſie gar nicht, für immer nicht mehr fort. Eve Jacmon hatte aber bewieſen, daß ſie, wenn es galt, eine unerwartete Herrſchaft über ihre kleinen Füße beſaß, und es galt offenbar in dieſem Augenblick, und ehe Henri Comballot es noch begriff, war ſie die Wallbrüſtung hinangeflogen, wie vor Zeiten vielleicht ehemals ein Belagerter, der ſich vor dem bedrängenden Feinde zu retten ſuchte, ſtand droben und rief übermüthig hinunter:

„Es war mir drunten zu heiß, darum habe ich es verlaſſen. Das Warum weiß ich, nun kommen Sie herauf und ſagen Sie mir auch Ihr Warum, Henri!“

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Als der Gerufene ebenfalls die Höhe des alten Festungswalles erreicht hatte, offenbarte sich ein anderes Warum, nämlich dasjenige für das plötzliche Verschwinden der vorwitzigen Kobolde aus den Grasabhängen der Veilchengräben. Etwas ganz außerordentlich Interessantes mußte sie fortgelockt haben, daß sie wie eine aufgescheuchte Geflügelwolke dichtgedrängt die Straße hinabstürmten, die sich südwärts an den letzten Häusern der Stadt vorüber den blauen Sevennenköpfen zuwandte. Auch vom Dolaison her kamen die Angler mit ihren Apparaten in der Hand; an der Schnur des Vordersten zappelte noch ein Fisch, den er grade heraufgeschnellt, doch er achtete nicht auf ihn, sondern eilte mit vorausspähenden Augen, so schnell als die Füße ihn trugen, weiter. Aus den Thüren strömte es ebenfalls, Weiber, Greise, Kinder — wie im Nu sahen Eve Jacmon und Henri Comballot sich von einer lärmen-

den, laufenden Menge umringt, die sie ungestüm mit sich fortriß und wie Sturmwind die Gedankenwelt der sonnigen Stille, welche sie eben noch drunten umfangen hatte, zerwirbelte. „Sie kommen!“ rief's — „Sie bringen ihn!“ — „Wen? Was?“ — „Man wird den Thäter viertheilen!“ — „Oho, verlaßt euch nicht drauf, vielleicht belohnt man sie!“ — „Ihm ist recht geschehen, er war ein gottloser Schurke!“ — „Nein, er war ein frommer Mann, ein Katholik, der die Ketzer verabscheute!“ — „Ein Freund des Volk's war's!“ — „Wer hat's gethan?“ „Was ist geschehn und wem ist etwas geschehn?“ fragte Henri Comballot. „O Himmel!“ rief Eve. Ein plumper Fuß trat ihr auf den Kleidsaum und riß ihr einen Theil desselben von der Hüfte. Doch schon stürmten Andere wieder achtlos über sie und sie rief angstvoll: „Ihr erdrückt mich!“ Henri's Arm schlang sich stark um sie und zog sie aus dem Knäul an die Seite des Weges. Dort hielt er sie noch einen Augenblick, während sie tief aufathmete und sagte: „Ich glaube, allein wäre ich gar nicht wieder herausgekommen, sondern von den fürchterlichen Menschen todtgedrückt und zertreten worden.“ Nun ließ seine Hand sie los, sie setzte sich auf einen Stein und heilte, so gut es gehen wollte, den Schaden an ihrer Kleidung. Eine Thräne stand ihr dabei im Augenwinkel und sie sagte unwillig:

„Iſt das vielleicht die neue Zeit und ſind das die Bürger, die künftig etwas mit zu ſagen haben werden? Ich habe nie ſo abſcheuliche Menſchen und vorzüglich Frauen geſehn! Woher kommen ſie nur und was wollen ſie? O pfui! Wir wollen umkehren und auf einem Seitenweg nach Hauſe gehn. Aber gehen Sie nicht von mir fort, o nein, ich bitte Sie, ich fürchte mich allein.“

Sie zitterte wirklich an allen Gliedern. Henri, deſſen Befangenheit durch den ſtürmiſchen Vorgang der letzten Minute und die darin entfaltete Keckheit ſeines Armes völlig abhanden gekommen war, lachte und entgegnete:

„Allerdings ſind das alle für gewöhnlich ruhige Bürger und jeder Einzelne iſt der friedfertigſte Menſch auf der Welt, nur wenn irgend ein Zufall ſie aus Schreck oder Neugier oder Zorn zuſammenrottet, bekommen ſie etwas von einem Thierrudel, das gemeinſchaftlich Augen und Ohren verloren hat.“

„Es iſt gar nicht zum Lachen, wenn einem anſtändigen Mädchen etwas Derartiges paſſiren kann“, verſetzte Eve Jacmon beleidigt. „Ich bin kein vornehmes Fräulein, aber mir war die Zeit lieber, in der die Männer es für ihre Pflicht hielten, unſerm Geſchlecht als ritterlicher Schutz zu dienen, es vor Rohheiten zu beſchirmen und ſich nicht darüber zu beluſtigen, wenn es in ſo unwürdiger Weiſe behandelt worden.“

Eve war ungemein beredt, ihr Herz klopfte gar nicht mehr und ihre Augen hefteten sich ganz direct auf den jungen Mann, der betroffen dreinsah und erst nach einer Weile erwiederte:

„Ich glaubte, ich sei es gewesen — und Sie selbst hätten es vorher gesagt — der Sie aus dem Tumult — o nein, ich bin auch kein Ritter, ich bin nur ein gewöhnlicher Bürgersohn — und es war sehr plump, sehr gemein von mir zu lachen. Verzeihen Sie mir, Mademoiselle Eve!"

Er trat auf sie zu und im Gegensatz zu dem Inhalt seiner Worte lag wirklich etwas Altritterliches und doch ewig Jugendschönes darin, wie er plötzlich das Knie vor ihr bog, ihre kleine Hand faßte und dieselbe küßte. Er that das zum erstenmal in seinem Leben und hätte es sonst nie gewagt, doch es überkam ihn, daß es hier in diesem Augenblick etwas ganz Anderes sei als es zuvor drunten in dem Veilchengraben gewesen wäre. Eve sah über ihn hin, wie seine schlanke Gestalt und sein frisches, offen-männliches Gesicht von der dunklen Volksmasse abstach, die in einiger Entfernung ihr Ziel gefunden und jetzt wieder geräuschvoll, doch langsamer herannahte. Einen Moment gaukelte ihr ein Phantasiespiel vor den Sinnen, als sei sie in der That eine vornehme Dame aus den alten Büchern, die sie manchmal gelesen, oder aus einem

der Schlösser des Velay, wie sie noch existirten und wie sie dieselben ab und zu mit heimlicher Neugier aus der Ferne gesehen, und sie lächelte:

„Ja, Sie sollen künftig mein Ritter sein, Henri, wollen Sie? Dann müssen Sie den Eid leisten, immer nur das Beste und Edelste zu denken und zu thun, immer das Rechte und Gute — und mich ebenfalls, auch wenn ich manchmal nicht gut bin — zu schirmen und zu schützen, und wenn es sein muß, für mich sogar zu sterben. Wollen Sie?“

„O Eve, süße, einzige Eve auf der Welt, ich schwöre es Dir!“

Er bedeckte, nicht mehr mit ritterlicher Huldigung, sondern mit warmen, zärtlichen Lippen ihre Hand mit Küssen, daß ihr Herz wieder unruhig zu schlagen begann. Sie zog den Arm zurück, stand auf und sagte: „Die Leute kommen —“

„Doch jeder Ritter dient um Lohn“, flüsterte er, „wann werde ich den meinen erhalten, Eve?“

„Wenn ich mit meinem Ritter zufrieden bin, daß ich nichts mehr von ihm zu verlangen weiß als Ein's —“

„Als Ein's, Eve —?“

„Das ich ihm dann sagen werde!“

Lachend sprang sie fort. Das Menschengewirre wälzte sich dicht heran. Es umschwärmte einen dunklen,

Kern, der sich gleichmäßig inmitten der Straße vorwärts bewegte. Die langen Ohren eines Maulthieres sahen über die Köpfe empor, dann folgte ein niedriger Karren, auf dem eine lang ausgestreckte menschliche Gestalt zu liegen schien, von der man jedoch nur die dickbestiefelten Füße gewahrte, da ein übergeworfenes Tuch den Körper und das Gesicht verdeckte. Doch in dem Tuch befanden sich an mehreren Stellen Risse und um diese schwärmten unermüdlich die ersten Fliegen des Frühlings. Manchmal scheuchte die Hand eines Nebenherschreitenden sie, allein sie kehrten jedesmal hartnäckig zurück und bildeten eine tanzende Säule über dem unsichtbaren Gesicht.

Von den Thürmen der Stadt begannen die Glocken zu läuten, mit jeder Minute vergrößerte sich der Zug und das Geschrei, das ihn wie eine ihm eigenthümliche Atmosphäre umwob. Henri und Eve schlossen sich den letzten Nachzüglern an; sie hatten noch immer nicht erfahren, was geschehen sei, der erstere sprach nur die Vermuthung aus, daß man einen Todten auf der Landstraße, die in die Sevennen führte, gefunden habe. Doch darin lag nichts so außerordentlich Seltenes und es erklärte die Aufregung und den fast plötzlichen Zusammenlauf so vieler, wie aus dem Boden heraufwachsender Menschen nicht. Langsam kamen sie vorwärts, zwischen den alterthümlichen Renaissance- und Rococogiebeln der Straße Ponnesac hindurch

wogte die Menge wie ein brausender, aus seinem Bett überschäumender Strom. Dann staute sie sich auf und bildete eine undurchdringliche Mauer, vor der Henri Comballot rathlos innehielt. Doch Eve raunte ihm zu: „Komm, ich glaube, sie bringen ihn auf den Marktplatz, ich weiß einen Weg.“

Sie war erregt, alle Vorgänge des Morgens hatten den Lauf ihres Blutes beschleunigt, ein Blick, den sie auf den geheimnißvollen Karren geworfen, ihre Phantasie zugleich mit Furcht und mit einem unbezwinglichen Trieb ein dunkelgeahntes Schreckbild zu sehen, erfüllt. Achtlos butzte sie ihren Begleiter, wie sie es in ihren Gedanken zu thun gewohnt war; durch ein enges Seitengäßchen laufend faßte sie seine Hand. So erreichte sie die Rückseite ihres väterlichen Hauses, das wie ausgestorben schien und zog Henri eilig mit sich über den dunklen Flur der Hausthür zu, die auf den bereits etwas schräg den Berg hinaufsteigenden Marktplatz hinausführte. Hier traf sie blendend bei'm Austritt die Sonne, so daß sie einen Augenblick nichts gewahrten; dann nahmen sie erschreckt war, daß sie vor einer dicht Kopf an Kopf gedrängten Menge noch immer Hand in Hand standen, aber Niemand achtete darauf und Niemand bemerkte, wie die Hände gleichzeitig auseinander huschten. Auf den Gesichtern der Leute standen ganz andere Gedanken ausgeprägt; rechts vor dem mittel-

alterlich vornehm und reich herablickenden Stadthause befand sich ungefähr ein Dutzend zumeist schon bejahrter Männer, in schwarzer, lang bis auf die Füße herabfallender Amtstracht. Es waren die Rathsherrn der Stadt, unter ihnen Eve Jacmon's Vater, Advocaten, Aerzte; sie sprachen leise untereinander. Hinter ihnen war ein Raum frei, in den die Menge nicht einzudringen wagte, vor ihnen auf einem ebenfalls freien Platze stand der bedeckte Karren, das Maulthier unruhig nach allen Seiten die Ohren spitzend daneben.

„Bleib noch einen Augenblick und dann folg' mir!" flüsterte Eve. Verwundert sah Henri Comballot ihr nach, wie sie hastig die Treppe hinabflog, sich an den Hauswänden entlang drängte und in den leeren Raum hinter den versammelten Rathsherren hineinschlüpfte. Das schüchterne Mädchen schien wie verwandelt, ihr weit geöffnetes Auge ruhte groß erwartungsvoll auf dem unheimlichen Tuch, das die ausgestreckte Gestalt auf dem Karren verhüllte. Nun traten zwei der schwarzgekleideten Männer auf diese zu, schlugen das improvisirte Bahrtuch zurück und das Gesicht des Todten kam zum Vorschein.

Es war der Advocat Demogeot, der erste Blick ließ ihn erkennen. Seine Länge übertraf die des Karrens und die breitgeschnäbelten, bespornten Stiefel standen über den untern Rand hinaus. Er lag in seinem weitärmeligen

ſchwarzen Talar, deſſen Halskrauſe jetzt kaum mehr von der Farbe des Geſichts abſtach, das noch gedunſener erſchien und die im Leben grob vorſpringenden Backenknochen zurückdrängte. Der Tod hatte an der Gemeinheit der Züge nichts verändert, doch in Verbindung mit zufälligen Umſtänden ihnen etwas Geiſterhaftes verliehn. Um die glatt raſirten zuſammengezogenen Mundwinkel lag noch immer der halb lachendeAusdruck und die herabgefallene, ſtaubbedeckte Perrücke hatte jemand auf ſeine Bruſt geworfen, ſo das der faſt haarloſe Kopf geſpenſtiſch in der Aprilſonne flimmerte und ab und zu einem Spiegel gleich ihre Strahlen zurückwarf. Ueber das linke Schläfenbein zog ſich eine tiefe, doch nicht mehr rothgefärbte, ſondern beinah' völlig erblaßte Wunde und die rechte Hand ragte mit gekrümmtem Armgelenk und geballter Fauſt aus dem abgeſunkenen Aermel hervor.

Der herangetretene Arzt faßte die Hand und ſuchte ſie zu öffnen und den Arm herabzubiegen, doch der Körper befand ſich noch in der Todtenſtarre und widerſtand unbeweglich der Anſtrengung. Auch die Rathsherren näherten ſich jetzt. In ihren Augen lag Staunen, Neugier, hier und da ein Ausdruck des Schreck's, allein keiner des Schmerzes. Es war ein aufregendes Ereigniß, aber es rief nirgendwo Trauer hervor. Das Volk gaffte, von der Behörde auf fünf Schritte Entfernung von dem Karren

gehalten, begierig drein, doch man sah, persönlichen Antheil nahm auch aus der Menge niemand an dem Todten.

Der Arzt hatte eine flüchtige Untersuchung desselben beendigt und sagte mit lauter Stimme: „Es zwingt nichts zu der Annahme, daß der Tod durch etwas Anderes als durch einen Sturz herbeigeführt worden ist.“ Er wandte sich an einen Mann in ländlicher Tracht, der das Maulthier am Zaume hielt, und fragte kurz, wie man die Leiche gefunden habe. Die Antwort lautete: „In der Loire, an einer Stelle, wo dieselbe hart an der Straße etwa dreißig Fuß tiefer durch Felsklippen hinunterfällt.“

„Sie sehen meine Ansicht bestätigt“, versetzte der Arzt, sich zu seiner Umgebung zurückwendend. „Der Verunglückte hat im Dunkel den Weg verfehlt, muthmaßlich sich zuvor etwas in Wein übernommen und ist hinuntergestürzt.“

Die Rathsherren nickten befriedigt mit dem Kopf. Die Erklärung erschien ihnen zugleich genügend und angenehm, nur aus den vordersten Reihen des Volkes, welche an der Erläuterung theilgenommen, kam ein Murren. Eine spöttische Stimme rief: „Warum ist das Maulthier nicht mitgestürzt?“ und eine andere setzte hinzu: „Es war tagheller Mondschein die ganze Nacht hindurch!“

Der Arzt zuckte geringschätzig die Achsel. Er gab eine Antwort, doch nicht denen, welche die Fragen gestellt,

sondern seinen Amtscollegen. „Mondlicht ist für Trunkene gefährlicher als Dunkel. Es zeigt ihnen in nebelhafter Weise gefahrdrohende Stellen und reizt sie, denselben zu nahen. Sie beugen sich über die Tiefe, während ihr Reitthier zurückstrebt. Dabei verlieren sie ihren Halt und stürzen aus dem Sattel. Solche Fälle sind häufig und haben sich hier wiederholt. Eine beträchtliche Goldsumme, die sich bei dem Todten vorgefunden, sowie Uhr und Kette beweisen genugsam, daß nichts Anderes vorliegt. Nichts ist entwendet, also keine Absicht verfolgt worden. Wir haben einen Unglücksfall zu beklagen, den eigne Unvorsichtigkeit herbeigeführt."

Er sagte es nachlässig, auch das Letzte mit gleichgültigster Stimme, die dem Sinn seiner Worte widersprach. Es war nicht leicht möglich, gegen die von ihm vorgebrachten Argumente Einrede zu erheben, und von den anwesenden amtlichen Persönlichkeiten hegte offenbar niemand diese Absicht. Die vorderen Reihen der Menge sahen sich verstummt uud verdutzt an, allein plötzlich rief eine Mädchenstimme:

„Woher kommt der rothe Fleck am Halse?"

Eve Jacmon hatte es kaum gerufen, als sie erschreckt wie aus einem Traum zusammenfuhr. Ein unbezwinglicher Drang des Grausens hatte sie auf das erste starre Todtengesicht, das ihre jungen Augen erblickten, zugetrieben.

Unbeachtet war sie an die Seite ihres Vaters geschlüpft und stand wie festgebannt, betäubt, mit vorgebeugtem Kopf, das Schreckbild mit regungslosem Blick umklammernd. Ihr war als verwandle Alles um sie her sich zu einem ungeheuren, starrenden Leichenhaufen, ihre Zähne schlugen gegeneinander, Frost schüttelte ihre Glieder, und durch die kalten, tanzenden Sonnenlichter, die ihr vor den Augen flimmernd, von dem glänzenden Schädel des Todten auf und absprangen, blitzte ihr hunderfach vervielfältigt ein kleiner glührother Punkt am Halse des Ausgestreckten, fast von den Falten der Krause verdeckt, entgegen. Dann war ihr unbewußt der Ruf entfahren, ihre Besinnung kam blitzartig zurück und sie sah tausend Augen auf sich gerichtet. Neben sich die ihres Vaters und seiner Genossen, die nicht begriffen, wer das Wort aus ihrer Mitte ausgestoßen, die des Arztes, der mit einer schnellen Bewegung das zerrissene Tuch wieder über die Leiche warf. Aber zugleich auch sprühten funkelnde Blicke aus der Volksmenge herüber, geballte Fäuste hoben sich in die Luft und ein tosendes Geschrei antwortete auf Eve Jacmon's mechanischen Ausruf. Niemand in der Masse gewahrte den rothen Fleck, von dem sie gesprochen, und Niemand hatte irgend ein Interesse an dem Vorhanden- oder Nichtvorhandensein desselben, doch wie aus gewitterdumpfer Schwüle ein plötzlicher Orcanstoß, so tobten hundert Rufe gleichzeitig auf:

„Er ist ermordet! Sie wollen's uns verheimlichen! Das Volk soll es nicht wissen! Das Volk, das er beschützt hat! Die Aristocraten haben ihn umgebracht! Rächt ihn! Reißt ihn ihnen aus den Händen! Rache!"

Die Masse wogte wie eine sturmgepeitschte Brandung vorwärts, unruhig wichen die Rathsherrn gegen das Stadthaus zurück, nur der Arzt blieb an der Leiche stehn und rief, die Tobenden mit festen Augen musternd:

„Seid ihr toll geworden? Seit wann ist dieser Advocat euer Freund? Seit wann ist der, welcher das Blut den Armen aussaugt, ihren Jammer in seinen Geldkisten häuft, ein Freund des Volkes?"

Einen Moment hielt der offene und unerschrockene Blick der die Anstürmenden traf, sie im Schach, doch dann antwortete eine herausfordernde Stimme: „Warum ist er denn ermordet worden?" Ein neues Durcheinander folgte hinterdrein: „Er ist's, seitdem die Aristocraten ihn ermordet haben." „Wenn er kein Freund des Volkes gewesen wäre, so hätte man ihn nicht getödtet! Wir wollen ihn sehn! In die Kirche muß er! Die heilige Jungfrau wird den Mörder ausfindig machen!"

Weiber an der Spitze heulten das Letztere. Einige Secunden wogte die lebendige Barriere noch von den Stöcken der Ordnungsmannschaft zurückgedämmt hin und wieder, dann durchbrach sie wie eine Sturzwelle die mehr

moraliſche als phyſiſche Schranke und fluthete von allen Seiten auf den Karren zu. Mehrere von den Weibern ſtürzten vorauf, warfen ſich kreiſchend auf die Knie und preßten inbrünſtig den Talarſaum des Todten an ihre Lippen. Der Arzt, ein kraftvoll gebauter Mann, ſtand noch unerſchüttert nnd donnerte ihnen ein gebieteriſches: „Zurück!“ entgegen. Allein er vermochte den wüthenden Andrang nicht zu hemmen, hinter ihm rief es warnend: „Kommen Sie, Lacordaire, es iſt umſonſt!“ und er empfand mehr, als daß er es ſah, daß ſeine Genoſſen ſich weiter von ihm, auf die Schutz bietende Thür des Stadthauſes zu, entfernten. Dicht vor ihm aber drohten ihm Geſichter entgegen, die er ſich nie geſehen zu haben entſann, obwohl er durch ſeinen Beruf faſt die ganze Bevölkerung der Stadt zu kennen glaubte. Frechblickende und ſtupide, höhniſch lachende und wie fratzenhaft verzogene Züge, wild durcheinander gewirrt, zähnefletſchend gleich den Beſtien einer Menagerie, die mit den Tatzen am Eiſengitter ihres Käfigs rütteln, ein abſcheuliches, ſinnloſes Grinſen auf den Lippen. Wie betäubt ſtarrte er darauf hin und, einem Gaukelſpiel gleich, war es ihm, als erkenne er manchmal unter den thieriſch verzerrten Mienen hie und da ihm vertraute Grundzüge eines Geſichtes, doch wie von Irrſinn überlodert, zerflackernd, immer neuen Ausdruck beſinnungsloſer Raſerei gebärend, und er griff ſich an die Stirn und

murmelte: „Ist das ein wahnwitziger Traum oder ist die Luft von Tollwuth voll?“ Er wich schwankend dem Stoß, den die anprallende Menge ihm versetzt haben würde, um einige Schritte aus und übertäubte, seine Besinnung sammelnd noch einmal das Getöse mit kraftvollem Ruf:

„Bin ich euer Feind? Ein Feind des Volkes? Kann Jemand sagen, daß ich ihm nicht geholfen, wenn er krank, wenn er in Noth war?“

Eine neu andringende, hundertarmige Welle schleuderte ihn zurück. „O der arme Herr Demogeot! O der theure Herr Demogeot!“ heulten die Weiber, seine knochigen Hände mit Küssen bedeckend. „Er liegt da wie ein Heiliger! Er war ein Heiliger, so lang' er lebte, darum haben sie ihn getödtet! Die Ketzer haben's gethan, die Mörder, die Henker! Nehmt ihn auf die Schultern und tragt ihn fort! Er hätte für uns nach Paris sollen und unser Recht vertheidigen! Sie haben den Erwählten des Volkes ermordet, damit er es nicht könne! Wo ist der Todesstreich, den sie ihm versetzt? Wer hat ihn gesehen? Das Mädchen, die Jacmon, hat ihn zuerst gesehen, sie soll ihn uns zeigen! Wo ist er? Wo ist sie?“

Mit Geschrei wälzte sich ein Theil der Menge wieder gegen die Rathsherrn vor, unter denen Eve Jacmon sich zitternd hinter ihrem Vater zu verbergen suchte. Alle Autorität des Magistrats schien wie mit einem Schlage

ausgelöscht zu sein und ein Dutzend Hände griff gleichzeitig nach den Armen und Kleidern des geängstigten Mädchens, während eine rohe Faust sich nach ihrer Brust ausstreckte und eine plumpe Stimme dazu sagte: „Fürchte Dich nicht, Du sollst uns nur zeigen, wo die gottverdammten Schurken ihn getroffen haben.“

Doch im selben Augenblick traf ihn ein mächtiger Stockhieb über die Stirn, daß er betäubt zurückfuhr, und gleichzeitig schleuderte Henri Comballot die übrigen Angreifer zu Seite, sprang vor und deckte, seine einfache Waffe im Kreise durch die Luft schwingend, Eve mit seinem Körper. Der Getroffene taumelte zurück und eine Secunde lang maßen sich die ungleichen Parteien mit den Augen, dann stürzten die nur einen Moment stutzig Gewordenen wuthbrüllend hundertfältig auf den muthigen jungen Mann zu. Ein unbeschreibliches Gewoge entstand, ein Kampf, dessen Ausgang binnen kürzester Zeit unzweifelhaft war, wenn auch der geschwungene Stock die Vordersten noch für den Bruchtheil eines Augenblicks zaudern ließ, sich dem ersten Streich auszusetzen — da rief es: „Platz! Platz!“ drüben an der Ecke des Marktes und der Ruf pflanzte sich tausendstimmig kreischend, schreiend, drohend fort: „Platz! Platz!“ Ein Auseinander-Schwanken und Reißen der Masse folgte ihm, das Hülferufe und Jammerlaute übertönten, über den brandenden Köpfen tauchten auf dem

Kutſcher- und dem Laquaienſitz einer ſchwer daherrollenden, mit vier ſchnaubenden Schimmeln beſpannten Caroſſe roth-flammende Scharlachröcke und Federhüte auf, ſcheu drängte, wälzte und quetſchte ſich die Menge, eine Gaſſe vor den Pferden bildend, über- und durcheinander, Frauen und Kinder, die unter die Füße getreten wurden, wimmerten und ſtöhnten, wie eine zurückebbende Welle flutheten in einer einzigen gleichzeitigen Bewegung die Angreifer von dem erhöhten Platz vor dem Stadthauſe herab und der Wagen hielt dicht neben dem verwundert ſeine Ohren auf-ſpitzenden Maulthier, das Herrn Demogeot nicht wieder nach Le Puy zurückgetragen, an.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

In der offenen Caroſſe zurückgelehnt, in der mit Goldſtickerei und Edelſteinen überladenen Hofkleidung der großen Herren jener Tage, ſaß der dem Befehl Seiner Majeſtät gemäß auf der Reiſe nach Lyon befindliche Seigneur Vicomte Marcelin von Hautefort. Er blickte mit dem Ausdruck ſich ſteigernder Verwunderung auf das Gedränge, das plötzlich ſeinen Wagen umgab, und fühlte ſich, obwohl mit weit bedeutungsvolleren Gedanken beſchäftigt, veranlaßt, mit der Spitze ſeines langen Stockes den Rücken des Kutſchers zu berühren, um ihn zu ermahnen, unter ſolchen Umſtänden die ſonſt gebotene Schnelligkeit der Fahrt zu verringern. Dabei ſchweifte ſein Auge neugierig über die vielhäuptige Menge, deren zunächſt vor den Rädern Zurückweichende das vornehme und prunkvolle Fuhrwerk ſonderbar anſtarrten. Allmälig jedoch entblößte ſich ein Kopf um den andern, auf jeder Lippe erſtarb

das Murren, die verwegenen und leidenschaftlich verzerrten Gesichter, die bis vor einer Minute überall den Vordergrund gebildet, schienen spurlos wie in einem Meere unterzutauchen und machten Zügen, auf denen scheue Unterwürfigkeit ausgeprägt stand, Platz. An dem reellen Sachverhalt der Situation hatte sich nichts verändert; nichts war hinzugekommen, was den tausend eben zuvor erhobenen Armen den geringsten Widerstand zu leisten vermocht hätte, nichts als einige rothe Laquaienröcke statt der schwarzen Talare der Rathsherrn, und das leutselig nickende Antlitz des Schloßherrn von Hautefort und Mitglied des großen Parlamentes von Lyon. Doch wie mit einem Schlage war der schnell entstandene Aufruhr gebändigt, eine fluthende Bewegung, ein Drängen nach den Ausgängen des Marktplatzes trat ein, und nur diejenigen, welche ihre entferntere Stellung noch abgehalten gehabt, sich an den Thätlichkeiten in irgend einer Weise zu betheiligen, blieben unschlüssig zurück. Der Karren stand wieder völlig vereinsamt, nur das über denselben geworfene Tuch hatten die davonkreischenden Weiber mit sich genommen und rissen es, die Fetzen in kostbare Reliquien unter sich vertheilend, in Stücke.

Der Vicomte gewahrte jetzt die Leiche und verließ, an sie herantretend, mit der Miene aufrichtigsten Bedauerns den Wagen. Er redete, in seiner Art sichtlich erschüttert,

den Todten an und sagte: „Oh, mein lieber Demogeot, das ahnten wir gestern nicht, als wir so manche zukünftige Dinge in's Auge faßten. Wir blicken oft weit in die Ferne hinüber, meine Herren, und sind blind, daß wir das Nächste nicht wahrnehmen. Mein Gott, welch' ein trauriger Zufall, wie hat das Unglück geschehen können?"

Die letzten Worte waren an die gleichfalls entblößten Hauptes respectvoll näher kommenden Honoratioren der Stadt gerichtet. Nur der Doctor Lacordaire stand noch etwas zurück und hing Gedanken nach, die sich offenbar nicht auf die Frage des Seigneurs bezogen. Seine Augen wechselten zwischen der würdevollen Gestalt des letzteren und der verstummten, in weitem Bogen zur Seite gewichenen Volksmenge und es zuckte lautlos-verächtlich um seine scharf geschnittenen Mundwinkel. Nun begab er sich, den Vicomte höflich-gleichgültig begrüßend, ebenfalls an den Karren und sagte, daß es ihm nicht passend erscheine, die Ausstellung des Todten hier unter freiem Himmel zu verlängern. Er ertheilte einigen Männern einen Wink, worauf diese die Leiche aufhuben, sie in einen zur ebenen Erde gelegenen Saal des Rathhauses trugen und nach seiner Anordnung dort auf einen Tisch niederlegten. Herr von Hautefort folgte ihr, etwas verwundert über die schleunige Ausführung eines Gebotes, das er nicht erlassen, ja dem er nicht einmal zugestimmt, und

ſprach dies, jedoch keineswegs in mißbilligender, ſondern nur in leicht befremdeter Weiſe aus.

„Nicht Sie und nicht ich, die Vernunft erheiſcht es, mein Herr,“ erwiederte der Arzt kühl. Er blieb an der Schwelle ſtehn, bis die Rathsherrn und der Landmann, der zuvor die kurze Aufklärung ertheilt, ebenfalls den Saal betreten, dann ſchloß er die Thür, winkte dem Letztgenannten und ſagte: „Erzählt, was Ihr von dem Todten wißt.“

Der Bauer, der ſeine Redſeligkeit bis auf dieſen erwarteten Moment aufgeſpart, berichtete mit geſchwätziger Weitſchweifigkeit. Er begann mit dem Grunde, weshalb er mitten in der Nacht aus ſeinem Dorfe aufgebrochen ſei, um in die Stadt zu gehn, was ſein Weib geſagt, wie ſie ihn vor der Unſicherheit des Weges gewarnt und er ihr erwidert, er habe in ſeinem Leben noch nichts beſeſſen, was einen Bettler reizen könne, ihn darum todtzuſchlagen. Der Vicomte ward ungeduldig und fiel ein: „Was geht uns Deine Lumpenwirthſchaft an, erzähle die Hauptſache, meine Zeit iſt koſtbar.“

„Die meinige auch,“ entgegnete Lacordaire, „denn ſie gehört meinen Mitmenſchen. Doch gegenwärtig iſt es meine Pflicht, zu hören; übereilt deshalb nichts und fahrt fort.“

In Herrn von Hauteforts Zügen malte ſich ſprach-

loſes Erſtaunen, die Rathsherren wandten verlegen die Köpfe, der Landmann ſtockte noch einen Augenblick, räuſperte ſich und murmelte: „Wenn Euer Gnaden erlauben —“

„Ich verlange es von Euch, als Eure Schuldigkeit“, unterbrach der Arzt ihn beſtimmt.

Es war einige Secunden lang todtenſtill in dem großen öden Raum und die letzten Worte vibrirten eigenthümlich von den leeren Wänden zurück. Niemand konnte ſich Rechenſchaft davon geben, was es ſei, das ihn ſonderbar dabei berühre, doch alle empfanden es, und Herrn von Hauteforts Augen gingen unwillkürlich an denen des Sprechers vorüber, als ſie dieſe mit ruhiger Sicherheit auf ſich gerichtet ſahen. „Nun wohl, ſo erzähle!“ ſagten die Lippen des Seigneurs mechaniſch, und der Bauer fuhr fort.

Als er, noch zwiſchen Mondlicht und Tagesgrauen, ungefähr in die Mitte ſeines Weges gekommen, habe er unweit dieſſeits der Brücke, mit der die Landſtraße über die Loire führe, ein reiterloſes Maulthier ſtehen geſehn und wie er darauf zugeſchritten, bemerkt, daß es an allen Gliedern zittere. „Wo kommſt denn du her, Baſtard, biſt du weggelaufen?“ fragte er und hatte ihm gedankenlos den Hals geklopft. „Ja, nun wird's Schläge geben, tröſte dich, Grauer, wir ſind von unſern Herrn auch daran gewöhnt und liefen gern weg, wenn wir's nur könnten.“

Da sei das Thier, als ob es Vertrauen zu ihm gefaßt, plötzlich wiehernd quer über die Straße gegangen und habe an der Steinbrüstung hin seinen langohrigen Kopf witternd auf die Loire hinunter gestreckt. „Möchtest saufen?" sagte ich; „ja das ist's eben, es giebt nichts mehr, wenn man fortläuft, und die Kinder stehen an der leeren Krippe." Und während deß machte er es ebenso und steckte den Kopf über das Steingeländer und sah, wie unten das Wasser weiß schäumte und quirlte. Anfänglich nahm er keinerlei Absonderlichkeit dabei wahr, aber dann kam's ihm drunten im Zwielicht curios vor, als habe der Fluß, der sich durch eine Felsklippe zwängte, an einer Stelle eine andere, unbestimmte Farbe und dicht daneben befand sich, wie einer der aus dem Strudel ragenden grauen Steinplatten aufgemalt, ein eigenthümlich geformter, ganz kohlendunkler Fleck.

Der Sprecher berichtete es in wunderlich confusestem Erzählungsstil und mit breitester Genauigkeit jedes geringfügigen Umstandes, aber trotzdem unterbrach der Vicomte ihn nicht wieder. Endlich hatte der Bauer, von Neugier gereizt, hinabkletternd das Wasser des Flusses erreicht, entdeckt daß der Gegenstand seiner Betrachtung ein todter Mensch, muthmaßlich der Besitzer des Maulthiers und ein Herr aus der Stadt gewesen, und seine Erwägungen und Bedenken wiederholt, ob es nicht für ihn gerathener sei,

ruhig seines Weges weiter zu ziehn und von der ganzen Sache keine Notiz zu nehmen, um nicht etwa selbst in den Verdacht zu gelangen, den Herrn da umgebracht und beraubt zu haben. Bei dieser Berathschlagung jedoch waren seine Hände zufällig in die Taschen des Verunglückten gerathen, die ihm ein nicht unbeträchtliches Gewicht zu enthalten schienen, und hatten eine so beträchtliche Goldsumme, wie er sie noch niemals irgendwo zu Gesicht bekommen, darin entdeckt. Da nun sein Verstand ihm gesagt, daß er bei Ablieferung derselben nicht mehr Gefahr laufe, als Räuber angesehn zu werden, so habe er mit Anstrengung aller Kräfte den Todten aus der Tiefe bis auf die Landstraße hinaufgeschleift und dort auf das auch ziemlich bald erfolgte Vorüberkommen Anderer gewartet.

Herrn von Hauteforts Interesse an der Erzählung hatte sich sichtlich in der letzten Minute noch wesentlich gesteigert, dennoch harrte er schweigend den noch weitgedehnten Schluß derselben ab und nahm erst dann das Wort.

„Du hast eine Summe in Gold bei Herrn Demogeot gefunden? Wie hoch beläuft sie sich?"

Der Arzt versetzte statt des Angeredeten und mit der Hand auf einen Nebentisch deutend: „Sechstausend Livres."

„Seltsam", entgegnete der Seigneur. „Sie gehören mir; es ist grade die Summe, die er von seinem Pacht-

contract in diesem Jahre nicht entrichten zu können erklärte. Aber trotzdem ist es mir äußerst unlieb, mich genöthigt zu sehn, für einen Nachfolger Sorge zu tragen."

Der Schmerz des Vicomte über den Tod des Advocaten war offenbar kein herzzerreißender und er mochte empfinden, daß er den Grund seiner Gemüthsbewegung etwas zu unumwunden ausgesprochen habe, denn er setzte ziemlich schnell hinzu:

„Das aus dem Bericht und der angeführten Thatsache hervorgehende Erfreuliche ist jedenfalls, daß ein trauriger Unfall, doch kein Raubanfall stattgefunden hat, der mich, da er sich auf der Landstraße Seiner Majestät und innerhalb meines Gebietes ereignet hätte, auf's Aeußerste betrübt haben würde. Doch in Gottes Hand stehen wir alle, meine Herren, und niemand vermag die Gründe zu erforschen, wonach er unser Schicksal lenkt. Ich betrachte Herrn Demogeot, obwohl er in keinem directen Unterthanenverhältnisse zu mir gestanden, als meinem Schutze empfohlen und erachte es als meine Pflicht, zu den Kosten eines ehrenvollen Begräbnisses und Denkmales für denselben beizutragen, worüber ich mich nach meiner Rückkehr von Lyon, wohin mich der Befehl Seiner Majestät, hoffentlich nur für kurze Zeit, ruft, zu unterrichten bitte. Der Pfarrer meines Schlosses, Herr Guéraud, der mit dem Verewigten durch Gleichheit der Anschauungen

und Bestrebungen verbunden war, wird es sich zur Ehre anrechnen, die Grabrede bei der Bestattung Herrn Demogeot's zu halten, der ein von mir geschätzter, einsichtsvoller und erfolgreicher Verwalter meiner Güter war und von dem ich mit der Trauer Abschied nehme, welche die Nachricht seines unerwarteten Todes überall auf meinen Besitzungen erregen wird."

Der Einzige, auf den unter den Versammelten dieser ehrenvolle Nekrolog von den Lippen des Vicomte Marcelin von Hautefort keinerlei Eindruck übte, war der regungslos ausgestreckte Empfänger der gräflichen Lobeserhebung selbst, welcher der Natur der Dinge und „Gottes unerforschlichem Rathschluß nach" nichts davon vernahm und sich ebensowenig im Geringsten darum kümmerte, daß der Sprecher bei den letzten Worten die Hand nach den auf dem Nebentisch befindlichen und, wie er bereits mitgetheilt hatte, ihm angehörigen Goldrollen ausstreckte. Auf den Gesichtern der Mehrzahl der Rathsherrn lag unverkennbar eine schmeichelhafte Befriedigung über die ihrem verstorbenen Mitbürger von hochgebornem Munde ausgesprochene Anerkennung, durch die sie in dem Moment eine Stufe des ungeheuren Abstandes zwischen sich selbst und dem gräflichen Redner verringert fühlten. Nur um die Mundwinkel des Arztes zuckte es in ähnlicher Weise, wie zuvor, als er vor dem Stadthause seine Augen abwechselnd und wie

Vergleich anstellend auf den Vicomte und die verstummte Volksmenge gerichtet. Sein scharfer Blick nahm zugleich die Armbewegung Herrn von Hautefort's wahr, und die Hand auf den goldgestickten Aermel des letzteren legend, sagte er, dem jetzt in stummer Neugier dreingaffenden Bauern zugewendet:

„Es ist gut; Ihr könnt gehen. Doch wartet draußen, ob wir Eurer noch wieder bedürfen."

Die Miene des Landmanns drückte seine Unzufriedenheit aus, den Saal verlassen zu sollen, doch kaum eine Secunde lang, dann hatte er mit einem linkischen und scheuen Compliment, nicht vor dem Schloßherrn sondern vor Lacordaire, dem Gebot gehorcht und war verschwunden. Herrn von Hautefort's Miene dagegen bekundete grenzenloseſtes Erstaunen. Er sah bald auf seinen Aermel, bald auf die Hand, welche noch immer auf demselben ruhte, und schien das Erwachen aus einem Traum oder mindestens die Auflösung eines unbegreiflichen Räthsels zu erwarten. Statt dessen aber sagte der Arzt in kalt ironischem Ton:

„Ich bedaure, Ihnen mittheilen zu müssen, daß Sie Grund haben, sich nachträglich in Ihrem Namen und in dem Seiner Majestät auf's Aeußerste zu betrüben, Herr von Hautefort, denn dieser Mann ist nicht durch einen Zufall verunglückt, sondern er ist ermordet worden."

„Ermordet?“ wiederholte der Angeredete stotternd. „Unmöglich! Großer Gott! Von wem? Sie täuschen sich! Und weshalb?“

„Sie selbst behaupteten vorhin das Gegentheil, Lacordaire,“ fiel einer der Rathsherren unwillig ein.

Der Arzt zuckte die Achsel. „Weil Ihre Unklugheit am unrechten Orte mein Urtheil verlangte. Wollten Sie selbst etwa für die Mörder gelten? Ich hätte Sie mit einem Worte dazu machen können.“

Die in geringschätzigem Tone Abgefertigten sahen sich verdutzt untereinander an, Lacordaire fügte hinzu:

„Es liegt eine Krankheit in der Luft, von der Ihre Sinnesorgane nichts wahrnehmen. Sie wird uns alle befallen, so daß wir durch sie von einem Uebel genesen, das uns von der Geburt anhaftet, oder an ihr sterben. Dieser Todte aber ist an keiner Krankheit gestorben und an keinem Zufall, sondern er ist, wie ich Ihnen gesagt, von anderer Hand getödtet worden.“

Die Worte klangen so unumstößlich, daß niemand etwas darauf erwiederte. Nur der Vicomte wiederholte noch ungläubig wie zuvor: „Aber weshalb? Von wem?“

„Weil er ein Schurke war,“ versetzte der Arzt kalt. „Die Hand, die ihn getödtet, hat es nicht gethan, um ihn zu berauben, sondern um eine Vergeltung an ihm zu üben, vielleicht um sich vor einem drohenden Uebel

zu sichern. Von wem, vermögen Sie besser zu ergründen als ich, wenn Sie in Ihrem Gedächtniß nachsuchen, wen auf Ihren Gütern die Habgier und Gewissenlosigkeit des Todten am Grausamsten bedrückt, am Wildesten zur Verzweiflung gebracht hat. Suchen Sie unter den Besten Ihrer Untergebenen, denn es ist keiner der Schlechtesten, der sich dieses Verbrechens schuldig gemacht."

Herr von Hautefort fühlte sich wie in einem Zustande vollkommener körperlicher und geistiger Erstarrung. Er zweifelte noch immer, daß er wirklich höre, denn es erschien ihm undenkbar, daß es ihm gegenüber eine solche Redeweise auf der Erde geben könne. War das überhaupt die Sprache eines Menschen? Die Majestät des Königs selbst hätte nicht derartige Worte an ihn gerichtet. Und wie der Vicomte die Augen aufschlug, den Sprecher mit einem Blick zu vernichten, traf er in ein so festes und dabei so gleichgültiges Gesicht, als spiele der Besitzer desselben mit einer buntcostümirten Drahtpuppe, die er willenlos mit seinen Fingern hin und her lenke, wie es ihm gut dünke. Der Blick des Seigneurs war noch niemals so verwirrt von irgend einem Gegenstande zurückgewichen und er ertappte sich darauf, daß er in der That dem unverschämten Ansinnen, das an ihn gestellt worden, mechanisch nachkam und darüber dachte oder denken wollte, wen von seinen Untergebenen er der Urheberschaft des begangenen Ver-

brechens für fähig erachten könne. Es nahm ihn nur Wunder, daß der Arzt die That wirklich mit dieser Bezeichnung belegt hatte, da die Empfindung in ihm lebte, daß es nach der namenlosen Frechheit seines Auftretens gegen einen der ersten Seigneurs Frankreichs, gegen ein Mitglied des großen Parlaments von Lyon, ja gegen einen persönlichen Freund Seiner Majestät des Königs für jenen überhaupt gar kein Verbrechen mehr auf der Welt zu geben vermöge. Dem Vicomte trat unter der Perrücke der Schweiß auf die Stirn; seine Gedanken quirlten sich durcheinander. Eine Ideenverbindung mit der regungslosen Leiche vor ihm erregte ihm den Eindruck, als ob er hülflos unter eine Mörderschaar gerathen, und zugleich dachte er, daß es, wie derselbe Demogeot es ihm noch gestern an's Herz gelegt, in der That Zeit sei, der aufwuchernden Pöbelhaftigkeit des gemeinen Volkes gegenüber die von edlen Vorfahren unentweiht überkommenen, geheiligten Vorrechte mit unerbittlicher Strenge, ja mit Galgen und Rad hinfort zu wahren. Er machte sich Vorwürfe über seine Leutseligkeit, seine Herzensgüte, seine väterliche Sorge für das Wohl seines lebendigen Eigenthums, aber dazwischen sann er vergeblich nach dem Namen irgend eines seiner Untergebenen umher und konnte unbegreiflicher Weise grade in diesem Augenblick sich von Tausenden kein einziges Gesicht deutlich

gegenwärtigen. Von dieſer verwirrenden Vielfältigkeit ſeiner Gedanken nahm der Anſtifter derſelben jedoch nicht die geringſte Notiz. Er war wieder an den Todten herangetreten, legte ſeine Hand kaltblütig und berufsmäßig auf den kahlen Scheitel der Leiche und ſagte, ohne eine Erwiederung des Schloßherrn abzuwarten:

„Dieſer Mann ritt auf dem draußen befindlichen Maulthier. Er hörte ein Geräuſch hinter ſich auf der Straße und war ſogleich argwöhniſch, daß ihm eine Gefahr drohe, denn er hielt an und zog eine Piſtole aus dem Sattelgurt. In ungewiſſem Licht erkannte er eine Weile den Herannahenden nicht und erwartete ihn mit geſpanntem Hahn. Auf das in der nächtlichen Stille vernehmliche Knacken des letzteren hin, entgegnete der Ankömmling mit einem Gruß, der dem Reiter eine bekannte Stimme offenbarte und ihn gleichzeitig von jeder Beſorgniß erlöſte, denn er ſteckte die Waffe, deren er nicht mehr bedurfte, zurück. Aber er war mehr oder minder berauſcht, ſo daß er vergaß, den Hahn vorher in Ruh zu ſetzen, und die Piſtole nicht an den rechten Ort brachte, ſondern ſie, die Taſche verfehlend, in eine zufällige Lücke unter den Sattel ſchob. Der Fußgänger ſchritt jetzt neben dem Maulthier her und knüpfte ein Geſpräch an, in welchem der Reiter ſich muthmaßlich darüber wunderte, jenem um dieſe Zeit an der Stelle zu begegnen. Der unerwartete Begleiter war

ihm sowohl durch seine Beziehungen zu ihm vollkommen unverdächtig als auch durch den Mangel irgend eines als Waffe möglicherweise zu verwerthenden Gegenstandes. Er trug mithin unverkennbar ein weites Gewand, unter welchem er dasjenige verbarg, was dem Advocaten, in offener Hand gehalten, erneuertes Mißtrauen eingeflößt hätte. Nun entspann sich in Folge des erwähnten Gesprächs eine Disputation über die Stunde, in welcher der Reiter das that, wozu der Andere ihn zu veranlassen suchte, nämlich, um den Beweis für die Richtigkeit seiner Behauptung zu führen, seine Uhr zog. Dabei drehte er sich, das Zifferblatt besser unterscheiden zu können, gegen den Mond, und diesen Moment benutzte der Fußgänger ein breitschneidiges und schweres Beil unter seinem Gewande hervorzuziehen und damit sicheren Schlages auf den Beschäftigten zu zielen. Er traf ihn hier an der Schläfe, das Beil glitt ab und verletzte leicht die Finger der erhobenen Hand, zertrümmerte das Glas der Uhr, welche diese hielt, und grub sich mit der blutigen Schneide noch in den Metallrand des Gehäuses ein. Trotzdem tödtete der Streich den Getroffenen nicht, sondern betäubte ihn nur, denn er krümmte instinctiv den andern Arm als Schutzwehr gegen nachfolgende Hiebe vor den Kopf, während er wahrscheinlich zugleich nach seiner Schutzwaffe tastete, sie aber nicht in der Satteltasche, an der seine Finger leichte Blutspuren hinterließen, fand. Dem

Angreifer jedoch war nach dem ersten Schlage, von dem er anderen Erfolg erwartet, nicht der physische, doch der moralische Muth entfallen, die Brutalität eines Beilhiebes auf den Halbtodten zu wiederholen. Er warf die Mordwaffe entsetzt zu Boden, allein er hatte sich zu seinem Vorhaben umsichtig ausgerüstet und besaß unter seinem Gewand noch eine lange, haarscharfe Dolchklinge, die er dem in's Bewußtsein Zurückkehrenden hastig hier an der einzigen entblößten Stelle seines Körpers in die Mitte des Halses stieß. Der Tod trat auf den Stoß fast sofort ein, der Getroffene sank auf dem Rücken seines Maulthieres zusammen, das der Mörder am Zügel faßte und eilig an den Rand der Straße lenkte, über deren Brüstung er auf diese Weise ohne übermäßiges Aufgebot von Kraft den Getödteten in das Flußbett hinunter zu schleudern oder fast durch seine eigene Schwere stürzen zu lassen vermochte. Alle Werthgegenstände ließ er ihm, denn er war kein Räuber, sondern in seiner irrigen Vorstellung ein Rächer, der ein menschliches Recht ausübte und vollzog. Auch meine Vorstellung von dem Sachverlauf kann irrig sein, denn sie ist menschlich, aber ich habe sie dargelegt, wie sie sich mir aus der Betrachtung und Erwägung des Befundes zu ergeben scheint."

Der Arzt schwieg. Er hatte, wo er Belege für seine Aufstellungen anzog, diese jedesmal in kurz demonstrativer

Weise mit der Hand gedeutet. Der Todte und die Handlung, welche diesen des Lebens beraubt, waren ein Object seines Scharfsinns, nicht seiner Theilnahme. Gesetz und Gerechtigkeit erheischten Bestrafung des Thäters und er war verpflichtet, jenen nach Kräften Vorschub zu leisten. In umgekehrtem Verhältniß, wie man bei einer verbotenen Handlung dieser selbst, weil sie zufällig auch dem Gemeinwohl förderlich gewesen, sich freuen kann, obwohl man den Ausübenden verachtet, verzieh er gleichsam persönlich demjenigen, der den Anlaß seiner Erörterungen gegeben, aber er verabscheute den Mord und that das Seinige, ihn nicht ungestraft zu lassen. Jeder der Zuhörer empfand es, obgleich es unausgesprochen war, ebenso gut, wie er von der Richtigkeit der Schlußfolgerungen überzeugt worden. Und jeder empfand daneben, daß etwas Eigenthümliches, Unaussprechliches in dem ganzen Vorgang liege, der an Bedeutung weit über die Thatsache der Ermordung eines Advocaten aus Le Puy hinausrage.

Da Alles schwieg, zog der Vicomte seine Uhr zu Rathe, um seine Verlegenheit, was und in welcher Art er erwiedern solle, zu verbergen. Er erschrack etwas künstlich über die Auskunft, welche der Zeiger ihm ertheilte, und sprach aus, daß er dem Befehl Seiner Majestät zu Folge keine Zeit mehr verlieren dürfe. „Man wird die umfassendsten Untersuchungen anstellen," fügte er hinzu,

„um den Mörder zu ermitteln und ihn der ganzen Scheußlichkeit seiner Unthat gemäß zu richten."

Die Rathsherren verbeugten sich zustimmend. Sie hatten keine directen Befehle von dem Seigneur von Hautefort zu empfangen, aber es war selbstverständlich, daß sie, wenn er eine derartige Meinungsäußerung kundgab, ihre unbedingte Beipflichtung an den Tag legten. Nur der Arzt entgegnete:

„Ihre Aussagen würden zu diesem Behuf am erforderlichsten sein, da es ohne diese fast unmöglich sein wird, eine Erfolg versprechende Richtung einzuschlagen. Sie allein kennen auf's Genaueste die Maßnahmen, durch welche der Getödtete sich in solchem Grade Haß und Abscheu aufgeladen, daß sie sich in diese That umgesetzt haben. Im Sinne bürgerlicher und staatlicher Pflichten sind alle etwaigen Abhaltungen, die sich Ihnen entgegenstellen könnten, wegfällig —"

Das Maß des Erträglichen floß für den Vicomte Marcelin von Hautefort über. Er hob mit einer unnachahmlichen Bewegung des großen Herrn den Kopf und fiel ein:

„Seine Majestät der König ruft mich nach Lyon, Herr — ich bedaure, Ihren Namen nicht zu kennen."

„Die Vertreter des französischen Volkes beruft der König nach Versailles," erwiederte Lacordaire gelassen. „Sie sind unentbehrlich und sind die Aerzte, welche die

Geneſung des halbverfaulten Körpers Frankreich herbeiführen ſollen, nicht die Räthe eines altersſchwach und gemeinſchädlich gewordenen Parlaments. Deshalb fordere ich Sie auf, zu bleiben und einer wirklichen Pflicht, der Sie durch Zufall obliegen können, zu genügen, indem Sie dem Gerichte Mittheilungen machen, was Sie darüber wiſſen, wer ſich von dem Ermordeten auf Ihren Gütern in jüngſter Zeit in beſonderer Weiſe verfolgt oder bedrückt geſehn. Die Gerechtigkeit, die gegen alle, auch gegen Böſewichte, gleich iſt, das heißt das Volk von Frankreich, das den Neubeginn ſeiner Geſchichte nicht durch Strafloſigkeit eines Verbrechens bezeichnen will, verlangt es von Ihnen zu wiſſen, Vicomte von Hautefort, und ruft Sie zur Erfüllung einer Pflicht, die dem Geheiß des Königs vorgeht."

Es war wieder das eigenthümliche Zurückvibriren von den leeren Wänden des Saal's, das die Worte begleitete und ſich wie athemraubend auf die Bruſt des Seigneurs legte. Er blickte auf und wich ſcheu vor dem ſtrengen und zugleich ſtolz flammenden Ausdruck der Augen des Sprechers zurück, er ſtotterte, er trocknete ſich den Schweiß, er ſann, betäubt, irr, einer Ohnmacht nahe, ohne einen Grund für ſeine Haltloſigkeit zu wiſſen, und ein Blitz ſchoß ihm durch's Gedächtniß, daß er, faſt zitternd vor Freude eine Erwiederung hervorbringen zu können, antwortete:

„Mein Gott, ich vergaß — Herr Demogeot verlangte von mir — es muß sich bei ihm finden —"

Zum Erstaunen aller streckte er die Hand nach dem Todten und durchwühlte hastig die Kleidertaschen desselben. Doch vergeblich, denn er fand nicht, was er suchte, und er stammelte:

„Unbegreiflich — das Blanquet — wo ist es geblieben?"

„Ein Blanquet?" wiederholte der Arzt fragend.

„Ich unterzeichnete es ihm auf seine Forderung, um zwei gefährliche Verbrecher, die sich in der Gegend befinden — Rebellen gegen Seine Majestät — in Haft zu nehmen. In der That, sie hatten, wenn sie es wußten, das höchste Interesse, sich desselben zu bemächtigen, und sind unfraglich die Mörder. Man muß sie sogleich aufgreifen — aber wie konnten sie es wissen?"

Alle Würde des Seigneur's hatte den Sprecher verlassen, er redete und handelte aufgeregt wie ein Polizeihäscher, der seinem Vorgesetzten Rechenschaft ablegt. Um Lacordaire's Mund zuckte es sarkastisch und er sagte:

„Wäre ich ein Vogelflugdeuter, ich würde eine Weissagung diesem Haftbefehl entnehmen, der sich gegen seinen Träger gewendet und ihn selbst zur letzten Haft gebracht hat, daß die Haftbefehle von Versailles denen von Lyon folgen werden und in kurzer Frist keiner mehr die

Gerechtigkeit in Frankreich höhnen wird. Doch trotzdem bietet dieser vielleicht nach seinem verdienten Untergange noch einen Nutzen. Wie lauteten die Namen, auf welche er ausgefertigt war?"

Hatte der Arzt, der nicht einmal zu den Beamten der Stadt zählte, irgend welches Recht, solche Fragen, ein derartiges Verhör anzustellen? In wessen Namen, in welcher Vollmacht that er's? Der Vicomte fragte es sich empört, seine Zähne knirschten aufeinander, er leistete sich einen Schwur, sich der frechen und gemeinen Unverschämtheit gegenüber nur noch in stolzem Schweigen zu verhalten, und dennoch versetzten in demselben Moment stockend seine Lippen:

„Die Namen der Rebellen? Ich habe sie vergessen — d. h. er sagte sie mir — und wird sie später selbst hineingeschrieben haben —"

„Um nach eignen Gutdünken verhaften zu lassen, wen er wollte!" fiel Lacordaire ein. „Und diese Leute glauben, ein Gott habe sie auserwählt, um ein Volk von dreißig Millionen zu regieren."

Er sprach es mit unsäglicher Verachtung. Der Schloßherr raffte noch einmal alle Kraft zusammen und entgegnete, den Nacken aufrichtend:

„Wer sind Sie, der solche Sprache gegen mich zu führen wagt? Stehe ich etwa vor einem Tribunal hier als Angeklagter?"

„Ja, vor dem Tribunal der Vernunft, der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit, dessen Sprache jeder Bürger Frankreichs zu führen hat, wo Anklage wider den Schwachsinn, der Unrecht und Grausamkeit gebiert, erhoben wird. Sie stehn vor einem Tribunal, Vicomte von Hautefort, das die Sonne dieses Tages zum erstenmal erblickt, dem Sie aber und dem niemand fortan entrinnen wird, so weit das Auge der Sonne reicht. Vor einem Tribunal, das mit einem Wink Vergeltung an Ihnen für die Verbrechen üben lassen könnte, die Sie an der Majestät der Menschheit begangen, das aber nicht rächen will, sondern richten. Gehen Sie! Ihm entgehen Sie nicht, im Saale des Parlaments von Lyon wird es Sie suchen und vor seinen Stuhl fordern. Sie und jeder Ihrer Mitschuldigen, welchen Namen er auch tragen, welche Macht er sich verliehen glauben mag. Gehen Sie nach Lyon und verkünden Sie dort das Nahen des Gerichts!"

Der Arzt hatte deutend die Hand nach der Thür des Stadthauses ausgestreckt, durch die man das Stimmengeräusch des sich auf dem Marktplatz wieder dichter ansammelnden Volkes vernahm. Eine Todtenstille folgte im Saal, wie betäubendem Donner, der einen grell-herabzuckenden Blitz auf dem Fuße begleitet. Die Rathsherren standen wortlos, sich wie eine scheue Heerde zusammendrängend, unheimlich apathisch starrten die geöffneten Augen

des Todten zur gewölbten Decke des Gemachs. Auch die des Seigneurs erschienen wie glanz- und leblos, als habe die Hand des Todes ihn berührt, nur mechanisch regte noch ein Gedanke, der ihn, seitdem er sich in dem Saale befand, nicht verlassen, seinen Fuß und er streckte abermals den Arm nach den Goldrollen, die auf dem Nebentisch lagen. Allein wiederum klang ihm, ehe er das Object seines Trachtens zu erfassen vermochte, die Frage Lacordaire's entgegen:

„Was wollen Sie?"

„Diese Summe gehört mir —"

„Meines Wissens ist sie bei dem Advocaten Demogeot gefunden und gehört mithin den Erben desselben", fiel der Arzt kalt ein, indem er diesmal nicht nur den Aermel des Vicomte berührte, sondern rücksichtslos die Hand selbst ergriff und sie zurückschob.

Wer Herrn von Hautefort vierundzwanzig Stunden zuvor gesagt hätte, daß er sich mit eigener Hand um eine Rolle Goldes, um sechstausend Livres, streiten würde, wäre von ihm als irrsinnig betrachtet worden. Er erschien sich auch selbst so in diesem Augenblick und dennoch klammerte seine Hand sich darum, als sei es das Letzte, was ihr geblieben, würdelos, einem Bettler gleich, der um ein ihm zugeschleudertes Almosen ringt, und er stammelte, ein Wort gebrauchend, das zum erstenmal so lang' er lebte, über seine Lippen kam:

„Sie verlangen, daß jedem ſein Recht zukommt — dies kommt mir zu, es iſt mein's — Sie haben kein Recht, es mir zu nehmen. Der Advocat hat mich darum betrogen, er ſollte es mir bezahlen — er war ein Schurke —"

Der ehrenvolle Nekrolog, den der Seigneur Herrn Demogeot vorher gewidmet, erhielt durch das letzte Wort einen ſonderbaren Nachtrag. Der Arzt faßte es mit einem bitteren Lachen auf und entgegnete:

„Ihre Erkenntniß reift, Vicomte von Hautefort, und dieſe Stunde iſt keine nutzloſe für Sie geweſen. Vielleicht gelangen Sie, bevor Sie nach Lyon kommen, auch noch zur Selbſterkenntniß. Doch mangelt Ihnen zunächſt hier noch Eins, das Bewußtſein deſſen, worauf die Ordnung der menſchlichen Geſellſchaft ruht, daß das Eigenthum heilig iſt, auch das des Schurken. Beſitzen Sie eine Forderung an den Nachlaß deſſelben, ſo wird, wenn dieſe begründet erfunden wird, das Gericht ſie Ihnen zuſprechen. Für jetzt aber nehmen dieſe Herren, als die geſetzlichen Wahrnehmer des Rechtes dieſe Summe unter ihre Obhut."

Mit denjenigen, von welchen er ſprach, war in der letzten Minute eine Veränderung vorgegangen. Sie hatten mit ungläubigem, furchtſamem Staunen der Kühnheit ihres Mitbürgers und der ohnmächtigen Verwirrung des Edelmanns beigewohnt, von dem ſie in jedem Moment erwartet, daß er jenen in irgend einer unvorzuſehenden

Weise zerschmettern, mit Gewalt fortführen lassen und zu entsetzensvollen Strafen verurtheilen würde. Statt dessen stand ein einzelner Mensch da, gleich ihnen selbst, ja einem angeklagten Verbrecher gleich, antwortlos vor den strengen Worten eines Einzelnen aus ihrer Mitte, der noch weniger Befugniß besaß im Tone eines Richters zu sprechen, als sie selbst. Schamgefühl, Aerger und eine dunkle, namenlose Besorgniß vor dem, der an ihrer Stelle das Wort geführt, stieg ihnen zugleich in's Gesicht, sie näherten sich wieder und ein Gemurmel erhob sich unter ihnen: „Er hat Recht — wir sind die Wahrnehmer des Rechtes — es ist unsere Pflicht, den Nachlaß des Todten in Obhut zu nehmen."

Ein geringschätziger Blick Lacordaire's streifte sie. Er bedurfte ihres Beistandes nicht mehr, denn der Vicomte Marcelin von Hautefort hatte von selbst auch seine letzte Absicht fahren lassen und ging schwankend auf die Thür des Stadthauses zu, die er mit zitternder Hand zu öffnen, kaum Kraft besaß. Einer der Laquaien in den Scharlachröcken hob ihn in den Wagen, dessen breiten Auftritt sein Fuß verfehlte — „Platz! Platz! donnerte die Stimme des Kutschers der Menge zu, die wieder ehrerbietig, ihre Kopfbedeckung herabreißend, zurückwich. Die Sonne stand leuchtend, wolkenlos im Mittag wie gestern, doch den Seigneur durchfröstelte es vom Scheitel bis zur Sohle hinab. Seine Lippen wollten ein Wort murmeln, dessen

Anfang wie: „Rache“ klang, doch sie hielten müd' in der Mitte desselben inne und sein Blick schweifte ausdrucks- und wahrnehmungslos, gläsern über die entblößten Köpfe. Zusammengesunken, gebrochen lag er, einem Sterbenden gleich — er hörte noch hinter sich vom Stadthause her die laut über den Markt schallenden Worte des Arztes:

„Geht in eure Häuser, an eure Arbeit, wie es Bürgern ziemt! Die Gerechtigkeit wacht, sie wird untersuchen und keinen Frevel ungestraft lassen, doch auch keinen, der sich gegen die Ordnung und ihre Handhaber auflehnt!“

Dann rief eine Stimme im Hintergrunde, doch ohne Anklang zu finden: „Es lebe das Volk und die Freunde des Volk's! Tod den Aristocraten!“

Der Vicomte Marcelin von Hautefort hörte es nicht mehr. Die seit Kindertagen ihm altvertrauten Gassen der Stadt, die sein Wagen durchrollte, kamen ihm fremd vor, als sähe er sie zum erstenmal, und er fuhr in die veränderte Welt hinaus. Die Lerchen schmetterten über dem Wege, der sich langsam zum Gebirg emporhub, tief und knechtisch bogen sich auf der Landstraße von der dahinstiebenden Carosse überholte Bauern vor dem vorüberblitzenden Goldschimmer in den Staub. Doch der, welcher diesen verbreitete, hörte es nicht und sah es nicht. Er lag geschlossenen Auges und schlief; dann spielte ein Lächeln um seinen Mund, denn ein Traum hatte ihn weit

zurückgetragen und er war ein Knabe, den ſein Vater zum erſtenmal an der Hand in einen Kreis glanzprangender, vornehm blickender Herren und Damen hineinführte. Er ſah ſich mit dem zierlichen Degen an der Seite, das Gefäß deſſelben, ſeine Schuhe, die Agraffe ſeines Mäntelchens mit Juwelen beſetzt; die Herren und Damen, die er durchſchritt, ſtanden alle in gebeugter Haltung und plötzlich ſagte eine Stimme: „Der Herr Vicomte Marcelin von Hautefort", und er ſtand, noch immer von ſeinem Vater geleitet, doch ſonſt ganz allein, vor einem mit Gold und Purpur bedeckten erhöhten Seſſel, auf dem ein anderer Knabe, vielleicht doppelt ſo alt wie er ſelbſt, vom Haupt bis zum Fuß in einen weißen Hermelinmantel gehüllt, ſaß. „Knie nieder vor Seiner Majeſtät", flüſterte der Vater, und er that's, und König Ludwig XV. reichte ihm die Kinderhand zum Kuſſe hinab. Doch es war ihm nicht zuvor geſagt, oder er hatte es vergeſſen und war noch zu klein, es aus ſich ſelbſt zu verſtehen, und er ergriff die königliche Hand mit der ſeinen. Beſtürzung, grenzenloſer Schreck durchlief die Reihen des Hofes, ſein Vater wollte ihn entſetzt zurückreißen — da ſagte der Knabe auf dem Throne lachend: „Du haſt Recht, denn Du biſt ein Edelmann wie ich — — —"

Noch einmal in dieſem Leben öffnete der Vicomte Marcelin von Hautefort die Augen. Er fühlte einen

heftigen Stoß, der ihn jäh aus dem Traume aufriß und ihm eine Secunde lang im dämmernden Grau des Abends eine gähnende Abgrundstiefe zeigte, über die sein Kopf hart am Rand der Gebirgsstraße hinaushing. Er sah noch mit einem Blick, daß durch einen, bei der Beschaffenheit des mit kleineren und größeren Steinblöcken bedeckten Weges nur zu leicht begreiflichen Unglücksfall die Pferde ihre Stränge zerrissen hatten, daß die Diener und der Kutscher abgesprungen waren, da der Wagen haltlos dem Felssturz zurollte. Es war auch für ihn noch nicht zu spät, wenn er keinen Moment verlor, und sie schrien alle, und er stützte die Hand unwillkürlich auf den Rand des Kutschenschlages, das todbringende Gefährt zu verlassen. Allein ein Gefühl kam über ihn, als sei der Arm gebrochen, und gehorche ihm nicht mehr, ja als brauche er es auch gar nicht, da er ihm nicht mehr gehöre, und im selben Moment schloß er, müd' den Kopf zurücklehnend, wiederum die Augenlider und wiederholte traumselig mit einem Lächeln auf den Lippen: „Denn Du bist ein Edelmann wie ich — —"

Ein greller Aufschrei der Laquaien, ein krachend schetternder, noch eine Weile nachhallender Sturz — und es war gut für ihn.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Auch über dem felsumschlossenen Thal von Hautefort stand die Mittagssonne, wie sie es vierundzwanzig Stunden zuvor gethan. Der dreiköpfige Cerberus warf seine staubflimmernden Wasserstrahlen, die hochgeschürzten Götter und Göttinnen Griechenlands blickten von den Zinnen des Schlosses auf ihre Ebenbilder zwischen den quadratisch verschnittenen Hecken herab. Gelbrothe Falter gaukelten und kurze bläuliche Schatten lagen überall. Wie gestern ragten die düsteren Trümmer von Capdeul und fern gegen Ost der noch weiße Gipfel des Mezin in's Blau.

Es war Mittagsstunde und die Bauern des Dorfes schritten von den Feldern ihren Wohnungen zu. Nichts hatte sich an ihnen verändert, als daß hie und da Einer gegen sonstige Gewohnheit anhielt und auf einen Anderen, sich dem gleichen Wege Zunähernden, wartete. Dann gingen sie nebeneinander her.

„Es scheint, daß Herr Demogeot wirklich todt ist“ sagte der Erstere. Eine Weile verging, ehe der Zweite erwiederte: „Die heilige Jungfrau verhüte es!“ Und wieder eine Weile, dann fragte jener: „Warum? Es ist ein Glück für uns, denn er war schlimm.“

„Du bist noch sehr jung“, versetzte der Aeltere, sich umblickend, und es blieb still, bis der Jüngere abermals fragte: „Warum?“ — „Weil Du noch nicht weißt, daß auf das Schlimme das Schlimmere kommt.“

„Was soll denn ärger werden?“

„Narr! Herr Demogeot war reich, denn er hatte uns aufgefressen. Sein Nachfolger ist vielleicht arm und hat jedenfalls Hunger.“

Sie hatten das Dorf erreicht und ihre Wege trennten sich. Der Jüngere sagte:

„Es ist seltsam, daß wir die Fäuste haben und sie die Herren sind.“

„Ich glaube, Du hast Lust ewig im Fegefeuer zu sitzen“, entgegnete der Andere. Der Junge zuckte die Achsel und warf einen Seitenblick nach dem Hügel, auf dem die Kirche stand; ohne Abschiedsgruß gingen sie auseinander.

Vor seiner Thür saß wie gestern auf einem Klotz der Bauer Gouton. „Was macht Eu'r Weib?“ fragte der Vorüberkommende.

Der Alte blickte nicht auf. „Sie ist gestorben.“

„So schnell? Wie kam's?“

„Aus Schreck, wie sie mich abholten — dahin.“

Er wies auf's Schloß. „Sie hat's gut, und Ihr auch. Nun könnt Ihr wieder heirathen, Gouton.“

Es war ein grausamer Spaß, der Sprecher wußte es, und schnitt in's Herz. Aber es that wohl, auch 'mal Einem weh zu thun, ohne Grund, nur um den Stachel einen Augenblick sich selbst herauszureißen und einem Anderen in's Fleisch zu drücken. Der Alte antwortete nicht; er warf mit Steinchen, die er vom Boden gerafft, nach einem Pfahl und machte jedesmal mit der Fußspitze einen Strich in die Erde, wenn er getroffen. Die Kinder kamen wie Tag's zuvor vom Bach und stürmten zum Mittagsessen. Auch die rothe Gabriele kam. Sie heulte und erzählte jedem ihr Leid. „Ich hätte mich gern peitschen lassen, wenn er nur noch am Leben wäre. Er war nie geizig gegen mich, und nun komme ich nicht zu ihm und bekomme die Kleider nicht.“ Niemand hörte auf sie, nur der Alte hielt in seiner Beschäftigung inne und fragte:

„Ist's wahr, daß sie Dich heute Nacht ersäufen wollten?“

Sie nickte. „Ich bin noch nicht trocken.“

„Und warum?“

Nun lachte sie widerwärtig. „Aus Spaß! Einen Spaß nach dem andern. Die Männer sind so.“

Er rief ihr das nämliche Schimpfwort zu, mit dem sie am Morgen an den Pfahl geschnürt die Wuth Mademoiselle Jeannette's gereizt hatte, und warf das Steinchen, das er in der Hand hielt, nach ihrem Leib. Lachend lief sie fort und er stand auf und trat, unter dem niedrigen Eingang den Kopf bückend, in seine Hütte, in der seine todte Lebensgenossin lag.

Auf dem sonnenheißen Schloßhof, auch wie gestern, standen Mademoiselle Jeannette und Mademoiselle Zoë. Sie langweilten sich, denn der schöne Henri war fort und auch ein Theil der rothberockten Läufer und Laquaien fehlte. Dazu hatte das verfehlte Morgenschauspiel, für das sie mit der Sonne aufgestanden und volle Toilette gemacht, sie verstimmt. Aber der Tag bot dafür unerschöpflichen Gesprächsstoff: Die plötzliche Abreise des Seigneurs, der Tod Herrn Demogeot's, die Ankunft Urbain Guéraud's. Die Abwesenheit des schönen Henri schien einen beschwichtigenden Einfluß auf ihre Lust an Meinungsdifferenzen geübt zu haben. Sie fanden die Gestalt und Uniform des Neffen Herrn Guéraud's beide tadellos, doch sein Gesicht durchaus nicht anziehend und seine Art nicht vornehm. Es war kein Wunder, denn er war nicht adlig, man sah es ihm auf den ersten Blick an.

„Er ist Offizier, allein ihm fehlt das je ne sais quoi der Tournüre", sagte Mademoiselle Jeannette, „das man sich nur durch die Geburt oder durch steten aristokratischen Umgang aneignet. Es ist Schade um ihn, doch Monsieur Henri besitzt mehr davon als er."

Mademoiselle Zoë meinte: „Ich begreife nicht, daß der König solche Leute unter seine Offiziere zuläßt, es ist eine Verschlechterung der Sitten." — „Unser Zeitalter verliert überhaupt an Würde", replicirte ihre Genossin, „und es ist unsere Aufgabe, die Erhaltung des guten Anstandes zu wahren. Die Geschmacksverirrung des Herrn de Laval ist unverzeihlich."

Mademoiselle Zoë lachte. „Es ist ein starker Geschmack, der nur die Hauptsache in's Auge faßt." — „Fi donc, sind wir Kinder?" fragte die Andere; „es ist eine Erniedrigung unseres Standes und ich verabscheue diesen Urbain Guéraud schon deshalb, weil er uns den Schimpf angethan, die Bestrafung solcher Schamlosigkeit zu verhindern."

Der Fächer der Sprecherin bewegte sich einige Secunden ziemlich alterirt. „In der That, er geberdete sich, als ob er der Herr sei, der zu bestimmen habe", versetzte Mademoiselle Zoë, „und in der Verwirrung über die Nachricht vom Tode des Herrn Demogeot hatte Niemand die Geistesgegenwart, ihn zu hindern. Selbst der Seigneur war bestürzt

und mehr noch über den Brief, den jener ihm gebracht. Ich vergaß, was enthielt er eigentlich?"

„Nachrichten aus Paris. Der Pöbel wird wieder einmal hungrig sein und man wird mit Kanonen auf ihn schießen. Ich habe derartige gemeine Auftritte schon mehrmals dort erlebt. Das sogenannte Volk hat keinen andern Gedanken als zu essen. Ich hasse alles Gemeine, weil es mir unbegreiflich ist."

Mademoiselle Jeannette sprach es mit einem verächtlichen Zucken ihrer zierlichen Schulter. Doch sie lächelte sogleich wieder und setzte hinzu:

„Uebrigens war die letzte Nacht eine sehr interessante. Herr Demogeot ist in die Loire gestürzt. Herr de Laval hat einen anstrengenden Spaziergang gemacht, in Folge dessen er noch jetzt ermüdet ist und schläft, und Comtesse Diana hat nicht in ihrem Bett geschlafen."

Die Zuhörerin öffnete ihre Augen weit. „Unglaublich!"

„Was?"

„Sie sah nicht im Geringsten überwacht aus."

„Warum sollte sie es auch? Ich sagte nicht, daß sie nicht geschlafen."

„Ich habe sie für eine Heilige gehalten."

„So lange Heilige leben, besitzen sie Fleisch und Bein", antwortete Mademoiselle Jeannette, sich mit halb-

geſchloſſenen Lidern knarrend in ihren Stöckelſchuhen wiegend. Sie ſummte zwiſchen den Lippen hindurch dazu:

„Le coeur que tu m'avais donné,
Mon doux ami, en gage,
Ne l'ai perdu, ni détourné
Ni mis à mauvais usage.
Je l'ai mêlé avec le mien,
Je ne sais plus, quel est le tien.“

„Ich glaube, das iſt ſo verſtändlich wie es ſich hübſch ſingen läßt und ich habe es auf einem Zettelchen in einem Buche von der Handſchrift der Heiligen gefunden.“

Mademoiſelle Zoë war ſo frappirt, daß ſie unvorſichtig mit der Hand über ihr Geſicht glitt und von der duftigen Roſapaſte ihrer Wange eine in Amourettenform ausgeſchnittene Mouche herunterſtreifte.

„Aber wer kann es ſein?“ flüſterte ſie, dichter herantretend.

„Wir werden es bald erfahren.“

„Es iſt nur Monſieur der Abbé denkbar —“

„Soweit meine Erfahrungen reichen, nicht.“ Mademoiſelle Jeannette lächelte eigenthümlich und fügte bei: „Auch der König kann nicht zugleich in Paris und in Verſailles ſein.“

Ihre Augen blinzelten am Rande ihres Sonnenfächers vorbei und ſie ſeufzte leiſe vernehmlich, während

sie zufällig ihre Hand so drehte, daß der Blitzstrahl eines kleinen Diamantringes an ihrem Finger in das Gesicht ihrer Collegin fiel. „Sie lügt", dachte diese, doch sie entgegnete gleichgültig:

„Um so seltsamer, da ich den Chevalier d'Aubigné ebenfalls von jedem Verdacht freisprechen muß."

„Und weshalb?"

„Weil ich Beweise habe, daß er seine Gunst einer Anderen zuwendet."

„Unverschämte Lügnerin", murmelte Mademoiselle Jeannette hinter ihrem Fächer. Allein wie sie denselben entfernte, glänzten ihre bläulichen Perlzähne auf's Artigste zwischen den rothschmachtenden Lippen und sie versetzte:

„Vielleicht täuschen Sie sich doch, Mademoiselle."

„Weshalb sollte ich bei Ihnen nicht dasselbe annehmen, Mademoiselle?"

„Sie können das Ganze geträumt haben."

„Dann war es ein Traum, der jedenfalls zu mir zurückkehren wird, und der mir lieber ist als eine einmalige Wirklichkeit, die sich nicht wiederholt."

„Was soll das besagen?"

„Vielleicht ein Vortheil der Jugend."

Das war in der That ein nicht zu bestreitender Punkt und hauptsächlich ein nicht zu entwerthender. Mademoiselle Zoë zählte thatsächlich einen Sommer weniger als ihre

Rivalin, ein dem beiderseitigen Alter gegenüber geringfügiger Unterschied, doch, auf solche Weise betont, offenbar absichtlich in ein boshaftes Vergrößerungslicht gebracht, und die „Aeltere" erwiederte mit vor Aufregung zitternden Lippen:

„Oder vielleicht auch der Aufdringlichkeit."

Beide Fächer bewegten sich heftig. Mademoiselle Zoë lachte verächtlich. „Sie reden, meine Liebe, als ob der Ring, mit dem Sie seit heut' Morgen prahlen, unächt und das Angebinde eines Stallknechtes sei."

Damit drehte sie sich ab und ging, allein wuthbebend legte sich ihr die Hand der Collegin auf die Schulter. „Und Ihre Sprache verräth den Geschmack dessen, den Ihre Reize zu entzücken vermocht haben."

„Sie sind eine —"

Mademoiselle Zoë brachte das Compliment, mit dem sie ihre Gegnerin zu beglücken gedachte, nicht zu Ende, denn am Eingang des Schloßhofes zeigte sich eine dritte Persönlichkeit, deren Erscheinen die animirte Unterhaltung der beiden Hüterinnen der Sitte und des guten Anstandes unterbrach. Es war Herr Maulac, der Gutsrichter, der automatenhafter denn je über den sonnigen Platz schritt. Man wunderte sich unwillkürlich über Zweierlei: daß in der heißen Sonne das Wachs seines Gesichtes nicht zerschmolz, und daß er sich herausnahm, unbeauftragt einen

wenn auch kurzen Mittagsschatten vor sich nieder zu werfen. Die Zofen, in dem Gefühl, daß bei einer späteren Wiederaufnahme ihres interessanten Gesprächsstoffes entweder ein Aufgebot zu großer Kälte oder zu großer Hitze unvermeidlich sein müsse, beeilten sich gleichzeitig lächelnd und fächelnd Herrn Maulac entgegen zu gehen. Er war kein wichtiger Gegenstand, aber er war eine Ablenkung ohne einen Fußbreit Retirade. Sie knixten und er lüftete den Hut, nicht ganz so förmlich wie vor den Damen des Schlosses, doch fast. Die beiden Demoiselle und er gehörten einer Mittelkaste der Menschheit an, deren Stellung es erheischte, sich nach Kräften zu befleißigen, alle Formen, durch welche die höchste Kaste sich auszeichnete, in möglichster Vollendung zu imitiren. Ein unausfüllbarer Abstand befand sich zwischen dem letzten Angehörigen derselben und Herrn Maulac, doch ebenso groß auch war der Zwischenraum, der sich abwärts von ihm zu den Gutsangehörigen ausdehnte. Er war nichts in den Augen jener und ein Gott für diese, soweit mit dem Begriffe der Gottheit der des Straf- und Rächeramtes zusammenfiel. So stand Herr Maulac in der Mitte und befand sich in diesem Bewußtsein wohl. Er trug keine Verantwortung für dasjenige was er that, denn er that es nur auf Befehl, genau dem Buchstaben gemäß, und er hatte Grund, sich für einen wohlwollenden Mann zu halten, der Niemandem Unrecht zufügte.

Er hielt sich von Betrachtungen fern, die nicht seines Amtes waren, und nahm das Vorhandene als das Unabänderliche und in der Weltordnung Gewollte an. Nichts konnte ihn veranlassen, in dieser irgendwie eine Veränderung herbei zu wünschen, denn er war außerdem ein gut situirter Mann, der sich in der Lage sah, von seinem Einkommen Ersparnisse zu machen. Daß diese sich aus Abgaben zusammenhäuften, welche die Arbeit der Bauern ihm zu leisten hatte, erschien selbstverständlich, denn diese Bauern gehörten dem Grundherrn, der ihm sein Amt übertragen, und waren mithin für diesen Zweck vorhanden. Eine andere Absicht des Schöpfers mit ihnen vermochte Herr Maulac sich überhaupt, wenn er ihre Lebensweise, ihre stumpfsinnige Verkommenheit, die schmutzigen Thierhöhlen ähnelnde Art ihrer Behausungen in Betracht zog, nicht vorzustellen, wohl aber hatte er die Empfindung, daß seine eigene Existenz noch nicht den Grad der Vollkommenheit erreicht habe, dessen sie, und den ihr zu verschaffen, er selbst befähigt sei. Es war nicht nur allgemein menschlicher, sondern auch in vornehmen Kreisen Brauch, sich eine Frau zu nehmen. Nicht aus Leidenschaft, denn Herr Maulac besaß keine solche und der Anblick eines weiblichen Wesens hatte bis zum heutigen Tage noch nie einen Funken derartigen Gefühls in ihm erregt. Aber die Gewohnheit der Menschen machte es fast für eine richtige Stellung

erforderlich und die dadurch erhöhten Kosten des Haushaltes glichen sich in selbstverständlicher Weise durch eine adäquate Erhöhung der von den Untergebenen zu entrichtenden Abgaben aus. Herr Maulac war sich in Allem stets klar und berechnete einer Wahrscheinlichkeitsziffer nach die Nachkommenschaft, die er durch eine Ehe erzielen werde, auf drei oder vier Köpfe, eine Summe, die durchaus mit seiner sonstigen Anschauung der Verhältnisse harmonirte. In diese Gedanken, nicht vertieft, sondern sie, wie ein Kaufmann einen kostbaren Stoff, mit dem Maßstabe, den sein Gedächtniß enthielt, in müßiger Stunde genau wieder übermessend, ging er seiner Wohnung zu, als er, die Augen aufschlagend, die beiden gräflichen Zofen vor sich erblickte.

Sie befanden sich auch in der richtigen Mitte wie er, gleich weit von der angeborenen Erhabenheit ihrer Herrinnen und von bäuerlicher Gemeinheit entfernt, ja die Eleganz ihrer Erscheinung hob sie äußerlich sogar vortheilhaft gegen manche, dem niedrigeren Adel der Umgegend angehörige Dame ab. Daß die Verhältnisse, in denen sie sich befanden, ihnen die Möglichkeit geboten, nicht allein für ihre gegenwärtigen Bedürfnisse Sorge zu tragen, sondern vorausblickend auch für zukünftige Eventualitäten bedacht zu sein, erschien unzweifelhaft, und außerdem waren sie offenbar weibliche Wesen, gleich allen andern ihres Geschlechts von der Natur für die Zwecke der Ehe bestimmt — Herrn

Maulac's bisher vollständig abstracte Gedanken nahmen zum erstenmal in diesem Augenblick eine concrete Form an und hefteten sich zugleich mit seinen Augen auf die herannahenden Colleginnen. Er sah sie beide, ohne einen anderen Unterschied an ihnen wahrzunehmen, als den zufällig durch verschiedenen Kleiderschnitt und Farbe hervorgebrachten; wie sein eigenes Gesicht aus Nase, Mund, Stirn und Augen bestand, ohne trotzdem den Eindruck irgend welcher Physiognomie zu erregen, so fand sein Blick auch in der Verschiedenartigkeit des Ausdrucks und der Bildung ihrer Züge nichts, das ihn bei der Einen mehr anzog als bei der Anderen, ihm gefiel oder mißfiel. Sie waren überhaupt nicht Objecte seines Wohlgefallens, sondern seines plötzlich in eine bestimmte Richtung gelenkten Zweckes, für den sie ihm beide und zwar in völlig gleicher Weise geeignet erschienen.

„Guten Mittag, Mesdemoiselles", sagte Herr Maulac als Begleitung seines Grußes und blickte von der Einen zur Anderen.

Mesdemoiselles waren erfreut, ihn zu sehen, und sprachen es gleichzeitig in wohlgesetzten Worten aus. Es war so manches Unerwartete geschehen, über das Herr Maulac ihnen vielleicht Aufklärung zu geben vermochte. Welchen Grund hatte die plötzliche Abreise des Seigneurs, was bezweckte die Ankunft des jungen bürgerlichen Offiziers

und wie kam es, daß Niemand seiner Vermessenheit, fast gewaltsam in die beginnende Execution einzugreifen, energisch entgegen getreten war?

„Unerwartet?" erwiederte Herr Maulac. „Manches kommt unerwartet." Er begleitete diese Antwort abermals mit einem bei ihm durchaus ungewöhnlichen, graden Blick in die Gesichter der Fragestellerinnen, besann sich indeß, daß seine Worte keine Entgegnung auf die an ihn gerichteten Fragen enthalten, und versetzte, daß Mesdemoiselles ein Interesse für Dinge an den Tag legten, die schwierig zu erläutern seien. Wie sie wüßten, habe Seine Gnaden sofort, nachdem er den empfangenen Brief gelesen, den Platz ohne einen Wink verlassen, ja sogar ohne auf den Zustand Comtesse Dianas Rücksicht zu nehmen, so daß in der allgemeinen Verwirrung diese wahrscheinlich eine Weile gänzlich unbeachtet geblieben sein würde, wenn der jüngere Herr Guéraud sie nicht aufgerichtet und in's Bewußtsein zurückgerufen hätte. Da aber Niemand zur Stelle gewesen, der einen Einspruch wider das Verfahren des Ankömmlings erhoben, so habe er der von diesem ausgeführten Befreiung der zur Strafe Condemnirten gegenüber keine entgegengesetzte Ordre aufrecht zu erhalten gehabt, zumal da der Offizier im Namen eines erlassenen Gesetzes zu handeln behauptet.

Herr Maulac erörterte dies automatenhaft-mechanisch

in bedeutend weitläuftigerer Weise und höchst langweilig; dann aber sprang er offenbar wieder ab und fügte durchaus unmotivirt die Frage hinzu, ob etwa das Interesse, dem Mesdemoiselles Ausdruck geliehen, sich auch auf den genannten Offizier erstrecke?

Es schien, daß Mademoiselle Zoë's Jugend sich in der That dadurch offenbarte, daß sie über diese gänzlich unvermittelte Interpellation nur in ein Gelächter auszubrechen wußte, während ihre erfahrenere Genossin mit blitzartigem Verständniß diesen auch in ihr aufsteigenden Reiz beherrschte und die Augen niederschlagend anmuthig erwiderte, daß es einem gesitteten Mädchen wohl erlaubt sei, ein Interesse für einen ihrem Stande angehörigen, tüchtigen und gebildeten Mann zu empfinden, daß Herr Guéraud sie jedoch sogleich durch sein Verfahren vollständig abgestoßen, mit dem er das Verdienst der pflichtgetreuen und lobenswerthen Bemühungen Herrn Maulacs in ihm durchaus nicht zustehender Weise mißachtet und gekränkt habe. Diese Antwort gefiel dem Gutsrichter ebenso sehr, wie sie den Aerger der um eine Minute zu spät zur Einsicht gelangenden Zoë erregte, die sich bei dem plötzlich vor ihr auftauchenden Wettlauf nach einem durchaus unerwarteten Ziel von ihrer Rivalin um einen unschätzbaren Vorsprung überholt sah. Doch sie blickte diese auf's Liebenswürdigste an, während Herr Maulac entgegnete:

„Nicht dasjenige, was man gewöhnlich Intereſſe zu benennen pflegt, wäre das, worauf ich hauptſächlich Gewicht legen würde, ſondern die Gleichheit der weſentlichen Intereſſen des Lebens.“

Es war unverkennbar eine wirkliche und ernſthaft gemeinte Werbung, bei der alle Lächerlichkeit aufhörte, und Mademoiſelle Jeannette befand ſich noch immer in dem Vortheil, von dem über ſeine Wahl Unentſchiedenen angeblickt zu werden und ihr ſchmachtendes Auge verſchämt vor dem ſeinigen niederſenken zu können. Der Fächer in der Hand ihrer Collegin zitterte merklich und ſie ſagte:

„So weit ich Herrn Maulacs Worte verſtehe, meine Liebe, enthalten ſie das Anerbieten eines Glückes, wie ich es mir nicht größer denken könnte, und mein Herz theilt Deine Freude, die Du wie ich ſehe verbirgſt, und weidet ſich aufrichtig an Deinem Anblick. Doch als Freundin bitte ich Sie, Herr Maulac, in einer ſo wichtigen Angelegenheit ihr wenn auch kurze Bedenkzeit zu gönnen, denn ich weiß, daß ihr Gefühl leicht reizbar iſt und ſie zu unüberlegten Dingen fortreißt.“

Die Sprecherin lächelte ſo ſüß und ihre Freundin that es nicht minder, indem ſie verſetzte:

„Ich verſtehe Deine Beſorgniß nicht ganz, Liebſte. Du haſt mir das Glück der Liebe oft ſo verlockend ge-

schildert, daß Dein jetziges Bedenken, mich selbst Kenntniß davon gewinnen zu lassen, mich etwas befremdet."

„Deine Gesundheit flößt mir diese Besorgniß ein; mich däucht, Du nimmst ab in letzter Zeit."

„O an der Seite der Liebe werde ich schon zunehmen, ängstige Dich nicht", replicirte Mademoiselle Jeannette, einen blitzschnellen, lächelnden Pfeil auf den Geliebten schießend und das Antlitz verwirrt wieder hinter dem Fächer verbergend.

„Es kommt Manches unerwartet", hatte Herr Maulac gesagt. Er hatte nicht nur geworben, ohne daß er selbst eine klare Vorstellung gehabt, daß er diese Absicht wirklich hegte, er war auch bereits umworben und staunte über die Leichtigkeit der Ausführung seiner wissentlich von ihm noch gar nicht in Worte gefaßten Idee. Nur hatte diese sich insofern wieder erschwert, als sie ihm eine Entscheidung zwischen zweien auferlegte, die er zu diesem Behuf wechselnd mit den Augen prüfte, ohne in seiner Entschlußfähigkeit einen Schritt vorwärts zu machen. Doch man sah ihm an, daß die letzte Antwort Mademoiselle Jeannette's, verbunden mit dem sie begleitenden Strahlenpfeil nicht ganz spurlos an seinem Imaginationsvermögen abgeglitten war, denn er räusperte sich und sagte, ihr zugewandt und von ein wenig gelbbräunlichem Gesichtsanflug überdunkelt:

„Würden Sie in der That glauben, Mademoiselle —?"

Herr Maulac brach seine Frage hiermit ab, denn ihm mangelten die Worte, um ohne Verletzung des guten Anstandes auszudrücken, welche Glaubens- oder Zuversichts-Aeußerung ihm von Seiten derselben wünschenswerth sei. Allein auch ohne dies hätte er seinen Satz nicht zu Ende geführt, denn Mademoiselle Zoë rief im nämlichen Moment von offenbarstem Abscheu erfüllt: „Pfui, ein garstiges Thier, eine Spinne oder was!“ und zugleich zertrat sie mit der Spitze ihres Stöckelschuhs ein winziges grüngoldiges Käferchen, das harmlos vergnüglich über den warmsonnigen Boden dahergekrochen kam und sich Mademoiselle Jeannette's Kleidsaum ungefähr auf Zollweite genähert haben mochte. Unfraglich geschah dies auch nur aus Freundschaft, weil die Bestürzte das unschuldige Schildthier mit irgend einem giftigen Stachelträger verwechselte, unter dessen Biß sie erschreckt die Freundin bereits im Geiste zucken sah, allein ebenso unfraglich geschah es auch auf Kosten des zierlichen Rockes der letzteren, in dessen Schleppe sich der spitze Absatz des Schuhes verwickelte und bei der zornmüthig-philanthropischen Heftigkeit der Bewegung, mit welcher er den Käfer zerstampfte, den größten Theil des Kleides von den Hüften seiner Trägerin herabriß, so daß diese plötzlich in einem unvermutheten und unwillkürlich komische Anwandlungen erregenden Reifgestell dastand. Die Veranstalterin dieses possierlichen Schauspiels schrie zwar gleich-

zeitig auf und rief: „O welch' ein boshafter Zufall, meine Liebe, daß Herr Maulac gerade in dieſem Moment zum Augenzeugen der kleinen Hülfsmittel werden muß, die das Ebenmaß Deiner Figur unterſtützen — ein Garçon, ich ſchäme mich wahrhaftig für Dich mit, meine Theuerſte — aber es iſt doch immerhin beſſer, als wenn das abſcheuliche Inſect Dich —"

Auch Mademoiſelle Zoë brachte indeß ihren Satz nicht zu Ende, denn Mademoiſelle Jeannette unterbrach ſie jetzt ihrerſeits. Nicht mit Worten, denn ſie ſagte gar nichts, ſondern ſchlug ihrer hülfreichen Freundin nur mit dem Fächer grad' in's Geſicht. Es geſchah dies ſo ſchnell und decidirt, daß es wiederum etwas völlig Unerwartetes für Herrn Maulac war, der verblüfft dreinſchaute und unwillkürlich ſtotterte:

„Aber Mesdemoiſelles —"

Das Unerwartetſte des Mittags aber ſollte erſt in dieſem Augenblick eintreten und zwar dadurch, daß der Ausdruck beabſichtigter Verwunderung des Gutsrichters gleichfalls in ebenſo plötzlicher Weiſe abgeſchnitten wurde, wie das herzliche Bedauern Mademoiſelle Zoë's über das der Freundin zugefügte Mißgeſchick. Im Rücken des Sprechers ertönte nämlich wie ein unbegreiflich von wolkenloſem Himmel herabtönendes Donnergeroll, nur in weniger polternder Weiſe, die Stimme eines unbeachtet an der

Seite eines Untergebenen durch das Schloßthor hereingetretenen Gensdarmeriecorporals, der die Hand artig auf Herrn Maulacs Schulter legend, sagte:

„Ich habe Sie zu verhaften, Monsieur."

Der Gutsrichter wandte sich sprachlos vor Erstaunen um. Dann versetzte er, nicht ungläubig sondern sogar etwas ironisch lächelnd:

„Sie irren sich, Monsieur. Ich bin derjenige, der solche Aufträge zu vollziehen pflegt."

„Herr Maulac", erwiederte der Corporal höflich in halb fragendem Tone.

„Allerdings, der bin ich", entgegnete der Genannte gelassen. „Und Sie meinen, daß Sie den Auftrag haben, mich zu verhaften? Und auf wessen Befehl?"

Herr Maulac vermochte nicht zu unterdrücken, daß er den Irrthum des Gensdarmen belustigend zu finden anfing. Dieser jedoch zog ein Blatt aus der Brusttasche und antwortete:

„Auf Befehl des Herrn Vicomte Marcelin von Hautefort, Mitglied des großen Parlaments von Lyon."

„Ein Lettre de cachet — die Unterschrift Seiner Gnaden — mein Name — ". Der Gutsrichter stammelte es abgebrochen hervor und starrte auf das Papier — „es muß eine Verwechslung — ein Irrthum —"

„Da Sie die Unterschrift erkennen, sehen Sie, daß

keiner ſtattfinden kann, Monſieur", lächelte jetzt der Inhaber des Haftbefehls. „Keine Verwechslung, ſondern nur eine kleine Abwechslung, bei der es muthmaßlich von Ihnen ſelbſt abhängig ſein wird, daß ſie nicht zu lange Dauer erhält. Ein wenig Ungnade — das kann Prinzen auch paſſiren, und das Gefängniß von Hautefort iſt keine Baſtille. Sie werden vermuthlich ſelbſt den Schlüſſel dazu beſitzen und ich darf Sie bitten, mir denſelben auszuhändigen."

„In meiner Wohnung", ſtotterte Herr Maulac, dem Gensdarmen automatenhaft auf dieſelbe zu voranſchreitend.

Mesdemoiſelles Zoë und Jeannette blieben verdutzt allein auf dem Schloßplatz zurück. „Die Hochzeit ſcheint etwas aufgeſchoben", meinte die Erſtere, dem unterbrochenen Werber mit noch in den Augen glänzender Schadenfreude nachblickend, während ihre Gefährtin verächtlich murmelte: „In Ungnade — der Elende wußte es und wollte mich —"

Dann lachten beide gleichzeitig hell auf. „Es war nicht werth, daß ich darum ſo ungeſchickt war, Dir meinen Fächer in's Geſicht fallen zu laſſen", ſagte Mademoiſelle Jeannette, und Mademoiſelle Zoë erwiederte: „Ich bedaure meine Unvorſichtigkeit, Dir deshalb das Kleid zerriſſen zu haben."

Sie ſahen ſich, verſöhnliche Blicke austauſchend, an. — „Es war recht thöricht von mir, anzunehmen, daß Du

persönliche Gründe hinsichtlich Deiner Behauptung über den Chevalier d'Aubigné vorzubringen beabsichtigtest."

„Und ich bin überzeugt, daß es nur die Erwägung des ehrwürdigen Standes des Herrn Abbé war, die es Dir unmöglich machte, ihn für die in Frage stehende Persönlichkeit zu halten."

„Es ist überaus seltsam, daß Seine Gnaden unmittelbar vor seiner Abreise ein solches lettre de cachet ausstellt."

„Was mag es bedeuten?"

„Mir scheint, es gehen sonderbare Dinge vor."

„Die uns veranlassen sollten, ihnen zusammen abzugewinnen, was sie bieten."

„Geben wir gemeinsam Acht!"

„Seien wir Freundinnen, wie wir es immer gewesen!"

„Und offenherzig gegeneinander — auch in Liebes-Affairen."

„Unser Herz ist gleich offen —"

„Und wir öffnen gleich gern den Zugang zu ihm", sagte Mademoiselle Jeannette mit den Augen zwinkernd und Mademoiselle Zoë brach in ein köstliches Gelächter aus und die beiden Hüterinnen der Sitte und des guten Anstandes wandelten collegialisch neben einander her auf den Eingang des Schlosses zu.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Vierundzwanzig Stunden hatten nichts Wahrnehmbares an der Natur, doch Manches an und in den Bewohnern von Schloß Hautefort verändert. Eine andere, eigenartige Atmosphäre lag über diesem, deren plötzliches Entstehen Niemand recht begriff, noch sich Rechenschaft darüber zu geben wußte, welche Wirkung dieselbe ausübe. Doch jeder fühlte sie und empfand, daß sie so nicht dauernd zu sein vermöge. Das seltsame Grau, das mit überraschender Schnelligkeit vom Horizont heraufgezogen, mußte sich in einen Sturm umwandeln oder wesenlos von der Sonne des nächsten Tages wieder aufgesogen werden.

Der Abbé und Herr de Laval wandelten ziemlich mißgestimmt durch den Park. Sie thaten es bereits seit Stunden, fanden es langweilig und wußten doch nichts Besseres zu thun. Von denen, welche seit der Abreise des Vicomte berufen waren, der fremden Gesellschaft die Honneurs des Schlosses zu machen, war Niemand zu

erblicken. Es hieß, daß Comteſſe Diana ſich auf ihrem Zimmer befinde, ſich leidend fühle, und daß ihr Bruder ſie ſeit dem Morgen nicht verlaſſen. Die jüngere Comteſſe hatte man vor Stunden zuletzt in Begleitung des Chevalier d'Aubigné geſehen. Weiter vermochte keiner Auskunft zu geben.

Der blonde Graf gähnte. Er fand das Leben erbärmlich und verwünſchte ſeine Idee, hierher gekommen zu ſein. Sein Begleiter fragte, was er in Paris oder Verſailles wolle. „Nichts", verſetzte Laval, mit ſeinem Paradedegen die Blüthenkelche einer Hyacinthe von ihrem Stiel niederſchlagend, „oder doch, man könnte ſich dort eine Kugel durch den Kopf jagen." — „Das können Sie hier auch", lachte der Abbé. — „Aber es würde niemanden intereſſiren." — „Ich glaube noch weniger deprimiren." — Sie gingen wieder gelangweilt nebeneinander her. Endlich hub der Graf abermals an:

„Was denken Sie von Necker?"

„Er iſt ein Geck."

„Und ſeine Stände?"

„Wird man ſchwatzen laſſen."

Herr de Laval ſah ernſthaft auf. „Wiſſen Sie, d'Aubriot, das ich mir Sie ſelbſt als ſolch' einen Schwätzer vorſtellen könnte?"

„Warum?"

„Ich weiß es nicht, aber ich höre Sie von Rechten des Volkes, Mißbrauch der Gewalt und dergleichen Dingen reden. Weshalb? Aus Abwechslung, um einmal etwas Neues zu haben. Es ist eine Menge da, die bei jedem Ihrer Worte klatscht, und Sie sprechen immer lauter. Ich habe im Grunde auch gar nichts dagegen, denn es amüsirt doch einmal. Machen Sie gleich eine Probe, ich bin ein dankbarer Zuhörer."

Der Abbé lachte. „Sie sind das Gegentheil, denn Sie unterhalten amüsant. Uebrigens würde ich Sie köpfen lassen, dann wären Sie der Mühe überhoben, es selbst zu thun.

„Sie sind sehr sinnreich, mein lieber Abbé. Aber damit pflegen die Komödien zu schließen, und wir sind erst am Anfang. Erdenken Sie etwas dafür! Ich habe Ihnen ein interessantes Horoscop gestellt."

„Duelliren Sie sich!"

„Mit wem?"

„Mit dem unverschämten Burschen, dem Neffen des Pfarrers,"

„Ich heiße Laval."

„Er hat Sie auf's Frechste herausgefordert."

„Rotüre kann nicht beleidigen."

„So heirathen Sie eine Million."

„Wenn Sie mir sie verschaffen, zwei."

„Eine Jüdin."

„Ich bin Philosoph," versetzte der blonde Graf," „und würde auch die Lappländerinnen für Menschen halten. Haben Sie den „Emile" des Herrn Rousseau gelesen, d'Aubriot? Ich verehre die Natur schwärmerisch und kann mir denken, daß es herrlich wäre zwischen Fels und Meerbucht inmitten einer Heerde von hunderttausend Rennthieren in Felle gekleidet zu hausen. Man äße Käse und tränke Milch, aus verschiedenen Moossorten würde meine christliche Ehefrau eine Sonntagssuppe kochen, und ich lüde Sie dazu auf eine Bärenkeule, Abbé. Sie sollten es in jeder Beziehung angenehm finden und das hübscheste Lappenmädchen, wenn es seine Rennthiere gemolken hat, zu Ihrer Bedienung aussuchen. Es wäre ein wahrhaft eines philosophischen Gemüth's würdiges Leben."

„Sie vergessen, daß zwei Bedingungen mangelten, Laval."

„Welche?"

„Es würde keine Findelhäuser für Ihre Kinder geben —"

„Bah, wir schickten sie an Mademoiselle Therese Levasseur."

„Und die Meerbuchten würden ewig zugefroren sein."

„Das heißt?"

„Sie könnten Ihre Rennthiermillionärin nicht in jedem Augenblicke wieder los werden, ganz abgesehen

davon, daß sie halbe Fische sein und schwimmen sollen wie die Robben."

Der Abbé lachte, setzte jedoch gleich hinzu: „Was haben Sie?"

Herr de Laval griff sonderbar mit den Fingern in die Luft. „Lachen Sie nicht! Mich däucht, Ihr Lachen wirft einen Schatten."

„Sie haben sich heut' Nacht erkältet und fiebern. Wollen wir einen Mittagstrunk nehmen?"

Der Graf schüttelte den Kopf. „Mademoiselle Lenormand hat mir, ehe ich Paris verließ, prophezeit, ich möchte mich vor der Loire hüten."

„Sie hätte Herrn Demogeot diesen Rath ertheilen sollen."

„Ich solle mich in Acht nehmen, ein Staubkorn in ihr Wasser zu werfen, denn es werde die Tiefe aufwühlen, daß es mir nachfolge und mich hinunterreiße. Warum lachen Sie nicht, d'Aubriot?"

„Sie haben erst soeben gewünscht, daß ich es unterlasse. Mademoiselle Lenormand scheint mehr Schwarz- als Hellseherin zu sein. Uebrigens sagt die Bibel allerdings, der Mensch sei ein Staubkorn."

Laval that mechanisch einen schnellen Schritt vorwärts. „Ich will nach Paris zurück."

„Dann müssen Sie über die Loire." Der Abbé

hatte es nachläſſig erwiedert und fügte hinzu: „Das Alpha und Omega aller Philoſophie heißt: Warten. Vielleicht brauchen Sie nicht nach Lappland zu reiſen, um Ihre Rennthieridylle zu erleben; mich däucht d'Aubigné wäre nicht abgeneigt, Ihren Gedanken in größerer Nähe zur Ausführung zu bringen. Außerdem ermahne ich Sie noch einmal: Es giebt nichts, was die Geſpenſter, die im Tageslicht umgehen, d. h. in unſern Köpfen ſelbſt, mehr ſcheuen, als den Wein, beſonders den guten, wie er an der Loire gedeiht. Er iſt entſchieden ein beſſeres Orakel als der Kaffeeſatz Madmoiſelle Lenormand's. Befragen wir es!"

Er nahm den Arm ſeines widerſtrebenden Gefährten und lenkte ihn dem Schloſſe zu. Dieſer ſagte mißvergnügt: „Mir iſt als verſchlechtere ſich die Natur zuſehends, ſie hat keine Genüſſe mehr."

„So verbeſſern wir ſie und ſchaffen neue. Wenn ſie es nicht iſt, ſind wir unerſchöpflich; Herr Diderot ſagt, wir ſeien Götter. Doch ich denke, Wein und Weiber —"

„Ekeln mich an, Abbé."

„Pah", lachte dieſer, „Sie ſprechen als ſeien Sie dreißig Jahre und bis in die letzte Gehirnkammer ſatt wie Nero. Kommen Sie! Ich habe ein tolles Schauſpiel von einem Engländer geſehn, darin ſagt Einer: Es giebt noch mehr Dinge zwiſchen Himmel und Erde, als unſere Phantaſie ſich träumen läßt, und dann erſtechen und ver-

giften sie sich alle untereinander. Das Ganze ist ein plumper Unsinn, aber ergötzlich, daß ein Mädchen darin vorkommt, das aus Liebe verrückt wird und in's Wasser springt. Mademoiselle Bonnassieux spielte es zum Küssen und ich vergesse nie, wie sie einem Prinzen antwortete, der eine Rolle in dem Stück spielt. Er hatte eine ganz nackt-gemeinte Frage an sie gerichtet, wie sie in Paris der geschmackloseste Komödienschreiber keiner seiner Personen so ordinär in den Mund legen würde, und setzte hinzu: „Denken Sie, ich hätte Schäferabsichten?" Darauf erwiederte sie mit göttlich niedergeschlagenen Augen: „Ich denke nichts, mein Prinz." Zum Sterben komisch war's und alle Damen in den Logen brachen in ein schallendes Gelächter aus. Kommen Sie, Laval! Ich will es Ihnen erzählen und Ihre Phantasie kann sich dabei träumen lassen, daß Sie auch noch einmal ein Mädchen in Frankreich finden, welches Ihnen auf die Frage des Prinzen antwortet: „Ich denke nichts dabei."

Sie gingen, ihre Schatten fielen schon etwas schräg gegen Osten. Auch der Victor d'Aubigné's that's, in einem weit entlegenen, unbesuchten Winkel des Parks. Er stand vor einer mit wunderlichen Thierköpfen im Rococo-Geschmack verzierten Bank, auf der Marie von Hautefort allerliebst zurückgelehnt saß. Sie war müde, denn sie hatten weite Wege gemacht und die Aprilsonne legte sich

ſo warm und glänzend über die Augen und über die Sinne. Manchmal ſenkten ſich die Lider der kleinen Comteſſe einen Moment, und wenn ſie dieſelben wieder hob, ſah es aus, als ſchwebe noch ein Traum über ihnen. Dann ſagte ſie: „Ich höre Alles, d'Aubigné. Ja, überall in Frankreich iſt es ſchön, in Verſailles, in Marſeille und hier ebenſo.“

„Ueberall, wo Sie ſind, Marie, wie es überall warm iſt, wo die Sonne ſcheint.“

„Man ſagt — ich glaube Monſieur de Holbach behauptet es — die Sonne ſelbſt ſei kühl.“

„Wenn ſie es wäre, könnte ſie nicht erwärmen. Ich bin vom Gegentheil überzeugt, daß ſie glüht.“

Sie gab lachend zur Antwort: „Wir ſind ſelbſt Philoſophen und ſtreiten über Dinge, die Niemand entſcheiden kann.“

„Wenigſtens gehörte Muth dazu.“

„In wie fern?“

„Sich ſelbſt an die Sonne hinanzuwagen, um zu unterſuchen, wer Recht hat.“

„Mich däucht, dazu gehören noch mehr Flügel als Muth. Fliegen Sie, mein Philoſoph; ich will hier Ihrer warten und träumen, bis Sie zurückkommen und mir erzählen.“

Sie ſagte es und ihre langen Wimpern ſchloſſen ſich

reizvoll auf den Sammetgrund ihrer Wange. Ihre Schläfe stützte sich in die kleine Hand und die Lippen athmeten halb geöffnet in erkünsteltem Schlummer. Der junge Gardeoffizier stand einen Moment zögernd und blickte auf sie nieder, dann fragte der Mund vor ihm wie im Halbschlaf neckisch:

„Hat Ihr Muth die Flügel, d'Aubigné?"

Doch die Lippen vollendeten es kaum, denn im nächsten Augenblick wurden sie von denen des Gefragten verschlossen, der beide Arme um die scheinbare Schläferin schlingend, flüsterte:

„Ja, und ich habe Recht, sie glüht!"

Marie von Hautefort machte keine Bewegung sich zu befreien, sie erwiederte nur: „Sind das Ihre Flügel, d'Aubigné?"

„Soll ich Dich auf ihnen in den Himmel tragen?"

„Sie würden mich herabstürzen lassen wie Ikarus", entgegnete sie noch immer regungslos. „Also das ist der Muth eines Victor?"

„Nein, eines Besiegten." Er glitt vor ihr nieder und kniete zu ihren Füßen; die halb geöffneten Augen ihres zu ihm hinabgebeugten Gesichtes hafteten in den seinen und sie fragte träumerisch:

„Bin ich die Erste, die solchen Sieg davongetragen, Victor?"

Er lächelte. „Die Erste, die noch kein Anderer vor mir besiegt.“

Nun verzog ihr Mund sich schmollend. „Sie sind anmaßend, Monsieur! Glauben Sie der Einzige zu sein —?“

„Von dem Marie heut' Nacht geträumt hat, ja.“

Sie erröthete. „Und was hätte ich geträumt?“

Er küßte ihren Fuß. „Daß ich diesen Schuh abstreifte.“

„Sie sind toll, Victor — stehen Sie auf!

„Nein.“

„Wenn jemand käme —“

„Sag' mir, was Du geträumt hast.“

„Nein!“

Doch im nächsten Augenblick glitt sie lautlos von der Bank vor ihm nieder und schlang ihren Arm um seinen Nacken. „Ich küßte Dich —“

Ein Schritt ließ in einiger Entfernung den Kies ertönen, und sie fuhren auf. Marie warf einen Blick durch das noch karge Grün der Hecke und flüsterte:

„Bleib', Victor — es ist der Pfarrer, der jemanden sucht; ich gehe zu ihm und kehre zu Dir zurück. Bedenke während dessen, was Du meinem Vater sagen willst.“

„Du vergißt, daß er fort ist.“

„So mußt Du ihm schreiben.“ Ihr Antlitz glühte wie Purpur, als sie sich noch einmal umwandte. „Ich

bin Herrn Guéraud dankbar, daß er kam — träume von mir!"

Sie ging und er blickte ihr nach, wie sie auf den Pfarrer zuschritt und ihn begrüßte. Der Ausdruck der Züge desselben, wie er sie gewahrte, sprach aus, daß sie offenbar nicht dasjenige gewesen, was er gesucht, ja er verrieth deutlich das Bestreben, sich aus ihrer Gesellschaft loszumachen, und der junge Offizier erharrte in jedem Momente ihre Rückkehr. Dennoch verließ sie Herrn Guéraud nicht, sondern begleitete ihn, in eifrigem Gespräch wie es schien, den langen Weg zum Schlosse hinauf. Endlich trat d'Aubigné aus seinem Versteck und blickte den Beiden nach. Wie zwei kleine Puppen verschwanden sie fast schon am Ende der grünen Heckenallee; die eine, buntere wandte sich, ehe der Weg abbog, noch einmal und es hatte den Anschein, als ob sie wie zum Gruß den Fächer bewege. Aber sie kam nicht mehr zurück.

Victor d'Aubigné beantwortete den fernen Gruß mit einem Lächeln, das halb getäuschte Erwartung, halb philosophischen Gleichmuth ausdrückte. „Die artige Festung hätte capitulirt", murmelte er, „wenn der Entsatz ein anderer und nicht als Bote vom Himmel selbst gesandt erschienen wäre; doch der personificirte Anblick der Kirche flößt der Schwäche die Kraft ein, sich selbst zu martern. Darin sind sie alle gleich, aber dafür fällt sie bei'm nächsten

Sturm, der nur ein Windhauch zu ſein braucht, denn die Beſatzung iſt ihrer Hartnäckigkeit überdrüſſiger als der Belagerer. Ich habe ein Jahr gewartet und es kommt auf einen Tag länger nicht an."

Er folgte langſam nachdenklich der wortbrüchig Verſchwundenen. „Ich glaube, ich bin in der That verliebt in die kleine Puppe", ſetzte er ſeine lauten Gedanken fort, „und es würde mich unterhalten, einen Sommer lang hier mit ihr Schäfer und Schäferin zu ſpielen. Ich ſolle bedenken, was ich ihrem Vater ſagen wolle? Väter ſind abſonderliche Verſtandesmenſchen und haben in ſolchen Fällen nur eine Redensart in ihrem Wörterbuch. Aber Offiziere und Prieſter paſſen für meine äſthetiſchen Begriffe nicht zuſammen; und außerdem wäre es eine niedrige Leidenſchaft, die eine Mitgift in's Auge faßte, und meine Feinde können mir nicht den Vorwurf machen, daß ich habgierig ſei. So ſcheint mir Alles in Allem genommen, der Vicomte bei der Sache überflüſſig, und Felicien — bah, ſeine Schweſter iſt kein Kind mehr, laſſen wir ſie für ſich ſelbſt ſorgen! Wem eine niedliche Obſthändlerin eine hübſche Frucht zum Geſchenk anbietet, der wäre ein Narr, wenn er eigenſinnig darauf beſtände, ſie kaufen zu wollen."

Er brach ſich hie und da im Vorübergehen eine ſüßduftende Blume vom Rande der Beete und ſchlenderte zum Schloſſe hinauf, ohne zu ahnen, daß er ſelbſt Gegenſtand

der Beobachtung des Gegenstandes seiner Betrachtung war. Der Beobachtung und Bewunderung — Marie von Hautefort verwandte, an dem Fenstervorhang ihres Zimmers vorüberschauend, keinen Blick von ihm. Wie männlich-vornehm und graziös kam er daher und doch zugleich in Gedanken — an sie — vertieft! Das Gold seiner Uniform blitzte in der Sonne; er war reizend wie ein Bild, und wie ein bezaubernder Traum war's, ihn durch den Frühlingstag herannahen zu sehen. Das Herz der Lauscherin klopfte, es bedrückte sie plötzlich, daß sie ihr Versprechen gebrochen, und im nächsten Augenblick strömte das Blut ihr heiß in's Gesicht, denn sie schloß einen Moment die Lider und empfand, was geschehen wäre, wenn sie ihre Zusage gehalten. Dann hatte sie die langen Wimpern wieder gehoben, und er erschien ihr schöner je näher er kam, schöner denn je in Versailles, in Marseille, als vor einer Stunde noch —

Nun schritt er unter ihrem Fenster hin und ein winziges, zusammengefaltetes Blättchen tanzte wie eine flatternde Obstblüthe vor ihm durch die stille Luft und legte sich ihm zu Füßen. Er hob es auf und sah empor, doch er gewahrte nichts und öffnete das Blatt. Zierlich, mit hastiger Hand gekritzelt, stand darauf:

„Die Sonne wacht
Nicht um Mittag allein,

Sie glüht in der Nacht
Auch mit silbernem Schein.
Wo als Sonnenpracht
Man um Mittag sie sieht,
Steht um Mitternacht
Sie als Mond im Zenith."

Victor d'Aubigné lächelte, als er die Reime gelesen. Er blickte noch einmal vergeblich nach dem Fenster auf, dann murmelte er: „Es scheint vorderhand keine Frucht- sondern eine Blumenhändlerin zu sein, doch wenn die Blüthen flattern, sind die Früchte nicht mehr fern, besonders „wenn die Sonne glüht", die sie reifen soll."

Das Lächeln verließ die Lippen des jungen Garde-offiziers den ganzen Tag nicht, obwohl der Verlauf desselben sich als ziemlich einförmig und anregungslos erwies, da ihm, sogar bei Tisch, wie der Abbé sich galant ausdrückte, „die reizbeschwingten Falter fehlten, deren Lippen den Blüthen des Lebens erst ihren Honig entnähmen." Felicien machte wortkarg die Honneurs und entschuldigte seine Schwestern, die sich beide unwohl fühlten. Sein Gesicht bot einen veränderten Ausdruck, die Sorglosigkeit, die es früher gekennzeichnet, war darin ausgelöscht und er betheiligte sich nur ab und zu mit einem ernsten, manchmal fast schneidenden Wort an dem politischen Gespräch, das die auf vier Mitglieder verringerte Tischgesellschaft führte.

Fast Alle sahen ihn befremdet an, wie er seine Hoffnung aussprach, der Entschluß des Königs, den die heut' eingetroffene Botschaft überbracht, werde nur der erste Schritt zu einer vollständigen Reform in Frankreich sein, die allen vernunftwidrigen, unmenschlichen und in sich vermorschten Ueberresten vergangener Jahrhunderte, an denen Staat und Volk krank darnieder liege, ein Ende zu machen berufen sei. Eine Entgegnung Herrn de Laval's ignorirte der junge Hausherr vollständig, indem er in unhöflicher, fast verächtlicher Weise den einen Moment zu ihm aufgeschlagenen Blick abwandte, und antwortete nur auf die Erwiederung des Abbé's: „Sie wollen paradox sein, Hautefort, ich wette meinen Kopf, daß der Erbe des Vicomte von Hautefort nicht so denkt", —. „Es könnte in der That vielleicht Ihren Kopf kosten; ich rathe Ihnen, denselben weniger leichtfertig auszubieten."

Niemand verkannte, daß eine Unbehaglichkeit über dem kleinen Kreise lag, deren Ursprung nicht aus einer Quelle, sondern aus einem Zusammentreffen mannigfacher, allein nicht klar hervortretender Umstände entfloß. Man schwieg, bis der Abbé sein Glas erhob und sagte:

„Ich kenne nichts Thörichteres als Gespensterfurcht; Laval hatte sie heut' Morgen, bis mein Rath und der Wein ihm davon geholfen, und jetzt scheint sie sich der ganzen Gesellschaft zu bemächtigen. Was geht uns der

Unverstand der Welt an, wir sind Edelmänner, wie unsere Väter es waren und unsere Söhne — wenn meine auch unter anderem Namen — es sein werden, und ich trinke auf unser Wohl und das jedes Edelmanns in Frankreich, welcher die Ehre seines alten Namens aufrecht erhält."

Die Gläser erhoben sich. „Auf jeden Edelmann, der diesen Namen verdient, weil er edel handelt und die Ehre der Menschheit in sich aufrecht erhält!" antwortete Felicien.

Der Zusammenstoß erklang und zitterte eine Secunde lang nach, dann sagte Herr de Laval ironisch:

„Unsere Gläser haben Unglück gehabt und sich nicht bewährt, Hautefort."

„Weil meine Worte Sie nicht einschlossen."

Felicien betonte leicht das zweite Wort, Laval lachte gezwungen auf. „Steht mein Name etwa dem eines Edelmannes hier nach, d'Aubriot?"

„Ich sagte, meine Worte", versetzte Felicien ruhig, „sie galten dem Ehrenmanne."

Der blonde Graf erbleichte. „Sie sind in Ihrem Hause —"

„Nicht in meinem, sondern in dem meines Vaters. In meinem Hause würde ich einen Mörder nicht dulden."

Die Stühle rollten und gleichzeitige Rufe flogen

durcheinander. „Sie sind von Sinnen, Hautefort! — Wollen Sie sich um eine Bauerndirne tödten? Nehmen Sie das tolle Wort zurück! Laval war betrunken und die Person ist nicht einmal ertrunken, voilà tout!“

Graf Laval stand, sich an der Lehne seines Sessels festhaltend. Er blickte nicht auf, doch er stotterte:

„Sie werden mir Genugthuung geben — wenn es Ihre Absicht war, mich zu beleidigen?“

„Ein Wort kann den nicht beleidigen, den eine That bereits gerichtet hat. Ständen Sie in meiner Hand, so würde ich Sie richten, Graf Laval, jetzt werde ich Ihnen die Genugthuung geben, von der die adlige Narrheit meint, daß sie mit Blut den Schimpf eines Verbrechens abwaschen kann, damit man nicht sagt, daß ich muthig mit Worten gegen einen Gast und feige im Handeln gewesen sei. Wenn ich falle, so unterliegt Einer, der gleichgültig ist, da Tausende seinen Degen aufheben werden, um den Kampf gegen Ihresgleichen fortzusetzen — tödte ich Sie, so ist's nicht um eine Bauerndirne, sondern für die Menschheit, eine so vornehme Dame und von so altem Geschlecht, wie keine glaube ich, meine Herren, für die Sie noch jemals Ihren Degen gekreuzt haben.“

Felicien Hautefort war hinreißend schön, wie er es sagte; er glich einen Moment einem Gotte, der menschliche Verkleidung abgeworfen und von seinen bisherigen Genossen,

die ihn als Ihresgleichen betrachtet, überrascht, scheu verstummt angeblickt wird. „Ich bin morgen früh zu jeder Stunde bereit und werde Herrn Capitain Guéraud ersuchen, mich über Zeit und Ort in Kenntniß zu setzen", fügte er, sich stolz verabschiedend hinzu, „bitte indeß mich für den Rest des heutigen Tages zu entschuldigen."

Die Zurückbleibenden schwiegen noch eine Weile, nachdem er die Thür hinter sich geschlossen. „Es scheint, daß man hier nach kaum vierundzwanzigstündigem Aufenthalt von einer Geistesstörung befallen wird", brach der Abbé die Stille. „Der arme Hautefort ist offenbar krank, wie seine Schwestern; er zieht seinen Degen für eine Bäuerin und wählt statt Eines von uns einen Bauern, der im bunten Rock steckt zum Secundanten. Sie müssen ihn schonen, Laval —"

Er drehte sich dem Angeredeten zu, dieser murmelte dumpf: „Mir ahnte es, die Lenormand hatte Recht; das Wasser wird mich verschlingen und er wird mich tödten."

„Sie sind auch bereits angesteckt und schwermüthig, Laval", scherzte der Abbé, „ein heilsamer Degenstoß, den Sie austheilen, wird Sie curiren, und darnach, meine Herren, denke ich, verlassen wir dies die Gesundheit etwas allzu rapid gefährdende Land und kehren so schnell unsere trefflichen Pferde es nur in's Werk setzen können,

nach Paris zurück, das uns nach der Irrfahrt hierher anmuthen wird, wie Moses das verheißene Land Kanaan, wo Milch und Honig floß."

„Ihr Vergleich klingt nicht grade ermuthigend, d'Aubriot", lachte Victor d'Aubigné, „denn nach ihm würden wir, wie Ihr Kleid wissen müßte, Paris sämmtlich nicht wiedersehen. Uebrigens drängt es mich auch keineswegs so außerordentlich, dort gewissen zahlreichen Nachkommen des Moses zu begegnen, die ein besonderes Interesse an meiner Wiederkehr haben und mich zu kanaitisch empfangen würden. Ob ich mitreite, hängt deshalb noch von Umständen ab —"

Er trat an's Fenster und summte, in den Park hinausblickend:

„Was gäb's, das man weiß,
Wenn solch' Wunder geschieht,
Daß um Mitternacht heiß
Die Sonne noch glüht?"

Die Schatten des Park's fielen schon weit in's Thal hinüber, droben stand die alte Ruine von Capdeul auf ihrer schwarzen Grundveste wie in ein rothes Goldmeer getaucht. Das Licht floß wie glühende Lavaströme an den Basaltsäulen nieder, allmälig erkalteten sie und verblichen zu farblos grauem Gemenge. Aber dafür durch-

stickte sich das fleckenlos blaue Kleid des Himmels mit Millionen blitzender Lichter und verhieß, daß unbeirrt von den Gedanken und Wandlungen der Menschen der Frühling auch über den kommenden Tag sein leuchtendes Zelt spannen werde, verschwenderisch seine Blüthen streuen, hier und dort, ewig gleichgültig, wessen Stirne sie bekränzen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

„Ja, ewig gleichgültig — glaubst Du es, Felicien Hautefort? Weißt Du, daß die Unendlichkeit droben, die Du Himmel benennst, leer ist von den Gedanken Deines Hauptes und von den Empfindungen Deines Herzens? Daß Dein Haupt und Dein Herz mehr sind, als die Sonne, die sie erzeugt und erhält, da sie es fühllos und willenlos thut und, selbst ewig blind, Deine Augen öffnet. Daß sie einst erkalten wird wie Dein Herz, gewesen sein, ausgelöscht aus Keines Gedächtniß, weil kein beseeltes Leben mehr vorhanden ist, Kunde von der Geschichte der Menschheit zu geben. Und wird dieser Augenblick kommen, da wird es auch ewig gleichgültig sein, ob sie jemals gewesen, mit ihrem Haß und ihrer Liebe, mit Jauchzen und Verzweiflung. Du bist nur weil Du heute bist, Felicien Hautefort, und in der Spanne Zeit nur, die Du Leben heißt, sind Deine Götter. Mit Dir vergehen auch sie im Nichts, das

sie gebar, denn nur Du selbst bist ein Gott, wenn Du gut, ein Teufel, wenn Du böse bist. Hast Du das erkannt?" —

Auch in das Fenster des Pfarrhauses von Saint Pierre, an dem Clemence Guéraud zu sitzen pflegte, fiel die scheidende Sonne des Tag's. Die Nichte des Pfarrers hatte ihren gewöhnlichen Platz inne, neben ihr saß ihr Bruder. Seit Stunden schon, er blickte wortlos in's Abendlicht hinaus, das sein ernstes, fast düstres Gesicht mit einem schwermüthig goldigen Schein überfloß. Endlich sagte er langsam:

„Und Diana von Hautefort ist zugegen?"

Es war eine Frage und offenbar eine Antwort zugleich auf etwas zuvor Gesprochenes. Clemence nickte. „Sie kommt an jedem Abend, seit mehr als einem Jahr."

„Thorheit — ein Weib!"

Urbain Guéraud antwortete es geringschätzig, die Schwester versetzte schnell:

„Ich glaube, Du hast Recht. Sie ist zu schwach, es zu tragen und steht manchmal im Begriff, sich selbst und uns zu verrathen. Es ist seltsam, ich bin doch auch ein Weib —"

Er hob mit sonderbarem Ausdruck den Kopf und ergänzte ihren Satz: „Und es wird Dir doch leicht, Alles

zu begreifen, denn es harmonirt so trefflich mit Deinen Gedanken, Deinen Wünschen, nicht wahr? So einfach ist's, nur um einige Worte verändert, und was Deine Augen sehen, Dein Ohr hört, was Dein Herz begehrt, bleibt doch Alles, wie es gewesen."

Clemence nickte abermals. „Du sprichst aus, was ich denke. Ich bin kein Mann und es geht mich nicht an, welche Folgen diese Erkenntniß für den Staat oder die Gesetze oder, wie soll ich's nennen, nach sich ziehen müssen. Dafür sind diejenigen vorhanden, die sich mit diesen Dingen beschäftigen, und es ist nicht meine Aufgabe, mich darum zu bekümmern. Aber ich weiß für mich selbst, daß kein Unterschied zwischen mir und einer Edeldame besteht, daß sie aus den nämlichen Stoffen geworden ist und dieselben in gleicher Weise an die Natur zurückgeben muß, wie ich —"

„Und daß deshalb eine Verbindung zwischen Dir und dem Bruder einer Edeldame keine Mesalliance, wie die Welt es benennt, wäre, sondern naturgemäß, wie jede andere." fiel Urbain ein.

Ein feiner, aber bittrer Spott klang durch den Ton seiner Worte, doch Clemence hörte ihn nicht. Andere Gedanken beschäftigten sie, von denen ein schnell ihr an den Schläfen hervorbrechendes Roth Kunde gab. „Der Oheim sagt, die Liebe sei das einzig Feste, auf dem Alles

ruhe," entgegnete sie nach einer Weile, mit abgewandtem, zum Fenster hinausblickendem Gesicht.

Ihr Bruder erwiederte nichts mehr darauf, er schritt stumm in dem Zimmer auf und ab. Endlich sagte er:

„Es sind acht Jahre, daß ich nicht bei Euch war, und ohne daß es mir gesagt worden, hätte ich Dich ebenso wenig wieder erkannt, wie die Gräfin Diana. Als ich vernahm, daß ein Courier des Königs hierher gesandt werden solle, suchte ich mit diesem Auftrag betraut zu werden. Weshalb? Ich weiß es nicht. Es ist ein kleines Gewässer droben auf der Berghöhe, das ich noch besuchen werde, dann reite ich nach Versailles zurück."

Die in's Nebenzimmer führende Thür hatte sich geöffnet, während er sprach, und Mathieu Guéraud's Stimme fragte:

„Was ruft Dich so schnell, Urbain?"

„Mein Dienst, der mir Brod giebt."

„Du verachtest ihn und klammerst Dich doch an ihn?"

Der junge Mann zuckte die Achsel. „Es giebt Leute, welche für sich die Wahrheit ehren und der Lüge Knechtesdienste leisten, Oheim."

Ein strenger Blick des Pfarrers traf ihn. „Urbain —"

„Du hast mich von Kind auf gelehrt, Deinem Beispiel zu folgen. Willst Du mich tadeln?"

„Vermessener Knabe!" Eine Secunde lang blitzte

es heftig in den Augen des Alten, dann legte er ſanft die Hand auf die Schulter des Neffen. „Willſt Du mit lauter Verkündigung der Wahrheit die Welt umgeſtalten, daran zu Grunde gehen, zwecklos, Keinem nutzbringend?“

„Lieber als heucheln, Oheim! Was ſoll ich hören? Ich weiß, wie Du denkſt, Deine Briefe können es mir auch ferner mittheilen, den Widerſpruch noch vergrößern —“

„Und wenn morgen das zerdrückte Volk in Paris aufſtände um ſein letztes Menſchenrecht, und der König geböte Dir, Deine Mannſchaft ihre Waffen laden, ihre Kugeln in die dichtgedrängte Menge hineinſchleudern zu laſſen, ſo würdeſt Du Deinem Dienſt gehorchen und würdeſt es thun, Urbain?“

Der junge Offizier ſchwieg. Dann entgegnete er zögernd:

„Wenn ich es nicht thäte — würde ein Anderer — würde die Kugel mich ſelbſt treffen. Was vermag ein Einzelner —?“

„Und Du verlangſt es von mir und willſt mich ſchmähen, Urbain? Glaubſt Du, ich achte für mich dieſes Leben etwas werth, das in einer Spanne Zeit geweſen iſt, nie wieder zu ſein, geweſen, ob es geſtern oder vor Millionen Jahren war? Was vermag ein Einzelner, fragſt Du? Sich ſelbſt zu opfern, wenn er thöricht, ehrgeizig iſt, wenn er ſein armes Ich als das für ihn einzig

Wirkliche, als den Mittelpunkt der Welt betrachtet, die mit ihm selbst in Nichts zerfällt. Doch viel vermag der Einzelne, der still der Zukunft harrend, nicht in sich selber den ruhmgekrönten Retter der Menschheit erblickt. Er gleicht dem Säemann, der im Herbst seine Saat ausstreuet, ob er gleich weiß, daß ein langer Winter noch ihre Entwicklung hemmen wird, ob er ahnen mag, daß ihm selbst nicht bestimmt ist, diesen zu überdauern. Aber er weiß auch, daß die ewige Kraft zum Licht aufstrebend unter dem Schnee fortwirkt, daß ein Tag kommen wird, an dem sie ihre Haft sprengt und das kommende Geschlecht jubelnd ihr Frühlingsgrün begrüßt, das leuchtend allüberall aus jeder Scholle des Ackers aufsprießt, und das die Hand neugeweckter Hoffnung hüten und wahren wird, bis sie es zum reifen Korn emporgezeitigt, daran die Menschheit ihren Hunger stillt. Der große Acker, der die Ernte bringen soll, ist Frankreich; vieler Säeleute bedarf er und ich weiß nicht, ob er ihrer besitzt und wann sie ihm erstehen. Ich aber streue meine Saat still in die Scholle, die meine Hand zu erreichen vermag, und stelle es ihrem Keimtrieb anheim, wann und wie sie aufgehen, ihren Samen über die Nachbarfelder weiter verbreiten wird. Du selbst, Urbain, bist ein erster Halm derselben; vervielfältige Dein Korn, dann hast auch Du Deinen Zweck erfüllt. Es ist ein kleiner Quell, der aus diesem Winkel entspringt, und

er mag noch lang gering und unbeachtet in der Tiefe fortschleichen. Jetzt würde die schwächste Hand noch genügen, sein heraufdrängendes Wasser zurückzudämmen, diesem Quell für immer das Tageslicht zu verschließen. Doch langsam wird er sich mit anderen vereinen, erstarken und schwellen, bis er zum Strome wird, dessen Gewalt die Lüge und die Herrschsucht vergeblich mehr Dämme entgegen zu setzen sucht. Ich baue nicht für mich, Urbain, sondern für die Kommenden, und ich baue nicht auf mich, sondern —"

„Vielleicht auf die Gräfin Diana von Hautefort", unterbrach der junge Mann ihn mit geringschätziger Betonung — „ein Weib und ein adliges Weib!"

„Ein edles," erwiederte der Pfarrer; „nicht stärker, doch größer als ein Mann wäre. Sie wird siegen, denn sie kämpft."

Der letzte Sonnenblick hatte lang' das Fenster verlassen, an dem Clemence Guéraud stumm saß, und Dämmerung verhüllte, sich mehr und mehr vertiefend, das Gemach. Urbain schritt wieder auf und ab; nach einer Minute sagte er fast heftig:

„Die Hautefort's erreichen ein hohes Alter, der Vicomte steht noch in den Funfzigen und auf ihn folgt sein Sohn. Welchen Nutzen könnte es haben, die Tochter für Deine Gedanken zu gewinnen?"

„Für unsere, meinst Du."

„Meinethalb — für unsere."

Der junge Mann wiederholte es wiederstrebend. Es blieb abermals einige Augenblicke still, bis der Pfarrer versetzte:

„Auch der Advocat Demogeot stand gestern noch in der kräftigsten Mitte seines Alters. Heut' hat ein Zufall die Bewohner dieses Thal's von ihrem unmenschlichsten Bedrücker befreit."

„Ein Gerücht aus der Stadt, ich weiß nicht von wem verbreitet, sagt im Dorf, er sei ermordet."

„Wenn es Recht hätte, würde ich doch Deinen Ausdruck dafür verwerfen. Der Arm, der einen Mörder von Tausenden trifft, mordet nicht, sondern richtet. Bewußt oder unbewußt vollstreckt er ein sittliches Urtheil der Menschheit."

Die Dunkelheit des Zimmers hatte dergestalt zugenommen, daß die Gesichter der Sprechenden nicht mehr zu unterscheiden waren. Der Schritt Urbain Guéraud's klang gedämpft auf dem persischen Teppich, der den Boden bedeckte, trotzdem hielt er unwillkürlich inne und horchte. Es war gewesen, als ob eine andere, fremdartige Stimme die letzten Worte gesprochen, und auch Clemence hatte sich instinctiv umgewandt und suchte das karge Zwielicht mit den Augen zu durchdringen. Urbain entgegnete ernst:

„Du sprichst einen gefährlichen Grundsatz aus, Oheim, der nicht der Deiner Ueberzeugung zu sein vermag, denn

er würde dem Irrsinn wie der Gedankenrohheit eine tödtliche Waffe in die Hand drücken. Mich däucht, auf dem Standpunkt, den wir einnehmen, ist das Leben des Menschen das einzig Heilige, und auch das des Verbrechers muß geheiligt sein, bis ein Rechtsspruch ihn desselben beraubt."

„Du tödtest den Wolf, der in Deine Heerde einbricht, ohne Rechtsspruch."

„Er ist kein Mensch —"

„Das heißt, er folgt blindem Triebe, der ihn würgen lehrt. Der Hunger schnellt ihn in das Genick seiner Beute, die er zerfleischt, ohne zu wissen, daß er ihr Schmerz bereitet, sie mit dem Leben eines Rechtes beraubt. Er ist kein Mensch, das heißt, er handelt nicht aus Habgier, Bosheit und Grausamkeit, er peinigt nicht, um selbst zu schwelgen, lacht nicht über die Thränen des Jammers, die er erpreßt, um sich zu bereichern. Du thust Unrecht, Urbain, den Wolf zu tödten, denn er ist ein harmloses Thier, das kein Unrecht begeht."

Der junge Mann blieb antwortlos auf die mit ungewohnter Leidenschaftlichkeit gesprochenen Worte des Pfarrers. Draußen begannen die Sterne zu blitzen, Clemence unterbrach die Stille:

„Es ist spät und muß um die Stunde sein, in der Diana kommt."

„Auch heute?“ Der Bruder fragte es und es lag mehr als Abneigung in dem Klang seiner Stimme. „Was hast Du gegen sie?“ erwiederte das Mädchen.

„Nichts. Kenne ich sie denn?“ Er lachte bitter. „Ich kannte in einem anderen Leben einmal ein Kind mit blondem Haar, glaube ich, das sich vor Nixen fürchtete. Sie ist es nicht, denn ihr Haar ist braun, wie ich heut' Morgen gesehn. Sie ist es nicht, denn die Lippen, die damals beteten, spotten, wie ihr sagt, heut' des Himmels. Ich sprach's im Beginn, Oheim, was soll ein Weib mit unseren Gedanken! Sie sind Ranken, die des Baum's bedürfen, um sie zu stützen; Du aber entwurzelst ihren Halt und wirfst sie in den Wind. Ohnmächtig greifen ihre Arme in die Luft und umklammern ein Götzenbild statt des zerschlagenen Gottes. Die Willkür hebst Du in ihnen auf den Thron ohne den Stolz des Mannes, und wenn Dein Meisterwerk vollendet steht, da ist es — eine schöne Buhlerin!“

Zornig zwischen den Lippen hervorgepreßt klang's, Clemence stand unwillig auf. „Mir scheint, Du sprichst auch von Deiner Schwester.“

Mathieu Guéraud trat im Dunkel auf seinen, in räthselhafter Weise plötzlich erregten Neffen zu. Er fragte:

„Gehörst Du zu uns, Urbain?“

„Was hätteſt Du mir nicht genommen, das mir einſt gehört —“

„So weine, denn Du biſt jung. Weine, und aus Deinen Thränen wölbt ſich ein neuer Himmel noch über Dir; das Leben hat noch Täuſchungen für Dich, die keine Wahrheit, auch mit grellſtem Flammenſchein nicht, ihres ſüßen Nebels beraubt. Sie will nicht allein, daß Du ſehend und gut, ſie will auch, daß Du glücklich ſein ſollſt, und das Verlorene giebt ſie in andere Hülle gekleidet Deiner Jugend zurück. Aber zerſchlage nicht ſelbſt das Götterbild, das die Natur Dir im Herzen aufgerichtet, eine Trinität bewahre in ihm, den Glauben an die Menſchheit, an die Macht der Liebe und an die Reinheit des Weibes. Wenn ſie nicht wären, da hätten Tyrannen und Pfaffen Recht, ungeſtraft zu walten, wie ſie es thun; das Blut eines ihrer erſchlagenen Henker ſchriee um rächende Vergeltung auf, und ich ſelbſt würde hinaustreten und rufen, daß die Wahrheit ein Fluch und die Lüge der Selbſtſucht allein ein Segen für die Menſchheit ſei! Ich weiß, was ich Dir genommen; es zuckt kein Riß durch Dein Herz, den ich nicht tauſendfältig vor Dir empfunden, Urbain, und niemand kann ihn heilen, als Du ſelbſt. Doch für Dein Weh giebt es noch Arznei — bleib', mein Sohn, und komme zu uns zurück, wenn Dein Herz ruhiger und gerechter geworden.“

Der Pfarrer hatte es unglaublich weich und liebevoll gesprochen; er verließ das Zimmer und Clemence folgte ihm. Urbain Guéraud warf sich in einen Sessel und bedeckte die Stirn mit der Hand, unter der ihm Thränen hervorquollen. Seine Brust rang nach Luft und er stöhnte: „Gieb mir zurück, was ich verloren! Es ist Lüge, daß du es kannst, daß die Unermeßlichkeit deiner Welt es könnte! Sie ist todt und mit ihr starb Alles — Alles, was lebte, was schön und lebenswerth war."

Er zog die Hand von den Augen und starrte in's Dunkel. „Was war denn lebenswerth? Die Sorgen des Tages? Das Elend, das aus tausend Menschenaugen zu mir aufblickte? Die harte Noth und die Verzweiflung des Einzelnen und des Ganzen? Welches Ziel hatten die Jahre, welches Glück die Zukunft? Und doch lag es hinter mir wie ein unvergänglicher Reichthum, namenlos, doch goldnen Schätzen gleich, die von keinem anderen Auge entdeckt und entweiht einsame Bergestiefe birgt. Weit zurück, in unendlicher Ferne, aber die Sonne funkelte darauf, die Sonne des Frühlings. Aus tausend blitzenden Lichtern wob sie einen Strahlenkranz, der Himmel und Erde zu duftumzittertem, leuchtendem Geheimniß verschlang. Da bricht der Eiseswind von todten Gestirnen herab, in seinem Athem erkaltet die Sonne, die ich geliebt, gleichgültig packt er den Schleier, zerreißt ihn und zeigt darunter

das grinsende Nichts. Ich selbst bin nur ein Theil davon, ein Theil von dem was nicht war und nicht sein wird; mein Hirn denkt und mein Herz fühlt, daß ich todt bin; wohin mein Blick fällt, klingt ein gelles Hohnlachen gegen mich auf, daß ich bis heut zu leben geglaubt. Todt ist Alles um mich her, die Vergangenheit, die Erinnerung, die Zukunft, und nur mit gespenstischen Lippen reden andere Todte mit mir, spreche ich zu mir selber —"

Er sprang auf und eilte in die beginnende Nacht hinaus, die Sterne funkelten flammenden Spott auf ihn herunter, zwecklos irrte er umher. Er hatte einen Weg eingeschlagen, der ihn zur Bergwand hinaufführte, droben ging der Wind und erlosch hinter einer Halde und er sah sich am Rand eines stillen Gewässers, dessen dunkle Fläche die blitzenden Himmelslichter zurückwarf. „Hier habe ich Macht über euch, euer Bild zu vernichten, wie ihr das meine", murmelte er und nahm einen Stein und schleuderte ihn heftig in den Spiegel. Das Wasser brach auf und dehnte sich in lichtlosen Wellenringen mit leisem Rauschen den Ufern zu. Dann begann es wieder in den spielenden Kreisen zu flimmern, undeutlich, doch mit hundertfach gebrochenem Schein, und dann glättete es sich aus und die Sterne blickten wieder zahllos, ruhevoll aus der dunklen Tiefe wie zuvor.

Urbain Guéraud stand unbeweglich und sah es. —

„Dort muß der Kahn liegen," sagten plötzlich seine Lippen unbewußt. Er umschritt einen Theil des Uferrandes, doch die Stelle, an welcher er suchte, war leer. Unruhig lief er weiter, als habe sein Leben seit einer Minute einen Zweck erhalten, nur den einen, den Nachen zu finden. Das Berggelände, das den kleinen See umschloß, trat weiter nach oben vielfach weglos und abschüssig dicht an's Wasser hinan, allein obwohl er manchmal bis an die Knöchel in dasselbe hinabglitt, hielt keine Schwierigkeit ihn ab, jeden Fußbreit des nur in nächster Nähe erkennbaren Ufers zu untersuchen. Er hatte von seinem Ausgangspunkt aus fast die ganze Runde des Weihers vergeblich umkreist, als er an die Stelle gelangte, wo Diana von Hautefort in der letzten Nacht dem nächsten Uferrand zu das kleine Fahrzeug auf den Strand getrieben. Keuchend, erhitzt von der Anstrengung stieß er einen Freudenschrei aus und flog darauf zu. Er sprang gewandt in das Boot und setzte sich auf die morsche Ruderbank desselben, aber er machte keinen Versuch, es auf den Teich hinauszutreiben, sondern er legte die Wange auf den harten Plankenrand und schloß die Augen.

Kaum hörbar, wie Elfenschlummerlied, murmelte dann und wann leise Welle an den Kahn. War es ein letzter Gruß des zornigen Steines, den er zuvor hineingeschleudert? Nein, seine Kreise hatten sich lang beruhigt

und waren verrauscht. Sie hatten nur die Oberfläche kurze Weile hindurch erregt, die Welle, die das süße Schlummerlied sang, kam, wie von spielender Nixenhand bewegt, aus der Tiefe.

„Urbain," flüsterte sie, „meine Sterne sind nicht todt und Du löschst sie nicht aus." Und der Träumende lächelte.

Durch die geschlossenen Lider brach ihm ein leises Flimmern, ein sanftgoldenes Schimmern; süßgeheimnißvoll im Beginn, wie Ahnung glänzender Lichtfäden, nicht sie selbst. Doch allmälig kamen sie aus unendlicher Ferne heran, näher, ein Strahlennetz, das rings die Augen umzitterte. Aber zwischen den Goldfäden hindurch lag es grün mit bunten Blumenköpfen untermischt. Die wiegte der Frühlingswind und kleine, weiße Hände streckten sich haschend nach ihnen aus.

Kamen sie aus dem See und gehörten sie der Nixe? Er sann und sah darauf hin. Nur Hände waren es, sie bewegten sich im Grün, wie die weiße Teichrose sich leicht über dem Himmelsblau des Weihers schaukelte. Eine kleine Welle hob diese und dehnte sich heran und schlug wie ein Athemzug an den Bug des Nachens. Dazu jedoch flüsterte sie wieder:

„Urbain —"

Nein, sie flüsterte es nicht, sie rief es mit lauter

Stimme. Sie rauſchte an's Land und wie ſie das Ufer berührte, ſprang ſie in Elfengeſtalt auf und huſchte hinter den weißen Händen drein. Ihre eignen waren es geweſen und ſie haſchte nach den Strahlen damit, legte ſie ſich wie einen Goldkranz um die Stirn und rief:

„Urbain Guéraud, komm hierher! Willſt Du auch von ihnen? Ich habe genug für uns beide!“

Der Schläfer in dem Kahn fuhr auf und ſah verwirrt empor. Die volle Mondſcheibe fiel, ſchon beträchtlich über den Horizont geſtiegen, ihm grad' in's Antlitz, um ihn glitzerte es von diamantenen Perlen. Er blickte umher, denn es ſchien ihm unmöglich, daß nicht eine wirkliche Stimme ihn gerufen; doch Alles war ſtill und leblos. Nur im Blau des Himmels ſetzte das Traumbild ſich noch fort, die weiße Geſtalt flatterte daran entlang, dann kam ſie dem glänzenden Geſtirn zu nah und verging, ein aufgelöſtes Wölkchen, weſenlos am Firmament.

Nach einer Weile ſchlug Urbain Guéraud den Rückweg ein. Im unſicheren Mondlicht war derſelbe nicht gefahrlos, trotzdem ſchloß er die Lider. „Ich kenne jeden Stein,“ murmelte er, „und ich weiß bei jedem Schritte, wo wir ſind. Wenn Du hier hinunterblickſt, ſiehſt Du grad' auf die Springſäulen, und die weiße Göttin, die Du Venus heißt, ragt darüber hin.“

Drunten ſchlug die Thurmuhr die zehnte Stunde;

seine Hand zuckte bei dem Klang und öffnete sich, als lasse sie etwas fahren, auch seine Augen öffneten sich und blickten weit hinab in die Richtung, die sein Kopf innegehabt. Doch ein Silberschleier überwob Alles und ließ nichts drunten im Thal erkennen, nur ab und zu sprang es da und dort wie ein Funken auf und verglomm. Hoch darüber, nebelweiß in der Ferne schimmerte das Schneehaupt des Mont Mezin.

„Der Vicomte hat Glück", sagte Urbain laut, „es ist eine Nacht, um dort hinüber zu fahren. Eine Nacht, um zu träumen, daß man von Wolken getragen wird, leicht wie ein Gedanke, und im Morgengrauen mit erstarrtem Körper herabzufallen."

Ihn fror, er setzte seinen Weg schneller fort und erreichte das Pfarrhaus. Es lag wie am Abend zuvor, als der nämliche Weg Diana von Hautefort darauf zugeführt, bereits lichtlos, wie in Schlaf versunken. Dem Ankömmling schien es schwerer zu werden als jener, sich in der Finsterniß zu orientiren; er stolperte unschlüssig über den ausgetretenen Flur, bis plötzlich Clemence's Stimme freudig erregt aus dem Dunkel flüsterte: „Bist Du's?"

„Ja, ich bin's," versetzte er. „Du, Urbain?" erwiederte sie enttäuscht, doch sie fügte hinzu: „Komm, ich will Dich führen, obgleich Du es nicht verdienst, denn Du warst unartig."

Ihre ausgestreckte Hand fand die seine, faßte sie und leitete ihn eine Treppe hinunter. Er fragte: „Wohin bringst Du mich? Hier bin ich nie gewesen.“

„Wir sind gleich zur Stelle.“

„Ich wollte, es wäre noch weit,“ antwortete er gedankenlos.

„Warum?“

„Um weiter an Deiner Hand zu gehen.“

Clemence lachte. „Du willst galant sein und wieder gut machen, was Du gefehlt. Das ist hübsch und ich verzeihe Dir. Früher war'st Du liebenswürdiger, sei wie damals und benimm Dich auch artiger gegen Diana. Ich weiß wohl, daß es keine Ehre ist, wenn sie zu uns kommt, denn vor der Vernunft sind wir alle gleich, allein wie wenig Menschen giebt es noch, die vernünftig denken. Es ist schwerer für sie, da sie eine Gräfin ist und dabei verliert, während wir dabei gewinnen. Warum wolltest Du sie kränken? Ich erinnere mich recht gut noch, daß ihr als Kinder öfter zusammen gespielt, und sie wird sich dessen auch noch entsinnen —“

„Glaubst Du, Clemence?“

„Ich wenigstens erinnere mich noch an manche kindische Dinge aus der Zeit und es ist mir oft amüsant, daran zu denken, wie albern man war. Hier sind wir!“

Sie öffnete eine Thür und ein gedämpfter Licht-

schimmer empfing sie. Es war ein niedriges Kellergewölbe in das sie eintraten, nicht anders als der Anblick des Pfarrhauses von Außen es vermuthen ließ. Nackte und feuchtglimmernde Steinwände umschlossen den unbehaglichen Raum, dessen rohe Luft- und Lichtöffnungen mit Brettern versetzt waren. Eine verhängte Lampe erhellte kärglich zwei Holzbänke und einen plump aus dem nämlichen Material gezimmerten, kanzelartigen Sitz an der Wand. Schwere und kalte Luft durchfröstelte den Ankömmling; das Ganze hatte etwas Kerkerhaftes, zu dem ein Wasserkrug und eine harte Brodrinde auf der Bank, Eisenklammern in den Stein genietet, gepaßt hätten; es ähnelte einem Grab für Lebendige.

„Hier?" erwiederte Urbain, von unwillkürlichem körperlichem Schauder überlaufen. „Er hat Recht, hier muß Einem alles Andre gleichgültig erscheinen, als Licht und Luft und der Gedanke, sie noch einmal wieder zu empfinden."

Clemence lachte. „Im Anfang dachte ich's auch und hatte Sorge um meine Kleider, sie nicht an den nassen Wänden zu verderben. Doch man gewöhnt sich merkwürdig schnell an Alles und wenn man wieder hinaufsteigt, athmet man desto voller. In der Bastille, denke ich mir, muß es doch schlimmer sein."

Die Thür öffnete sich und Mathieu Guéraud trat ein. Sein Blick, der die Anwesenden schnell überflog,

hatte einen unruhigen Glanz. „Ihr seid noch allein?“ fragte er.

Die Nichte versetzte: „Es ist spät, Diana muß verhindert sein.“

„Hast Du sie seitdem die Nachricht kam — ich meine, seit heut' Morgen gesehn?“

Clemence verneinte. Der Pfarrer ging schweigend auf und ab und kämpfte eine Frage zurück; dann blieb er vor Urbain stehn.

„Ein Zufall betraf sie, als sie — als sie die Botschaft aus Paris vernommen, und Du halfst ihr. Wie sie zur Besinnung gelangt, hat sie mit Dir gesprochen?“

Der junge Mann zuckte die Achsel. „Sie sah mich wortlos an und ging. Uebrigens befand sie sich schon vorher in der Exaltation und der Zufall trat erst ein, als ich die Nachricht —“

„Ich weiß,“ schnitt Mathieu Guéraud ab, „es war natürlich; wenn die Aufregung ihre Höhe erreicht, erschlaffen die Kräfte. Ich suchte sie um Mittag, und die Schwester sagte, sie sei krank und lasse niemanden zu sich.“

„Krank?“ fragte Urbain hastig. Die Unruhe des Pfarrers steigerte sich, er blickte unschlüssig auf seine Hände nieder. Dann glänzte es plötzlich erlösend in seinen Augen und er lauschte gespannt. Auch die Anderen thaten es unwillkürlich; es klirrte leise droben an der Hinterthür

und Mathieu Guéraud athmete tief auf. „Sie kommt dennoch," murmelte er.

Eine Minute verging und ein halblautes Zeichen an der Thür ertönte. Wie Clemence eilig öffnete, fiel der matte Lichtschimmer in Diana von Hautefort's Antlitz. Sie war noch bleich wie am Morgen, ihr Auge streifte flüchtig über Urbain, dann heftete es sich auf den Oheim desselben.

„Wir befürchteten, Dein Ausbleiben werde durch Krankheit verschuldet," sagte dieser mit ruhiger Stimme.

„Nur der Tod hätte es zu thun vermocht," entgegnete sie langsam. Er hielt seinen Blick in dem ihren, allein er schritt schnell auf sie zu. „Worauf wartest Du? Komm."

Trotzdem zögerte die junge Gräfin noch. „Ich komme nicht allein —"

Urbain's Stirn runzelte sich leicht, doch Clemence's Lippen entglitt ein ahnungsvoller Freudenlaut. Diana war zur Seite getreten und hinter ihr tauchte im matt-dämmernden Gewölbgange das Gesicht Feliciens von Hautefort auf.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Das Licht der verhängten Lampe in dem Kellerraum war nicht gedämpft genug, in gleicher Weise den Farbenwechsel auf den Wangen der Nichte des Pfarrers, wie auf den bleichen Gesichtszügen des letzteren verkennen zu lassen. Die beiden neuen Ankömmlinge traten ein und eine von Keinem unterbrochene Stille folgte, während Mathieu Guéraud mit leicht zitternder Hand die Thüre schloß. Er war überrascht und man sah, daß das Blut ihm, mit plötzlicher Hast zum Kopf geströmt, einen Moment Sprache und schnelle Auffassung des Unerwarteten raubte. Der junge Edelmann warf einen verwunderten Blick über die karge Ausstattung des halbunterirdischen Gemaches, in dem er sich befand, dann begrüßte er Urbain mit einer Verbeugung und die Schwester desselben mit einem Lächeln. Nun wandte der Pfarrer sich gegen ihn und fragte ernst:

„Was suchst Du hier, Felicien von Hautefort?“

Der Angesprochene erröthete leicht. „Die Wahrheit.“

„Wer zu uns kommt, muß von ihrem Werthe überzeugt sein, muß ihr bereits selbst nachgetrachtet haben. Bist Du jenes und hast Du dieses gethan?“

„Ja, für das Erste“ — er stockte und fügte hinzu: „Ich glaube, daß ich es unbewußt that.“

„Doch Du hattest Anderes hier erwartet, Dein Gesicht spricht es aus. Du glaubtest, Seltsames würde Deine Sinne reizen, ein geheimnißvolles Etwas sich Deiner Phantasie bemächtigen. Du findest keine Verschwörer, welche in vermummter Gestalt Dir den Dolch auf die Brust setzen, Dich mit furchtbarem Eide an ewiges Schweigen zu ketten, daß Deine Zunge nie verräth, was das Auge sieht, das Ohr vernimmt; keine Secte, die zu einem neuen Gotte betet und Märtyrerthum oder Auflehnung zu offener Gewalt gegen ihre Verfolger von Deinem Glauben verlangt. Hat Deine Jugend den Schimmer der Romantik bei uns gesucht, so verlaß uns. Was wir Dir bieten, sind nackte Gedanken, wie die Steine dieses Gemachs, trostlos, elend, daß Du wie aus einem Kerker von ihnen nach Licht und Luft emporringst, die Dich verwandelt anwehen, wenn Du zu ihnen zurückkehrst. Was das Leben an schöner Täuschung, an Erinnerung und Verheißung für Dich besaß, giebst Du unwiederbringlichem Verluste hin und gewinnst nur Eines, die eisige Wahrheit, die fortan als ein Gespenst in jedem

Sonnenstrahle vor Dir zittern, sein Licht Dir dunkeln, seine Wärme Dir erkälten wird. Und Eines auch ist es nur, was wir von Dir begehren: daß Du, wenn Du erkannt, nach Deiner Erkenntniß handelst."

„Deshalb bin ich gekommen."

„Du bist jung, reich, von hoher Geburt, das Leben hat tausend Verlockungen und Erfüllungen für Dich mehr als für andere. Weshalb willst Du sie fortwerfen, ein Nichts für sie eintauschen, in dem Du Dich selbst verlierst?"

Felicien schwieg einen Augenblick, dann versetzte er: „Was der Gedanke verlor, besteht in keiner Wirklichkeit mehr und ist nicht zurück zu gewinnen. Ich habe fortgeworfen, gieb mir den Ersatz, den Du bieten kannst, und wäre es ein Nichts."

„Und was ist's, das einzig noch für Dich besteht?"

„Die Vernunft, um zu erkennen, die Liebe, um nach jener zu handeln."

„Das sind Diana's Worte auf Deinen Lippen."

Sie nickte und der Pfarrer machte ein Zeichen, auf dashin Diana des Bruders Hand faßte und ihn auf eine der Bänke an ihre Seite niederzog. Urbain setzte sich neben seine Schwester auf die andere, Mathieu Guéraud aber betrat den etwas erhöhten Platz an der Wand. Er stand dort ähnlich wie auf der Kirchenkanzel, doch der Vergleich

enthielt nur Richtigkeit in Bezug auf die letztere, nicht auf ihn. Vielmehr ließ sich kein größerer Gegensatz zwischen dem Pfarrer von Saint Pierre im mystischen Farbenlicht der hohen gothischen Fenster und dem weißhaarigen Manne hier unten erdenken, dessen Scheitel jetzt fast an das Steingewölbe des dämmerhellen Raumes hinanstieß. Nicht gebückt stand er, als suche er sich der Schau hundertfach auf ihn gerichteten Blickes zu verbergen, nicht niedergeschlagenen Auges, sondern hochaufgerichtet, mit unbeweglicher Wimper, unaussprechlicher Hoheit und Güte voll auf der kleinen Gemeinde zu seinen Füßen verharrend. Draußen rauschte der Nachtwind in Baumeswipfeln, es war der einzige, wie aus endloser Ferne leis hereinhallende Laut der Außenwelt, der in das unterirdische Gemach niederdrang, und Mathieu Guéraud sprach:

„Auch Du also weißt es, Felicien Hautefort, daß die Unendlichkeit droben, die Du Himmel benennst, leer ist von den Gedanken Deines Hauptes und von den Empfindungen Deines Herzens? Daß Dein Haupt und Dein Herz mehr sind als die Sonne, die sie erzeugt und erhält, da sie es fühllos und willenlos thut und, selbst ewig blind, Deine Augen öffnet. Daß sie einst erkalten wird wie Dein Herz, gewesen sein, ausgelöscht aus Keines Gedächtniß, weil kein beseeltes Leben mehr vorhanden ist, Kunde von der Geschichte der Menschheit zu geben. Und wird dieser

Augenblick kommen, da wird es auch ewig gleichgültig sein, ob sie jemals gewesen, mit ihrem Haß und ihrer Liebe, mit Jauchzen und Verzweiflung. Du bist nur, weil Du heute bist, und in der Spanne Zeit nur, die Du Leben heißt, sind Deine Götter. Mit Dir vergehen auch sie im Nichts, das sie gebar, denn nur Du selbst bist ein Gott, wenn Du gut, ein Teufel, wenn Du böse bist. Du hast's erkannt und deshalb kommst Du zu uns.

Denn Du erkanntest zuerst, daß die Religion, welche Dir als unantastbare und unumstößliche Wahrheit gepredigt worden, nicht die wahre zu sein vermöge. Sie widerstrebte der Vernunft Deines Hauptes und dem menschlichen Gefühl Deines Herzens. Du sahst, daß sie im Namen ihres Gottes die Gerechtigkeit beugte, den Schwachen bedrückte und den Frevel des Starken belohnte. Die Tyrannei der Könige hieß sie von der Gnade Gottes gewollt und das Joch, das den Völkern aufgezwungen worden, gerecht. Mit unerbittlicher Strenge strafte sie die menschlichen Regungen des Armen, des Niedrigen, sie verzieh den Lastern und Verbrechen der Mächtigen. Gleich einem Riesengrabstein über Lebendigen erhub sie eine Pyramide zum Himmel, gekrönt von der Herrschergewalt eines einzigen Sterblichen, die mit jedem Zoll ihres Umfanges die schweißbedeckte Stirn jedes, der dem Volke angehört, zur Erde hinabpreßt. Nur wer dem Pharaonenbau dieser Pyramide

angehört, besitzt ein Recht, der von ihr Bedrückte nur Pflichten. Einige Tausende sind Herren, in allen Genüssen, welche die Erde bietet, zu schwelgen, Millionen über Millionen sind Knechte, in Marterqual täglicher Erschöpfung, des Hungers, der Verzweiflung zu darben und zu ringen, ihren Herren jene Genüsse zu ermöglichen. Doch sie sind Knechte, nicht weil ihnen die Kraft mangelte, ihre Fesseln zu zerbrechen, sondern deshalb allein, weil die Religion ihnen gebietet, sie zu tragen. Weil sie ihnen in einem anderen Leben Lohn für ihr Erdulden verheißt und ewige Strafe dem, der es versuchen würde, hienieden an seinen Ketten zu rütteln. Darum thront an der Seite des lohnenden Gottes der Teufel, dem Macht über alle gegeben sein wird, welche den Geboten der Religion sich widersetzen. Mit furchtbaren Worten schildern die Diener der Kirche ihn und sein Reich, der Pinsel der Maler stellt ihn in höllischen Flammen als ein entsetzliches Körperwesen dar. Doch handelten sie der Wahrheit gemäß, so würden sie ihn nicht mißgestaltet, abschreckend, anwidernd schildern, sondern schön, von Edelsteinen blitzend, mit einem stolzen oder verführerischen Lächeln auf den Lippen. Der eine häßliche Teufel ist ein erlogenes Phantom der Religion, Wahrheit sind die tausend frisirten und gepuderten, goldstrahlenden und bisamduftenden Teufel, die auf dieser Erde wandeln und sie zur Hölle gestalten für das Volk, das an sie glaubt.

Das ſahſt Du, Felicien Hautefort, und Du ſagteſt Dir, eine ſolche Religion könne nicht die wahre ſein, denn wäre ſie's, ſo gäbe es nichts Niedrigeres, Grauſameres, nichts Verächtlicheres als ihren Namen. Die Erde zeugt jeden Menſchen gleich an Kräften des Körpers und des Geiſtes; von Natur gleich, beſitzen alle das gleiche Recht zu leben, die Freuden des Daſeins zu genießen, ſeine Noth zu lindern, an den Gütern der Erde Theil zu haben, ſo viel ihre Arbeit ihnen davon zu gewähren vermag. Doch zwiſchen den Bewohnern des Erdballs müſſen Grenzen beſtehen, über vielen eine gemeinſame Ordnung herrſchen. So theilen ſich Völker, bildet ſich Staat und Geſetz. Dies aber ſoll nicht einen winzigen Bruchtheil des Volkes in eine Schale legen, um mit ihr als mit gefälſchtem Gewicht die Schale des Ganzen in die Luft zu ſchnellen. Mit dem gleichen Recht ſoll ſie allen gleichen Genuß und gleiche Güter zuwägen, gleiche Mühe und Jammer vertheilt das Leben ſelbſt. Solche Ordnung, der jeder ſich an ſeinem Platze ohne Beeinträchtigung unterzuordnen vermöchte, wäre eine gerechte und menſchliche, und wer zum erſtenmal von dem Begriff einer Religion, der Lehre göttlichen Willens, vernähme, müßte denken, jene ſei der Zweck ihres Waltens.

Du aber ſahſt, Felicien Hautefort, daß es nicht ſo war. Du ſahſt, daß der Zweck der Religion nicht ſich in Gerechtigkeit und Milde ausſprach, ſondern daß ſie nur

ein selbstsüchtiges Ziel verfolgte, die Herrschaft zu erringen, um ihre Habsucht zu befriedigen. Dazu aber verhalfen ihre Götter ihr nicht, die irdische Gewalt mußte irdische Kraft ihr leihen, und die Priester sie lehrten, daß die Könige, die Großen, die Obrigkeit von Gottes Willen und Gnade eingesetzt seien, damit diese alle wieder zum Dank dem Volke gegenüber ihre Macht den Ansprüchen der Kirche dienstbar machten. Zwei Räuber, aus verschiedenen Richtungen kommend, vereinigten sich irdische und geistliche Gier, ihre Beute gemeinsam zu überfallen, schamlos sie des Letzten zu berauben. Und Du sahst es und sagtest Dir, gleichwie diese Religion nicht die wahre ist, kann diese Obrigkeit, dies Königthum von keinem Gotte gewollt sein.

Doch mächtig trotz Allem wirkte in Dir noch immer die tiefeingeprägte Lehre Deiner Kindheit. Schwindelnd fandest Du, daß falsch sei, daß Dein Herz verwerfen mußte, was Du gedankenlos zu verehren gewöhnt worden, woran vielleicht dies selbe Herz um eines poesievollen Hauches willen gehangen. Seine Stimme genügte Dir nicht für die ungeheure Entscheidung und Du blicktest zweifelnd noch umher, ob die andere Hälfte Deines Selbst, ob die Vernunft seinen Spruch bestätige. Du hattest die Religion auf der Goldwage des eingeborenen menschlichen Gefühls geprüft, nun legtest Du an sie den Maßstab

Deiner Erkenntniß der Dinge um Dich her, der Erscheinungen und Gesetze auf der Erde und im Weltall.

Da trat Eines Dir zuerst entgegen: daß nicht eine Religion nur bestehe, sondern daß ihre Zahl unendlich mannigfaltig sei, gleich den Völkern der Erde. Daß es lebende Religionen giebt und todte, die einst gelebt, wie jene. Daß aber keine ist und keine je gewesen, die nicht von sich behauptet, sie einzig sei die Wahrheit. Wenn nun die Deine diese Behauptung mit Recht aufstellte, so mußten jene anderen falsch sein. Trotzdem sahst Du, daß die Priester aller in gleicher Weise im Namen Gottes ihre Lehre kündigten, daß der Gott der Einen den der Andern verdammte und verfluchte, daß überall in seinem Namen das Recht gebrochen, die Herrschaft erstrebt, die Menschheit erniedrigt, beraubt, gemartert und getödtet wurde. Der tausendfach gefälschte Gott handelte wie der Eine wahre; seine Offenbarungen bestanden hier wie dort in Gewalt und Betrug.

Darum sagtest Du Dir, jede Religion sei Menschenwerk, auch die Deine. Von einem Schwärmer, von einem guten Menschen vielleicht als frommer Betrug zum Wohle seines Volkes ersonnen, gerieth sie überall schnell in die Hände des Mißbrauchs, der Ketten aus ihr schmiedete, die Masse der Unwissenden an ihnen in Sclavenfesseln zu legen, damit sie zum Frohn der Listigen dienten. Wäre

ein allmächtiger, allweiser und allgütiger Gott, wie sollte ihn der Mißbrauch nicht empören, der mit ihm getrieben wird, wie sollte das Elend ihn nicht jammern, das sein Name verschuldet! Kann er durch die Jahrtausende, durch zahllos untergehende Geschlechter hindurch kalt und gleichgültig darauf herabschauen, so ist er nicht allmächtig, nicht weise und nicht gütig. Wenn er es wäre, so hätte er eine Religion uns offenbart, deren Weisheit und Güte in jedes Herz und Haupt als Wahrheit glänzte, wie die Sonne in unserm Auge. Wozu sollte er sich uns verbergen, er, der Liebe und Verehrung von uns fordert, sich uns hassenswerth machen?

So sagtest Du Dir, Felicien Hautefort, es sei keine Religion je von einem Gotte offenbart worden, sondern Menschengeist habe sie erdacht, auch die Deine. Allein konnte sie nicht dennoch wahr sein, der Muschel gleichen, die mit tausend werthlosen aus der Tiefe des großen Räthselmeeres heraufgeholt, die ächte Perle umschloß? Und Du fragtest Dich, welche Beweise sie für ihre Wahrheit darbringe?

Da traf Dich die Antwort: Du sollest an sie glauben. Das heißt, Du sollest auf die Versicherung aus dem Munde sterblicher Menschen gleich Dir bauen, Menschen, die Du als betrügerisch, habsüchtig und unmenschlich erkannt. Deine Pflicht sei es, ihre Behauptungen für wahr zu halten ohne

Beweis, denn daß Du dies könneſt ſei der Beweis für ihre Richtigkeit. Nur dieſer Glaube führe Dich zur verheißenen Seligkeit, jeder Verſuch dagegen, ſeinen Gründen nachzuforſchen, zu den Strafen der Verdammniß.

Lachteſt Du über ſolchen Hohn, der mit Deiner Vernunft getrieben ward? Du warſt ein Kind noch und fürchteteſt Dich vor dem Unbegreiflichen. Doch Deine Vernunft erſtarkte und eines Tages wandte ſie ſich gegen Deine Lehrer, daß ſie Dir die Gründe geben ſollten, welche ſie zur unerſchütterlichen Annahme der Wahrheit ihres Glaubens geführt. Derſelbe müſſe entſtanden ſein, ſagteſt Du, weil er dem menſchlichen Geiſte durch Ereigniſſe gedeutet worden; jetzt Glaube, müſſe er an ſeinem Urſprung Erkenntniß geweſen ſein.

Und nicht umſonſt hatteſt Du dieſe Forderung geſtellt, ſie erkannten ihre Berechtigung an, ja ſie lobten Deinen Eifer jetzt, die Wahrheit nicht nur durch den Glauben in Dir, ſondern in der heiligen Ueberlieferung, auf der er beruhe, zu erkennen. Mit ernſter Würde brachten ſie Dir ein Buch, vor Jahrtauſenden in fernem Lande unter fremdem Volke von Menſchenhand geſchrieben. Doch nur von ihr geſchrieben, ſagten ſie, eingegeben von göttlichem Geiſte, der unverkennbar aus der Vortrefflichkeit der darin enthaltenen Lehre, den erfüllten Weiſſagungen ſeiner Propheten, den Wundern ſeiner dargeſtellten Ereigniſſe

hervorleuchte. Sie gingen und ließen Dich allein mit dem „heiligen Buche."

Du begannst es vom Anfange zu lesen, allein mit jedem Blatte, das Du umwandtest, stieg Dein Erstaunen. Eine Sammlung von Märchen und Fabeln, von Betrug, Rohheiten und Abscheulichkeiten, in kindischer und plumper Form, sich widersprechend, albern und sinnlos — ein Gott und eine Moral, welche denen hundert gleichzeitiger Religionen unaussprechlich an Werth, Güte und Menschlichkeit untergeordnet erschienen — das war Eingebung des göttlichen Geistes, die Vortrefflichkeit der Lehre, der Grund, auf dem Dein Glaube beruhen sollte? Du prüftest die Weissagungen der Propheten und erkanntest jene als von späterer Zeit gefälscht, diese als Schwärmer und Phantasten, wie Unwissenheit und blinder Fanatismus sie in allen Religionen gebiert. Ein Grauen, ja ein Widerwille faßte Dich gegen das ganze jüdische Volk, seine bluttriefende Geschichte, seine eitle Selbstverblendung, seine thierische Denkart, die jedem Schönheits- und Kunstbegriff fremd gleich einem garstigen Raben neben der weißen Taube griechisch-gesitteter Veredlung des Menschengeschlechts erschien. Wenn diese dem falschen Gotte huldigten, dann war er ein Gott neben dem wahren der Stämme Israels. Doch Du wolltest nicht ungerecht sein, die Bibel sprach Dir nur noch von dem Gotte der Juden, nicht von dem

der Christen, und Du wandtest Dich dem zweiten Theile des heiligen Buches zu, der die Grundlagen Deiner Religion enthielt.

Da traf Dich zuerst das Wort des Stifters derselben: „Ich bin nicht gekommen, Moses und die Propheten aufzuheben, sondern sie zu erfüllen."

Nur ein neues Haus also war es, das Jesus, genannt Christus, den eine Jungfrau geboren haben sollte, auf dem alten Fundament erhöhte. Den Boden hattest Du als morsch und nichtig bereits erkannt, aber an der Unvergänglichkeit des auf ihm errichteten Gebäudes solltest Du nicht zweifeln.

Welcher Art waren die Beweise, die man Dir hierfür bot? Ein Sammelwerk von Schriften, das Neue Testament genannt, umschloß sie, von den Ungebildetsten des rohen Volkes verfaßt, den ersten Ausdrucksversuchen eines Kindes ähnlich, verworren, oft sinnlos, obwohl vom göttlichen Geiste eingegeben auf jeder Seite fast an directen Widersprüchen voll. Die erste Manifestation des Gottes der Christen also war, daß er irrte.

Eine neue Hauptperson Deiner Religion trat Dir jedoch entgegen. Sie begann damit, daß sie die Gesetze der Natur umgestoßen haben, durch einen Hauch Gottes von einer Jungfrau geboren worden sein sollte. Du mußtest lächeln, denn Du entsannst Dich, daß lange vorher in dem

Glauben des menschenreichsten Volkes im fernen Osten an den Ufern des Ganges das göttliche Kind Çaoshyaṇç gleichfalls einer reinen Jungfrau entstammt sei, daß die Anbetenden, die es zu suchen gingen, durch einen Stern von großem Glanze zu seiner Geburtsstätte geleitet worden. Du entsannst Dich, daß die Verehrer Buddha's nicht minder einen Messias erwarteten, daß Zarathustra ein tausendjähriges irdisches Reich des Auramazda verkündigte. Du gedachtest der Egypter und der Griechen, die ihren Gott den „Herrn", den „Erlöser", den „Heiland" benannten, der eleusinischen Mysterien, in welchen den Gläubigen im Namen der Demeter und des Dionysos Brod und Wein als Symbol gespendet ward. Den „Fürsten des höllischen Reiches" und „Vater der Lüge" fandest Du im Angramainyus des Aveſta, den Ort, wo nach dem Tode die Schlechten durch Feuergluth geläutert werden, in der Lehre Zarathustra's. Im Mithra, dem „Mittler", der ein Geschöpf Auramazda's ist, dem Helfer der Armen und Unterdrückten, der verklärt gen Himmel fährt, nachdem er denen, die seiner Lehre anhängen, Unsterblichkeit verheißen, erkanntest Du den eingeborenen Sohn, der zur Rechten Gottes sitzen wird, ja selbst die Logosidee des Evangelisten Johannes in dem Original des weiseren Zarathustra —

Und Du sagtest Dir: Die Lehre Jesus', genannt

Christus, der kein Sohn Gottes, sondern der des Zimmermannes Joseph zu Nazareth und seines Weibes Maria war, ist keine neue, sondern uralt, aus den Phantasieen aller Völker und Religionen des weiten Orients zusammengetragen. Wer aber war dieser Stifter selbst und wodurch suchte er, von Menschen gezeugt, seine göttliche Kraft zu erweisen?

Durch Wunder, denen gleich, mit denen jeder Taschenspieler heut' die unwissende, dreingaffende Menge blendet, so zweckloser und niedriger Art, daß der einzig Gebildete unter denen, die uns die Lebensgeschichte Christi übermacht, sich schämt, ihrer Erwähnung zu thun. Wunder, die leibliche Schäden Einzelner heilten, nicht die großen geistigen, an denen die Menschheit und vor Allem das jüdische Volk krankte, possenhaft, ja ungerecht für einen Gott, erfunden, als hätten sie den Zweck verfolgt, ihn in seiner Ohnmacht darzustellen.

So stand Jesus, der Sohn Josephs vor Dir, ein Mensch, ein Prophet gleich den Zahllosen, die vor ihm gewesen. Du schlugst die Werke seiner gebildeten und vernunftbegabten Zeitgenossen auf und sahst, daß von ihnen keiner ihn für etwas Anderes gehalten, daß sie ihn als einen Schwärmer, ja als einen Narren bezeichnet. Denn er stand vor ihnen, wie es heut' Einer vor uns thäte, den wir in den Windeln liegen, langsam Jahr um Jahr aus

kindiſchem Treiben aufwachſen geſehn. Was würden wir ſagen, wenn ein ſolcher plötzlich eines Tages vor uns hinträte und der Sohn Gottes zu ſein erklärte? Wenn er behauptete, er ſei geſandt, das Reich Davids wieder herzuſtellen, der Teufel habe ihn auf einen Berg und auf die Zinne des Tempels geführt, die Erde ihm verſprochen, wenn er niederfalle und ihn anbete, doch er ſei der Herr des Weltalls und werde mit den Wolken des Himmels zurückkommen, um Gericht zu halten. Verlachen würden wir ihn und ſeine Anhänger; überall im Anfang, wohin die neue Lehre drang, aus der Hefe des Volkes zuſammengerottet, fanatiſche Schwärmer, wie bei der Neuſtiftung aller Religion im Beginn; gewaltthätige, grauſame, blutige Eiferer, ſobald ſie die irdiſche Macht erlangten. Und verlachen vor Allem würden wir, wenn wir heut' zum erſtenmal von ihr vernähmen, die ſinnloſe Gottheit, welche ſeine Phantaſie auf den Thron des Himmels geſetzt, die Dreiheit, die eine Einheit und doch nicht daſſelbe iſt, die noch vernunftwidrigere Umwandlung der Tetraktys des Pythagoras, der Vierheit, die als Urgrund des Weltalls und Urquell des Geſchaffenen gleichfalls eine myſtiſche Einheit ſein ſollte.

Das war's, was das „heilige Buch" der Prieſter, das ſie in Deine Hand gelegt, Dich lehrte. Es ſtimmte mit der Entſcheidung Deines Herzens und Deiner Vernunft überein, daß die Religion, die Du verehren ſollteſt, keine

göttliche, keine geoffenbarte, keine Wahrheit ſei. Jene hatten Dir die Fälſchung derſelben durch ihre Wirkung dargethan, die Bibel zeigte ſie Dir in ihrem Urſprung als Menſchenwerk und Lüge. Sie beſaß nicht mehr Werth als jede der übrigen Religionen, welche ſie als teufliſche Irrlehren verdammte, ja, den beſſeren unter ihnen ſtand ſie an Erhabenheit der Anſchauung, Tiefſinn des Gedankens und höchſter ſittlicher Milde ihres Geſetzes nach. Keine aber von allen, die je geweſen, war ſo zum Fluch der Menſchheit geworden, hatte ſo erbarmungsloſe Gräuel, einem Rieſenſcheiterhaufen der Lebensfreude gleich, zuſammengethürmt, ſolche Schurken, Henker, bluttriefende Beſtien, ſolche namenloſe Verzweiflung erzeugt und geprieſen wie ſie. Schaudernd, wie zuvor von der wüſten Geſchichte des jüdiſchen Volkes, das ſich als das auserwählte Gottes betrachtet, wandteſt Du Deine Seele von der Herrſchaft, welche die chriſtliche Religion geübt. Der Blutgeruch vernichteter, ausgerotteter Völker, der Brandodem jahrtauſendlang gefolterter, zu Aſche geloderter Opfer der Kirche wehte Dich an, um Dich auf ſtieg das Jammergeſchrei von Millionen über Millionen Greiſen, Matronen, Jungfrauen, Kindern, die zur Marter, zum Richtplatz geſchleift wurden, im Namen des Gottes, der nicht war. Ja, ſchaudernd wandteſt Du Dein Auge, und dennoch athmete Deine Bruſt tief und dankbar auf. Dankbar, daß der

entsetzliche Thron dieses Gottes, der allen edelsten Regungen Deines Herzens höhnisch in's Antlitz schlug, leer, daß die verabscheuenswerthen Wirkungen Deiner Religion nur die Folgen einer von Menschengier und Wahnwitz erdachten Lüge waren. Schön, rein und jungfräulich lag die von Deinem Glauben geschändete Welt wieder vor Dir da, und Du fühltest, daß keiner vor Dir ihrer Unbegreiflichkeit näher gestanden als Du, daß alle Religionen nichts seien und nichts sein könnten, als in den Welteuraum hineingebaute Wünsche irrender Menschengedanken.

Doch, so weit gelangt, gab es kein Anhalten, kein feiges Zurückbeben für Dich. Die falschen Götter hattest Du durchschaut, jetzt trieb unbezwinglicher Drang Dich, den wahren, den Urgrund aller Dinge und Deiner selbst zu erkennen. Durch wen denn, fragtest Du Dich, ward das Weltall, das diese Erde und Dich selbst als ein flüchtig belebtes Staubkorn auf ihr gezeugt, aus wessen Hand konnte es erstehen?

Aus der eines Gottes nur, erwiederte Deine Vernunft, die immer noch in den Vorstellungen, welche Dir von Kindheit auf eingeprägt worden, befangen lag. Eines anderen Gottes, als die Religion ihn gelehrt, doch in seinem unerkannten Wesen ihm ähnlich. Aber gleichzeitig schon durchdrang Dich blitzesartig die Erkenntniß, daß dieses

Weſen kein körperliches zu ſein vermöge. Sollte es aus Fleiſch und Blut, wie wir, oder aus welchem Stoff beſtehen? Dann mußte ſeine Materie vergänglich ſein, gleich uns, ein Zeitpunkt eintreten, wo auch dieſer Gott ſtarb. Nein, nur eine Annahme, die alter und neuer Philoſophie blieb, daß Gott körperlos, daß er ein Geiſt ſei.

Das heißt, ein Weſen, das keinen Raum einnahm und doch den Raum des Weltalls erfüllte, das keine Bewegung in ſich enthielt und doch die Welt bewegte, das, unveränderlich, doch unausgeſetzt wirkte und handelte.

Du ſtutzteſt — war ein ſolches Weſen denkbar, war es ein Etwas, das mit dem Begriff des Lebens zuſammenfiel? Und dieſes körperloſe Weſen, das Dich, das heißt, Alles was vor Dir war geſchaffen, wie vermochte es dies zu thun? Es ſchuf im Beginn die Zeit, den Raum und den Stoff. Doch ſchuf es die Zeit, ſo mußte es ſelbſt vor ihr, ſeine Exiſtenz ſchon Zeit geweſen ſein; ſchuf es den Raum, von wo aus konnte es dies, wenn keiner vorhanden war? Und wie konnte Bewegungsloſes das Bewegte, Immaterielles die Materie ſchaffen? Was war dieſer Gott überhaupt als ein Wort, mit dem Du Dir die Unbegreiflichkeit der von Ewigkeit, anfanglos wirkenden Kräfte des Weltalls bezeichneteſt? Gewannſt Du etwas für Deine Vernunft und für Dein Herz, wenn Du die Eigenſchaften des Stoffes Gott benannteſt?

Und doch ein jäh durchzuckender Schmerz, ein Schreck befiel Dich, denn wie sturmgepeitschtes Wolkengetriebe brach aus dem Abgrund dieser neuen Erkenntniß eine ungeheure Fluth düsterer Empfindungen über Dich herein. Schattenhaft erst durcheinander wogend, dann grell sich sondernd mit meduſenhaftem Antlitz. Einsam und allein standest Du plötzlich im tosenden Weltengetümmel, nur auf Dir selbst, der Fähigkeit Deines Körpers, fortzuleben, ruhend, von keinem Dir ähnlichen Gedanken gewollt und in's Dasein gerufen, von keinem mitempfindenden Geiste geschützt, haltlos, ein Erzeugniß der Erde, wie das Thier, die Pflanze, der Stein, vergänglich gleich ihnen an Leib und Seele. Betäubt standest Du, denn dies Leben war keine Vorbereitung für ein besseres, wie man Dich gelehrt, sondern das Einzige was Du besaßst, für eine Spanne Zeit Dein nanntest, um fortan ewig nicht mehr zu sein, wie Du von Ewigkeit vorher nicht gewesen. Vernichtet brachst Du unter der schneidenden Erkenntniß zusammen, denn mit der Unsterblichkeit, die sie Dir geraubt, schien sie Dir als ein gleichgültiges Nichts auch schon das vergängliche Leben selbst, das Du noch in Dir fühltest, genommen zu haben. Und ermüdet schliefst Du ein, und wie Deine Gedanken Dich in den Schlaf verfolgten, däuchte es Dich ein schwerer Angsttraum, aus dem die Sonne Dich wecken müßte, wie sie es oft aus bösen Träumen

gethan, daß ihre Schatten wesenlos im Morgenlicht zerrannen. Dann erwachtest Du vom Lager aufgescheucht in der Nacht noch, tratst fiebernd an's Fenster und schautest zu den Myriaden leuchtender Weltenkörper empor, die sich nach urewigem eigenen Gesetz drehten, vielleicht von denkenden und empfindenden Wesen belebte Erden gleich unserer, doch fühllos selbst wie diese und ewig gleichgültig um Dein winziges Geschick, wie um das der ganzen Menschheit. Eiseskalt wehte die Gewißheit Deiner Erkenntniß Dich aus ihnen an, höhnisch, daß Dein vergängliches Hirn mehr zu thun vermögen sollte, als ihre flammende Unermeßlichkeit selbst, sie begreifen und für immer in Staub vergehen. Eine furchtbare Nacht war's, das siedende Blut hämmerte Dir in den Schläfen, und Verzweiflung packte Dich mit wahnwitzigem Entschluß, der Marter Deiner Gedanken, dem versengenden Stachel der Wahrheit ein Ende zu machen, Dich freiwillig in's Nichts zu stürzen, ehe es um einen werthlosen Augenblick später die unablässig über Dir schwebende Gigantenfaust nach Dir aufreckte. Aber ein Schauder hielt Dich zurück und Du stürztest hin, erschöpft, gebrochen, ohnmächtig, von Dir selbst, von jeder Hoffnung, jeder Täuschung verlassen."

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die Stimme Mathieu Guéraud's zitterte so heftig, daß er einen Moment innehalten mußte. Unter der Form der Anrede, die er an den jungen Edelmann gerichtet, hatte er, jedem der Zuhörer verständlich, in kurzes Wort gefaßt, den Entwickelungsgang seiner eigenen Erkenntniß dargelegt, ein Menschenalter des Zweifelns, des Ringens und des krampfhaft bitteren Zusammenbrechens unter der Wucht der rastlos zur Wahrheit aufstrebenden Gedanken. Heftiger hatten sie sich manchmal geäußert, als die Milde seines Herzens es den Absichten des Stifters der christlichen Religion gegenüber gerechtfertigt erscheinen ließ; die Bitterkeit, daß der Zwang dieser Religion es gewesen, es noch heute war, der ihm außerhalb des Kellergewölbes die niedrige Maske der Heuchelei aufdrängte, riß ihn zum tödtlichen Haß auch gegen das edel Gewollte fort. Nun schluchzte der alte Mann, als habe erst dieser Augenblick

seinen Glauben an göttliche Gerechtigkeit, seine Hoffnungen auf ein besseres Leben zertrümmert und zusammenschauernd maß er die jungen Gesichter unter sich. Diana hatte das Gesicht an der Brust ihres Bruders verborgen und schluchzte ebenfalls, Felicien blickte ernst über ihren braunen Scheitel hin. Manchmal wandte er flüchtig den Kopf zur Seite, wenn er fühlte, daß Clemence's Augen auf ihm ruhten, doch dann vermied diese, den seinigen zu begegnen. Urbain Guéraud hielt die Stirn in die Hand gestützt und regte sich nicht, seine Finger nur schlugen hin und wieder leise auf den Rand der Holzbank. Während der Alte schwieg, vernahm man abermals das wie aus weiter Ferne herabhallende Rauschen des Nachtwindes in den Baumwipfeln und alle horchten unwillkürlich darauf hin, auch der greise Pfarrer. Dann hub dieser wiederum an:

„So traf mich der Strahl, so muß er jeden treffen, den das Innere unwiderstehlich treibt, der den Willen und den Muth besitzt, das Schreckbild der Wahrheit aus dem Dunkel zu beschwören, sein eigenes Selbst mit den Bedingungen, durch die es geworden, zu begreifen, sollte er auch dies Selbst dadurch vernichten. Die Vernunft ist's, die den Antrieb und die Mittel dazu gewährt, sie leitet auf den Weg, doch nicht an's Ziel. Die Gewißheit ihrer Erkenntniß strömt aus einem anderem Born, einem unnennbaren, den die Jahre in der Tiefe des Herzens

füllen. Dort allein steht das bittere Schlußwort geschrieben, mag man es heißen, wie man will, Ueberzeugung, Glauben, Gefühl, daß es nicht anders sein kann, daß die Vergänglichkeit der Grundgedanke des Lebens ist, keines ohne ihre ewige Bewegung zu sein vermöchte. Ihr alle seid jung, die ihr mich hört, und ich weiß, euer Haupt ist überzeugt von meinen Worten, doch ob ihr es läugnen mögt, ich weiß auch, euer Herz ist es nicht. Es hofft noch, weil es hoffen muß, es läßt sich täuschen, weil es getäuscht sein will. Und erst wenn die Jahre sich euch auf den Scheitel gehäuft, da wird auch euer Herz die frühe Erkenntniß des Hauptes bestätigen, zucken wird es noch einmal unter dem Schmerz seiner Besiegelung eures Wissens, daß auch ihm die Stunde herannaht, ewig von sich selber Abschied zu nehmen, nur einen bunten, zwecklos gewordenen Traum geträumt zu haben, dem kein Erwachen folgt. Aber zugleich wird mit dumpferem Schlage das Herz euch künden, daß es empfindet, es müßte einst doch ein Augenblick kommen, in welchem es selbst begehren würde, wovor es noch zagt. Daß es sich sterblich fühlt und fühlt, es müsse einmal auf den Tag die Nacht folgen, ein auslöschendes Ende zuletzt ermüdender Wiederkehr der Dinge, die nicht mehr erfreuen, ein trostvolles Ende aller irdischen Unvollkommenheiten und ihres Elendes auch.

Ich habe eure Welt zerstört — weh' dem, der nur

dies zu thun vermöchte, ein unverletzliches Siegel sollte seine Lippen schließen! Doch eine neue will ich euch aufbauen, eine vergängliche, doch schönere, weil das Herz in ihr lebt, seine Schläge die Grundvesten bilden, auf denen sie sich erhebt. Hätte ein Gott jene Welt geschaffen, so könntet ihr sie und ihren Schöpfer nur verabscheuen. Ihr müßtet den fürchten, der allmächtig war und als ein Spielzeug seiner Laune euch in Körper- und Geistesnoth, in Schmerz und Gram hineingeschleudert; hassen müßtet ihr den, der die Ungerechtigkeit, die Bosheit, die Grausamkeit, den Jammer von Milliarden voraussah und wollte. Doch bewundern könnt ihr die Welt, die aus eigener, uranfänglicher Kraft war und immer höheren Zielen entgegenschreitend, Vollkommeneres bildend, rastlos wird. Ihre Ordnung und Schönheit, euer Selbst, das einen Theil davon bildet, läßt euch staunen. Ihr verlangt nicht mehr, daß der Hagel eure Saat nicht vernichten, Krankheit euren Leib nicht befallen soll, denn ihr wißt, Gesetze treiben beide, die euch, euer Bedürfniß und euren Körper nicht kennen, und einen Theil der Saaten des Erdballs nur zerstören; die Gesundheit der Menschheit heben sie nicht auf. Das Ganze ist ewig, seine Ordnung groß und erhaben, doch nicht für mich und dich, die Einzelnen, selbst nicht für das verschwindende Bruchtheil seiner allumfassenden Lebensbewegung, das wir auf der Erde Menschheit nennen,

bedacht. Nur auf uns ſelbſt ruhend, ſtehen wir dieſer Ordnung gegenüber; wir erkennen ſie und regeln nach ihr unſer Daſein, nutzen die unabänderlichen Geſetze zu unſerem Schutz und Vortheil. Aber zugleich begreifen wir, daß eben deshalb, auch das Uebel eine Nothwendigkeit iſt, daß das raſtloſe Neu-Entſtehen ein ebenſo beſtändiges Vergehen bedingt, ein Zergehen, das ſich bei gefühlbegabten Körpern nicht ohne Schmerz zu vollziehen vermag. Dem Werdenden muß das Seiende Raum ſchaffen; für Geſchlechter weniger Jahrhunderte ſchon, die gleichzeitig nebeneinander leben wollten, hätte die Erde nicht Platz. So ſetzt die Natur unſeres Daſeins ein Ende deſſelben voraus und ſchon die Weisheit des indiſchen Orients faßte dieſe Erkenntniß tiefſinnig in die Worte: Geboren werden ſei ein Verbrechen, darauf Todesſtrafe geſetzt ſei.

Wir aber ſtehen verwandelt vor dieſer Welt, in ihr. Kein Weſen über den Sternen, uns ähnlich, hat Dank, Anbetung, Opfer von uns zu verlangen, nur der Zufall im Einzelnen, der aus unzählbaren Gliedern die Ordnung des Ganzen zuſammenſetzt, zwingt uns zur Unterwerfung unter unabwendbare Gewalt, die uns nicht martern, nicht ſtrafen will, ſondern gleichgültig uns trifft, weil Glück oder Unglück, Sein oder Nichtſein des Einzelnen ihrem Zwecke gleichgültig iſt. Gegen den Zufall, der uns mit Verderben droht, uns zu ſchützen, ſo weit unſere Kraft reicht, lehrt

uns die Erfahrung aller derer, die vor uns mit den Gefahren, den Unzuträglichkeiten des anfänglichen Naturlebens gekämpft, lehrt uns die eigene Klugheit. Gegen Frost und Hitze hüllten sie sich in Kleider, erbauten sich Häuser, sie fertigten Waffen, der Ungleichheit ihrer Vertheidigungsmittel bei'm Angriff starker Raubthiere abzuhelfen. Der Hunger brachte sie dazu, die Dinge zu unterscheiden, die zur Sättigung, zur Kräftigung geeignet waren, der Geschmack verfeinerte die Wahl, die Bereitung der Speisen. Aus diesen rohen Anfängen bildete sich die vertausendfachte Schutzwehr, welche den Bedürfnissen der Menschheit in unseren Tagen gegen den Zufall, die Gleichgültigkeit der Natur zu Gebote steht. Die Vernunft des Menschen war ohnmächtig den Tod zu hindern und ebensowenig vermochte sie der zerstörenden Uebermacht entfesselt losbrechender Elemente zu begegnen, den unvorhergesehenen Zufall zu hemmen, Doch der täglichen, von der Erfahrung und dem Verstande in Berechnung zu ziehenden Unbill der Natur setzte sie feste Dämme entgegen. Selbst ein Theil, auf unserm Planeten der vollendetste Theil derselben, zwang sie, so weit ihre Kraft reichte, die Natur in ihren Dienst und verbesserte sie.

O hätte sie dies wirklich, hätte sie es überall gethan! Ja, die menschliche Vernunft verbesserte die rohe Natur um sich her, doch sie verschlechterte die edlere in sich selbst.

Sie ſchuf die Frevel des Gemüth's, die Hartherzigkeit, die Herrſchſucht, die Habgier. Ihre Weisheit in Liſt verwandelnd, zernichtete ſie das gleiche Naturrecht aller, theilte die Summe deſſelben wenigen als Vorrecht zu und würdigte die andern zu willenloſen Sclaven herab. Sie richtete die Tyrannei auf, die Kaſten, den erblichen Anſpruch an die Güter, die Genüſſe des Lebens. Um dies zu vollbringen, blendete ſie die Augen der Betrogenen, die Ihresgleichen waren, und ſetzte einen Gott über die Wolken, deſſen unantaſtbare Gebote ſie zu verkündigen vorgab.

Das iſt die durch Menſchenliſt verſchlechterte Welt, die euch zerſchlagen. Ihr aber ſteht da als eure eigenen Richter, kein nach dieſem Leben ſtrafender Gott zählt eure böſen, keine dereinſt lohnende Vergeltung eure guten Handlungen. Nur im eigenen Bewußtſein findet ihr Lohn und Strafe, nur in euch leben die Begriffe von gut und böſe, der Weltraum um euch her kennt ſie nicht. Deſto ſtolzer dürft ihr das Haupt erheben, daß ſein Boden allein fähig iſt, das Edelſte erwachſen zu laſſen, deſſen die zeugende Kraft der Natur ſich zu rühmen vermag, das Bewußtſein der Sittlichkeit, der Gerechtigkeit. Deſto ſorgender muß euer Herz darüber wachen, daß dieſe reinſte Blüthe des Weltalls in eurer Bruſt nicht geknickt werde, daß ihr nie das Fundament unter euch verliert, auf dem

ihr mit der Menschheit zusammen im kreisenden Sturm des Weltengetümmels ruht, das gleiche Naturrecht aller eurer Brüder und Schwestern, die entstanden sind und aus den nämlichen Stoffen gebildet, wie ihr, die in's Nichts zurückschwinden, wie ihr, die Hunger und Durst, Gluth und Kälte, Hoffnung, Freude, Schmerz und Verzweiflung empfinden, wie ihr.

Eure Vernunft hat den Himmel droben zerschlagen, eure Vernunft baue ihn hier unten wieder auf, in der Liebe. Der Mensch ist gut aus der Hand der Natur — die Liebe, das Erbarmen, die Hülfe sei der lohnende Gott in euch, der Haß gegen die Unterdrücker der Armen, Schwachen, Bedrängten sei die strafende, die rächende Vergeltung! Feindschaft bis in den Tod denen, sei euer Wahlspruch, die den Verblendeten einen Himmel im Jenseits erlügen, um sie hienieden der Seligkeit zu berauben, die sie mit den Strafen einer erdichteten Hölle betrügen, um sie auf Erden die Qualen derselben erdulden zu lassen. Ihr Blendwerk zu vernichten, sei euer Ziel, denn mit ihm fällt auch das Joch, das die Tyrannei den Getäuschten aufgezwungen hat, die Pyramide, die als Leichenstein mit erdrückendem Gewicht auf der lebendigen Brust des Elendes lastet. Wäre ich ein Hercules, die Schlangen zu erdrosseln, die sich um die starken Glieder der Völker gewunden, das Mark ihrer Gebeine saugen, den Athemzug ihrer Lungen

erſticken, gern gäb' ich dafür die Spanne Zeit, die mir noch beſtimmt iſt, dahin!

Ich bin es nicht und eure Kraft iſt ſchwach, gleich meiner. Schreien möchte ich, daß der Bau meines Kopfes zerſpränge, wenn ich einen Rieſen damit aus der Erde herauf zu wecken vermöchte, und ich kann doch nichts, als eine Saat ausſtreuen, in der Hoffnung, daß ſie aufgehen, die Erde überziehen, zu ſchweren Goldähren emporwachſen möge, das üppig aufgewucherte Unkraut unter ſich zu erſticken. Dann — wer mag ſagen, wann? — aber einſt wird eine ſchönere Ernte, an der alle Theil haben, die Fruchtbarkeit unſerer Erde ſegnen. Beſtaunte, ungläubig vernommene Sage wird die Erinnerung einer langen Zeit bewahren, in der Prieſtertrug und Gewalthat von Fürſten, grauſame Luſt ihrer Schergen und frecher Uebermuth bevorrechtigter Kaſten den Zweck des Lebens verkehrten, die Menſchheit entwürdigten und beraubten. Nicht die Ordnung und das Geſetz werden mit ihnen erlöſchen, aber aus der Hand der Selbſtſucht, der Lüge, der thieriſchen Leidenſchaft befreit, Vernunft und Liebe ſie zur Wohlthat für alle geſtalten. Von den Weiſeſten und Beſten, den Alten, Erfahrenen geleitet, ſchreitet die Menſchheit vorwärts in ihrem friedlichen Eroberungskampfe gegen die Natur. Verſchwunden iſt der Gedanke, daß Einer ein Recht innehaben könne, mehr von den Gütern der Erde

zu genießen als der Andere, allen gehört der Reichthum derſelben gemeinſam, denn die Vernunft erkennt es als Recht des Empfängers, die Liebe als ſchönſte Pflicht des Gebenden. So bilden die Bewohner eines Dorfes, einer Stadt eine große, in Freud' und Sorge vereinte Familie, wie jetzt die eines Hauſes; die Ergrauten ſind die Eltern aller, die Kinder Geſchwiſter, umſchloſſen von dem weiten Bande gleichen Sinnes und Empfindens, gleicher Nahrung, Kleidung und Wohnung, ungleich nur an Begabung des Körpers und Talenten des Geiſtes, an Fähigkeit und Neigung für dieſe oder jene Art der gemeinſamen Arbeit. Und weiter dehnt ſich der harmoniſche Kreis; er vereint die Nachbardörfer zur Theilnahme an freudigen Feſten, zum treuen Beiſtand in Gefahr und Noth, die Stämme, die Provinzen umſchlingt ſein Band zur ſegensvollen Einheit des Staates. Hier und überall, wo Menſchen auf der Erde leben, Brudervölker, alle dem nämlichen Ziele des Lebens zugewandt, das uns die Natur in Haupt und Herz geprägt. Dann iſt die Erde nicht nur von der Tyrannei und dem Betrug der Prieſter befreit, ſondern mit ihnen erliſcht auf Nimmerwiederkehr das Unrecht, das ſie gebar, der Streit, der Haß, der Aufruhr und der Krieg, den ſie weitergezeugt, und Friede wird ſein unter allen Völkern und in jedem Herzen, das glücklich mit dem großen Puls der Menſchheit zuſammenſchlägt.

Wann wird dies höchste Ziel erreicht werden? Wir wissen es nicht; wir wissen nur, daß Haupt und Herz uns nach unserer schwachen Kraft streben heißt, ihr entgegen zu wirken. Das ist die Verschwörung, zu der die Nächte uns hier vereinen, das der neue Glaube, dem wir Anhänger zu gewinnen suchen. Kein Eid wird von Dir verlangt, Felicien Hautefort, denn keine Götter würden ihn hören, nur ein Aussprechen Deiner eigenen Erkenntniß. Bist Du bereit, nach ihr zu handeln, wo und wann Du es vermagst, so sei uns willkommen.."

Mathieu Guéraud schwieg. Ein seltsamer, schwärmerischer Glanz seiner Augen hatte in den letzten Minuten die Dämmerhelle des Raum's durchstrahlt, langsam trat er von dem Platz an der Wand herab und auf den jungen Edelmann zu. Dieser hatte sich ebenfalls von seinem Sitz erhoben und stand, als ob er das Nahen eines Königs erwarte. Doch sein Blick haftete ruhig in dem des Pfarrers und er faßte ernst die ausgestreckte Hand desselben und erwiederte:

„Ich bin's."

„So sei uns willkommen", wiederholte der Alte noch einmal. „Du bist ein Mensch, Du bist gut."

Er reichte Urbain und Clemence ebenfalls die Hand, dann Diana. Doch sie zog die ihre fast schreckhaft zurück und blickte starr auf die Hand vor sich.

„Diana?“ sagte er fragend.

„Du bist furchtbar“ stammelte sie, bemüht einen Schauder, der sie durchflog, zu verbergen.

„Nicht ich, die Wahrheit. Und ich habe Dir gezeigt, daß sie nicht nur zerstört, das sie auch neu zu erbauen vermag.“

„Wo? Ich sehe nur, daß Deine Hand zerstört. Laß mich das Andere gewahren, vorher kann ich Dir nicht —“

Sie hielt inne; unwillkürlich zog er die Hand zurück und verbarg sie in dem Aermel seines langen Gewandes.

„Was kannst Du nicht?“ fragte er.

„Nicht danken.“ Sie stieß es schnell heraus, es war unverkennbar, daß sie eine andere Vollendung des Satzes beabsichtigt gehabt. Sie stützte sich leise erbebend auf den Arm ihres Bruders, ein eigenthümliches Schweigen lag über dem kleinen Kreise, die Blicke aller schienen sich scheu und verlegen zu meiden. Urbain brach die Stille mit einer Frage.

„Du hast nicht gesagt, Oheim, welches Resultat sich Dir aus Deiner Lehre für die Liebe ergiebt, die unsere Sprache vorwiegend, fast ausschließlich mit diesem Wort benennt.“

„Sie ist ein Recht des Herzens und der Jugend, Urbain, wie der Athemzug der Brust, die Freude an der

Schönheit des Lebens. Niemand darf ihr gebieten, wo sie sich weigert, niemand ihr wehren, wo sie verlangt. Sie verletzt kein Recht des Dritten, also empfängt sie ihr Gesetz, gestaltet es aus sich selbst. Doch Du nennst sie falsch, wenn Du sie mit dem Wort als ausschließend bezeichnest. Auch diese Liebe ist nur ein Strahl des großen allgemeinen Gefühls, das Eltern und Kinder, Brüder und Schwestern, Mensch und Mensch durchglüht. Der leuchtendste Strahl ist's, die innigste Offenbarung der Liebe, das höchste Glück, das sie zu gewähren vermag. Allein nicht anders geartet, unterscheidet sie sich nur durch die Kraft, mit der sie aus dem gemeinsamen Urquell emportaucht."

„Doch wenn sie es nicht durch die Dauer thut?"

„So soll niemand sich zu ihrem Richter aufwerfen. Keiner hat ihren Anfang geboten, als sie selbst, keiner als sie bestimme ihr Ende. Wenn zwei Herzen fühlen, daß der engere Bund, den sie geschlossen, weil sie an seinen Bestand geglaubt, sich löst, so soll keine Fessel sie zwingen, das erlöschende Feuer in Asche, die Liebe in Widerwillen, in Haß zu verwandeln zu müssen. Sie täuschten sich, denn sie waren Menschen; des Menschen aber ist es würdig, erkannten Irrthum zu verbessern, nicht ihn zu vergrößern."

„So lehrst Du die Auflösbarkeit der Ehe?"

„Als Pflicht und als Segen, statt eines Fluches.

Ihrer Unlöslichkeit, welche die Priester als Gebot des erdichteten Gottes aufgestellt, entquillt das Unglück zahlloser Einzelner, die häusliche Zwietracht, die mit verderblichen Keimen den Frieden des Ganzen überwuchert. Wie die Wahl der Freundschaft nicht reiferer Erkenntniß entgegen zu ewigem Zwange verpflichten kann, so nicht die von Wandlungen abhängige Liebe zwischen Mann und Weib, die Ehe."

Urbain schwieg einige Augenblicke, dann versetzte er:

„Da kein Gott sie als Sacrament gesetzt, keines Priesters Hand sie in seinem Namen zu schließen, zu weihen vermag, da ihr Beginn und ihre Dauer so in den Wünschen, dem Willen zweier Menschen selbst nur ihre Beschränkung findet — was ist da die Ehe? Mich däucht ein Wort."

Mathieu Guérauds Augen leuchteten machtvoll auf. „Was ist's, das Du dawider sprichst, Urbain? Auch ein Wort, ein Schall aus Deinem Munde, meinem Ohr verständlich und doch unerklärbar! Ein Wort ist auch die Vernunft Deines Kopfes, die Empfindung Deines Herzens. Wer hat sie Dir als Sakrament gesetzt, wer sie geweiht? Sie sind Dein, Dein edelstes Eigenthum, und doch, war ihr Beginn, ist ihre Dauer von Dir abhängig? Gebietest Du ihnen oder sie Dir? Könnte nicht ein Bösewicht kommen und sagen: Narr, wenn Du keine Strafe zu fürchten hast, was zauderst Du, Deinen Wünschen nachzu-

geben, auch wo sie das Recht Anderer verletzen! Wenn Dir kein Lohn für Deine Mildthätigkeit wird, was theilst Du dem Armen von Deiner Habe, statt Dich an ihrem Vollgenuß zu ergötzen! Du würdest ihn verachten, der so zu Dir spräche, doch Du vermöchtest ihm nichts zu erwiedern als abermals ein Wort, daß er nicht denke, nicht fühle, wie Du. Doch würde darum das Gesetz, das Du in Deiner Brust trägst, erschüttert werden? Ist es weniger vorhanden, weil Du nicht weißt, von wo es Dir geworden, weil Du keine Begründung dafür aufstellen kannst? Es ist, das ist Dir genug. Es beherrscht und lenkt Dich, es ist Dein innerstes Wesen selbst, ist der letzte Grund, auf dem das Leben ruht. Und so ist auch die Ehe freier Menschen sich selbst Gesetz. Sie wird bestehen, so lange sie gut ist, sie hat bereits aufgehört zu sein, sobald die Liebe, die sie geschaffen, ihre Gemeinschaft verlassen. Darum wird die Hoheit auch ihres Gesetzes nicht erschüttert. Ewig wird es unter den Guten herrschen, sie beglücken und veredeln, denn nur die Freiheit ist sittlich, nur ihre Handlungen wirken Segen. Und ewig darum wird es ein Sakrament auch sein, wenn der Mann zum Weibe tritt und sagt: „Willst Du die Meine sein, so lange die Liebe, die wir heut' für einander empfinden, unseren Bund weiht?"

Clemence's Wangen glühten auf, sie wandte den Kopf

und beschäftigte sich mit dem Schleier, der die Lampe verhüllte. Urbain blickte über sie hin und entgegnete:

„Würdest Du auch so sprechen, Oheim, wenn es die beträfe, welche Dir die Nächsten sind, wenn es sie —“

Sein Auge deutete auf die Schwester, der Pfarrer bekämpfte eine gewaltsame Erregung seines Innern. „Gewiß, Urbain“, versetzte er mit zitternder Lippe, „wenn wir auf öder Insel lebten oder wenn die Welt wäre, wie meine Zukunftshoffnung sie euch erbaut hat, daß kein Begriff thörichten Hochmuths, kein falscher Wahn unnatürlicher Bräuche und Gewohnheiten herein zu dringen, sich zwischen sie zu drängen, langsam ihr reines Gefühl zu vergiften drohen würde. Wenn sie Menschen sein, nur auf das Gesetz ihrer Brust, ihrer Liebe hören dürften, da würde ich die Hand aufheben und sprechen: Gelobt euch, in Liebe aneinander zu halten, und seid Mann und Weib! Niemand vermag euch zu segnen als ihr selbst, keine Gottheit, selbst der nicht, den die Natur berufen, euch das Leben zu verleihen —“

Er stockte, eine Thräne glänzte ihm an der Wimper, Urbain sah ihn betroffen an.

„So würde ich sprechen, wenn ihr meine eigenen Kinder wäret“, fügte der Pfarrer leis aufschluchzend hinzu. Er wandte sich ab, doch Urbain faßte seine Schulter und Clemence kam ebenfalls heran. Die Bewegung

in den Zügen des Alten hatte sich denen des jungen Mannes mitgetheilt und erhellte sein schwermüthiges Gesicht mit einem erwartungsvollen, ungewissen Ausdruck.

„Wenn wir es wären?" wiederholte er. „Du hast Recht, was würde es ändern? Und doch, mir ist —"

„Was?" fragte Mathieu Guéraud mühsam, die Augen von seinem forschenden Antlitz fortwendend.

„Als würdest Du plötzlich anders vor mir stehen. Als verstände ich Dich zum erstenmal, als schlüge zum erstenmal sich eine räthselhafte Brücke von Deinem Herzen zu meinem. Wenn Du nicht ein einsamer Mann gewesen von Jugend auf, der unter Gedanken des Mißmuths, der Verlassenheit gealtert und ergraut — wenn Du ein Weib besessen, das Du geliebt, dem Du die Augen geschlossen und nur das Eine begehrt, sie in einem andern Dasein wieder zu finden — wenn Du Kinder Dein genannt hättest, für die jede Hoffnung, jedes Glück einer Ewigkeit Dir zu gering erschienen wäre — und trotz Allem sprächest Du, wie Du gesprochen, hieltest für Deine Vaterpflicht, auch die Täuschungen ihrer Jugend zu zertrümmern, fühltest, daß Du auch ihnen, wie ihrer Mutter, auf ewig entsagen müßtest, wenn Dein oder wenn ihr Auge bricht — dann —"

„Dann, Urbain —?"

„Dann würde mein Herz antworten: Deine Worte

tragen den unauslöschlichen Stempel der Wahrheit. Sie muß es sein, da ein Vater ihre Bitterkeit sich selbst, seinen Kindern nicht hehlt."

„Den Namen, den Stolz, die Sorgen des Vaters hat er ihnen bis heute um der Welt willen verhehlt," antwortete Mathieu Guéraud mit schluchzender Stimme, „die Erkenntniß der Wahrheit war er ihnen schuldig, denn er trug die Schuld oder den Dank ihres Daseins."

Es war still in dem dämmernden Raum, deutlicher rauschte der Nachtwind draußen, als streife sein Athem die glühenden Stirnen, die pochenden Herzen der Geschwister, die sich stumm an die Brust des Vaters gedrängt. Er küßte ihre Stirn, seine Hand glitt über ihr Haar, ihre Wangen. Dann machte er sich sanft von ihnen los und sprach:

„Zu anderer Stunde davon. Vielleicht war es thöricht, das Schweigen zu brechen, das ich so lang getragen, ich hätte es auch länger noch vermocht. Eh' unsere Welt beginnt, müßt Ihr außerhalb dieser Wände doch bleiben, was ihr gewesen, muthmaßlich so lang, bis auch das gleichgültig geworden, ob ihr es waret oder nicht. Und was ist's — ein Wort auch das, welches die Liebe nicht weckt, wenn sie nicht vor ihm war, sie nicht vergrößern, nicht verändern kann. Die Natur hat gewollt, daß Dir, Clemence, trotzdem ein Anderer hier näher steht als ich —"

Sie ſchlug die Augen auf und begegnete Felicien's leuchtendem Blick, der ihren Namen ausſprach.

„Lebten wir nur in unſerer Welt," fuhr der Pfarrer bewegt fort, „ſo wüßtet Ihr, das niemand ein Recht beſäße, Euch zu gebieten und zu wehren, was Euer Herz fordert."

„Wozu bedarf es ihrer!" rief der junge Edelmann. „Wir leben, ſeit heute lebe auch ich in Wirklichkeit nur in ihr, und für die Augen der anderen, der betrügeriſch-betrogenen Welt bedienen wir uns des werthloſen Gaukelſpieles, das ſie begehrt."

„Du wollteſt meine Tochter nach den Geſetzen unſeres Staates, den Bräuchen wie ſie beſtehen und den Vorurtheilen, wie ſie Euch entgegenſtehen, heirathen, Felicien?"

„Ja."

Clemence ſtieß einen Laut freudigen Schreck's aus. Seine Antwort war ſo warm, ſo ſtürmiſch und überzeugend aus der Bruſt heraufgeklungen, doch Mathieu Guéraud entgegnete:

„Dein Vater würde es niemals erlauben."

„So thun wir es ohne ſeine Einwilligung."

„Du weißt, es giebt in dem Frankreich, in dem wir leben, lettres de cachet und eine Baſtille für ungehorſame Söhne."

„Aber auch Mittel ihr zu entfliehen, wie Herr von Mirabeau bewieſen."

„Unbesonnener! Und wenn es Dir gelänge, was wärest, was wolltest Du, vom Vater enterbt, verfolgt von den Gesetzen, ausgestoßen, geächtet von der hochmüthigen Genossenhaft deines Standes! Im Elend würdest Du mit Deiner Gattin leben, darben, verzagen. Deine Liebe würde sich in Unmuth, Mißbehagen, Erkältung und Anklagen verwandeln, sie würde Zwist gebären und Elend großziehen, die Sehnsucht des für ewig von Priesterhand Geketteten nach Freiheit, den Haß des Gezwungenen. Nein, Felicien, nicht Dein Vater allein, auch ich weigere solche Ehe für mein Kind, bediene mich des Unrechts, das in der Welt herrscht, ihr unabwendbares Unglück zu hindern. Komm zu mir und sage: Ich bin ein Mensch nur, ich kann es sein, da niemand mehr Zwang über mich zu üben vermag. Dann antworte ich Dir: Von dieser Minute ist sie Dein, wenn sie will — seid glücklich!“

Er hatte es schmerzlich gesprochen, Clemence's flüchtiges Aufjauchzen schluchzender Enttäuschung Platz gemacht. Auch Felicien verstummte betroffen; das Gewicht der Unwiderleglichkeit in der Voraussage des Alten verschloß ihm die Lippen. Es war unverkennbar, daß alle Mitglieder der kleinen Gemeinde, auch Urbain, nachdem er den Vater in ihm erkannt, sich willenlos seinem Wort unterwarfen. Er beherrschte sie, indem er ihren eignen Gedanken, sie weiter entwickelnd, Ausdruck lieh, sie glaubten nur nach eigner

Entscheidung zu handeln, doch er gebot ihnen, da er jene erzwang. Mathieu Guéraud, der Pfarrer von Saint Pierre war, ohne es zu wissen, ein feinerer, doch ein gewaltigerer Tyrann des Geistes als Pius der Siebente im Vatican zu Rom.

Aber ein edlerer auch, der nur die Freiheit des Rechtes und des Glückes wollte. Er brach das Schweigen wieder und fügte mit weicher Stimme hinzu:

„Ihr mißversteht mich nicht? Ich habe nur gesagt die Vernunft verbiete Euch draußen, was das Herz hier, wohin niemand als Freundesauge sieht, verlangt —"

Er hielt inne, Clemence wandte sich tiefaufathmend, ein Moment des Zauderns noch, des Austausches fragender und antwortsschwerer Blicke, und ihr weiches Haar glänzte fest an die Brust des Geliebten geschmiegt, der die Arme zärtlich kraftvoll um ihren schönen Nacken schlang, ihre Stirn und Augen mit Küssen bedeckend.

„Ich gebe Euch Eurer Vernunft anheim," sagte der Pfarrer nach einer Pause; „was ich Euch geweigert, ist ein Bündniß durch Priesterhand geschlossen und durch andere Gesetze bekräftigt und forterzwungen als durch die in Euch selbst."

„Ich bin kein Edelmann mehr, Vater", versetzte Felicien ernst, „doch ich denke, Du bist überzeugt, daß der, dem Du Deine Tochter anvertrau'st, ein Ehrenmann ist."

Mathieu Guéraud drückte ihm ſtumm die Hand, Urbain umarmte ſeine Schweſter und dann Felicien ebenfalls, Diana that beiden das Nämliche.

„Es iſt der leuchtendere Strahl der großen Liebe, die uns alle verbindet," ſagte der Pfarrer, während Urbain und Diana ſich ſchweigend gegenüberſtanden. Dann ſah jener auf und ſagte:

„Auch Du haſt Theil daran —"

Sie fiel ſchnell ein: „Woran meinen Sie?"

„An dem Glückwunſch." Er war verwirrt und ließ die Hand, die er ausgeſtreckt hatte, fallen. Ihr Auge hatte ſich geſenkt und haftete auf ſeinen Füßen und ſie erwiederte:

„Man hätte morgen allerdings Anlaß, Ihnen Glück zu wünſchen, wenn Sie Ihre Geſundheit nicht gefährdet haben. Theilen Sie die Liebhaberei unſerer Bauern, zu fiſchen und ſelbſt dabei in's Waſſer hinein zu gehen?"

Es klang leicht ſpöttiſch, als Entſchuldigungsgrund für ſein noch immer durchnäßtes Fußzeug, das ihr plötzlich aufgefallen. Einen Moment ſenkte ſein Blick ſich ebenfalls und ein leiſes Zittern lief durch ſeinen Körper, doch dann hob er die Stirn ihr ruhig entgegnete und erwiederte:

„Ich ſuchte eine Nixe, denn es war vor dieſem Abend, ſonſt hätte ich gewußt, daß ſie ſo wenig exiſtiren könne, wie eine andere Gottheit."

„Sie meinen, daß sie gleich Allen vergangen sei —"

„Nein, daß sie nie gewesen, sondern nur eine weiße Schaumwelle die Phantasie getäuscht, die kindisch sich selbst betrog."

Diana zuckte die Achsel. „Sie besitzen in der That eine lebhafte Einbildungskraft, sich über die Thatsache der Ungeschicklichkeit zu täuschen, daß Sie in's Wasser gefallen, und ein starkes Bewußtsein Ihres Ranges als königlicher Courier, unsere Theilnahme durch den unverkürzten Anblick Ihres Mißgeschickes erwecken zu wollen. Werden Sie länger darauf Anspruch erheben, oder gedenken Sie nur wie ein Meteor in unserem Gesichtskreis zu erscheinen —?"

„Um wieder in Nacht zu verschwinden; ja, Comtesse. Es ist Alles Nacht und Sie wissen, die Sonne leuchtet nicht wirklich, hat es nie gethan. Unser Auge ist der Narr, an ihren Glanz zu glauben, an eine lächerliche Einbildung unseres Hirns. Ich bin nicht Thor genug mehr, ihr länger zu huldigen."

„Und bilden sich doch ein, sie schmähen zu können?"

Sie wandte sich ab. Felicien und Clemence waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß sie auf das Gespräch der beiden Acht gegeben; der greise Pfarrer stand in Erinnerungen versunken. Nun faßte Diana den Arm ihres Bruders. „Das Recht von Kindern, die einen Vater gefunden, ist älter als das Deinige", sagte sie. Er

gehorchte, obwohl ungern, ihrer Mahnung und sie verließen den Kellerraum, von den Hausbewohnern begleitet, Felicien in dem dunklen Gange und Flur von Clemence geführt und umschlungen. Sie bedurften längerer Zeit, um den Weg zurückzulegen, als Diana und Mathieu Guéraud, die bereits an der Hinterthür standen und in die Mondnacht hinausblickten. Beide schwiegen, aber es war nicht zu verkennen, daß jene nach Worten suchte, etwas auszusprechen. Endlich öffnete sie die Lippen, da erschienen die Nachzügler hinter ihnen. Clemence nahm von der Freundin Abschied und küßte sie, ihr Gesicht brannte, ihre Lippen waren heiß und feucht. Die Geschwister traten hinaus, dann fragte Felicien: „Wo ist Urbain?“

Man blickte suchend umher, nur Diana versetzte kalt: „Er wird drunten geblieben sein.“

„Ich habe ihm etwas zu sagen, das ich fast vergessen,“ antwortete der Bruder und wandte sich wieder in's Dunkel des Hauses. Clemence blieb, Diana's Hand haltend, als klammere sie sich an ihr fest, zurück. Jene fühlte, daß die Hand des Mädchens leise, allmälig stärker und stärker zu zittern begann, doch sie gab nicht darauf Acht, sie merkte es kaum, daß die Hand nach einer Weile aus der ihren verschwand, empfand es erst, als sie sich vergewisserte, daß sie wiederum mit dem Pfarrer allein

sei. Felicien hatte sich über den dunklen Weg zum Keller zurückgetastet, er fand Urbain dort auf einer der Bänke sitzend, bei seinem Wiedereintritt verdrossen auffahrend. „Ich habe vergessen, Sie um eine kleine Gefälligkeit zu bitten," sagte er fröhlich. Der Zurückgebliebene erwiederte:

„Es scheint, Du vergißt leicht und schnell."

„Verzeih! Du hast Recht." Der junge Edelmann erröthete.

„Du auch und mehr," fiel der Andere ein. „Die Vernunft hat Recht, wenn sie dem Bestehenden huldigt."

Es klang bitter. „Droben," entgegnete Felicien herzlich, „hier unten hatte ich Unrecht, nicht ich, die Gewohnheit." Er erzählte den Vorfall des Mittags und bat, ihm am nächsten Morgen den Dienst zu leisten, welcher dadurch bedingt worden. Urbain hörte stumm zu und erwiederte nur:

„Du bist ein Graf."

„Die Verhältnisse fordern es, die Du eben anerkannt."

„Nur sie?"

„Ich gebe Dir mein Wort."

„Daß Du ohne sie den — Muth hättest, anders zu handeln?"

„Ich sagte Dir, daß ich es vor diesem Abend in Anwesenheit der Uebrigen schon selbst ausgesprochen."

„So will ich kommen." Urbain stand auf und machte

einige Schritte hin und wieder, dann hielt er vor Felicien inne. „Laß mich an Deine Stelle treten!“

„Dich?“ Er sah ihn sprachlos verwundert an. „Wie kommst Du — ist das Deine Vernunft?“

„Wenigstens keine Narrheit wie Deine.“

Felicien schüttelte den Kopf. „Ich verstehe Dich nicht.“

„Ich aber bitte Dich darum.“ Urbain reichte ihm die Hand entgegen. „Du kannst — vielleicht kannst Du noch nützen, Dir selbst, Andern, meiner Schwester. Was soll ich? Die Sonne ist unter, sie steht noch über dem Horizont, doch es ist nur Betrug unseres Auges, sie ist fort. Wozu ihr nachstarren?“

„Ich glaube, Du bist krank, Urbain, und fieberst.“

Der Angeredete zog die Hand, die den Sprecher freundschaftlich gehalten, zurück. Er hatte mit mehr Wärme und Offenheit gesprochen denn je, nun veränderte sich der Ausdruck seiner Züge wieder, er blickte an sich nieder und versetzte:

„Du hast abermals Recht, die Vernunft hat immer Recht. Ich habe mich erkältet oder werde es; es steht darauf, wenn man ein Thor ist und in's Wasser stürzt. Ich werde kommen und Acht geben, daß ihr euch nach den Vorschriften der Ehre tödtet.“

„Du versprichst es mir? Doch wenn Du wirklich krank wärest —?“

„O, eine Posse heilt die andere! Verlaß Dich auf mich, Graf von Hautefort!“

Er machte keine Bewegung, Felicien zu begleiten, und dieser ging, etwas mißmuthigerer Laune als er gekommen. Er tastete sich wieder durch den lichtlosen Gang, gegen das Ende desselben hörte er ein leises Rauschen, dann hielt im Vorübergehen ein weißer Arm aus dem Dunkel ihn an und Clemence's Stimme flüsterte:

„Felicien!“

Er beugte sich und küßte sie, wie er es zuvor an dieser Stelle gethan; sie hing an seinem Halse, er hörte ihr Herz klopfen. „Diana wartet auf mich“, antwortete er leise.

Doch sie ließ ihn nicht. „Ich habe auf Dich gewartet; Du gabst mir den letzten Kuß und ich muß ihn zurückgeben.“

Ihre Stimme klang ihm süßer denn je, ihr Athem wehte ihn wie der Duft einer fremden Blume an. In der Finsterniß umketteten ihn ihre Arme weicher, märchenhafter, als sie ihm jemals erschienen, und zugleich tönte ihm Urbain's Stimme im Ohr nach: „Ich will Acht geben, daß ihr euch nach den Vorschriften der Ehre tödtet.“ Er stotterte: „Wenn es der letzte Kuß wäre, Clemence —“, aber er bereute das Wort schon wieder und scherzte es hinweg. Trotzdem hatte sie es ängstlich aufgefaßt und flüsterte:

„O entsetzlich! Du sagst es, wir können sterben — Du und ich — in dieser Nacht —“

„Und könnten leben — glücklich in ihr sein —“

Sie zitterte, doch ihre Hände umklammerten stärker seinen Nacken und zogen ihn fester an ihre Brust. „Was sagtest Du?“ hauchte er.

„Nichts — doch der Oheim, der Vater sagte —“

„Was?“

„Niemand habe ein Recht in der Liebe, als sie selbst, und sie allein Alles — —“

Diana hatte schweigend vor der Thür des Pfarrhauses in die Fernen der Nacht geblickt. Jetzt wandte sie sich mit plötzlichem Entschluß und sagte gedämpft:

„Der Gutsrichter Maulac ist heut' Mittag verhaftet worden.“

„Ich habe davon gehört.“ Mathieu Guéraud trat, während er es erwiederte, einen Schritt zurück, und sein Gesicht, das der Mond bestrahlt hatte, gerieth dadurch in den Schatten des Hauses. Diana schwieg einen Augenblick, dann fuhr sie fort:

„Man hat ihn auf ein Lettre de cachet hin verhaftet, mit —“

„Mit?“

„Mit der Unterschrift meines Vaters. Wer kann dasselbe veranlaßt haben? Der Betroffene stand, wie ich

selbst erfahren, noch heut' Morgen bei jenem in Gunst."

„So muß sie um Mittag erloschen sein."

„Und durch wessen Veranlassung?"

„Ich vermuthe, durch meine."

Er antwortete es gleichgültig, doch Diana trat zusammenfahrend hastig um einen Schritt von seiner Seite. Er bemerkte es und fügte ruhig hinzu:

„Ich hatte eine Unterredung mit dem Vicomte und rieth es ihm."

Sie athmete auf, allein ihr Auge suchte ungläubig durch das dämmernde Licht der Nacht in seinen Zügen zu forschen. „Und Du glaubst, daß er, wenn er zurückkehrt, seine Meinung nicht geändert haben wird?"

„Menschen sind unerforschlich; wer kann das Kommende in ihrer Seele lesen?"

Sie faßte heftig seinen Arm. „Wer das Vergangene!"

Felicien's Stimme ertönte hinter ihr; sie klang trunken, im Widerspruch zu dem, was er sagte.

„Ich befürchte wirklich, daß Urbain krank ist. Er ist noch immer drunten, sieh nach ihm, Vater, eh' Du zur Ruh' gehst, und grüße Clemence von mir!"

Er nahm den Arm der Schwester und zog sie mit sich fort. Doch nach einigen Schritten hielt sie ihn an und sagte, ihn mit den großen Augen im Mondlicht fixirend:

„Deine Logik ist noch schwach, Felicien. Kann etwas krank sein, das nichts ist?“

„Und Deine schwächer, meine holde Schwester, denn dann vermöchte auch nichts gesund zu sein.“

„O doch, doch! Gesund sein, heißt nicht sein.“

„Nun sprichst Du das Gegentheil, denn darnach wären wir alle krank, und ich fühle mich gesunder und mehr, daß ich bin, als je.“

Diana erwiederte nichts und sie schritten auf das Schloß zu. Der Pfarrer war in's Haus zurückgekehrt und rief im Dunkel nach seiner Tochter, doch sie antwortete nicht; er zündete ein Licht an, sie zu suchen, allein sie war in keinem der Zimmer zu finden. Endlich klopfte er leise an ihr Schlafgemach und trat, als auch dies wirkungslos blieb, ein. Dann fiel der Lichtschimmer zu seinem Erstaunen auf die Gesuchte. Sie lag mit rothglühenden Wangen, angekleidet, in festem Schlaf ausgestreckt auf ihrem Bette. Die Müdigkeit mußte sie plötzlich übermannt haben, denn sie hatte das Kleid über der Brust halb gelöst und die Hand war darauf niedergesunken.

„Clemence! Mein Kind!“ suchte der Vater sie zu wecken, doch es gelang ihm nur allmälig. Endlich schlug sie die Augen auf, aber ihre Arme umschlangen zugleich ungestüm den Hals des Erweckenden und sie rief jauchzend: „Du kommst wieder? O komm!“

„Kleide Dich aus, mein Kind und ſchlafe!“ ſagte der Pfarrer, liebevoll ihre Stirn küſſend. „Du biſt müde nach ſolchem Tag und ſolcher Erkenntniß — ſchlafe, morgen ſollſt Du genauer erfahren, was Dein Herz heut' klopfen läßt.“

Sie ſtarrte ihn an und ihre Hände fielen ſchlaff von ſeinem Nacken. Ein unſchöner Zug flog ſecundenſchnell, doch von ihm unbemerkt, um ihren Mund, und ſie murmelte, als er die Thür hinter ſich geſchloſſen: „Ich verlange nichts von Dir zu erfahren, nur —“

Sie entkleidete ſich nicht, ſie riß nur gleichgültighaſtig die Kleider von ſich, nahm ihre Lage wieder ein und entſchlief im Nu abermals mit dem halb zwiſchen Traum und Wachen geflüſterten Wort: „Felicien,“ auf den Lippen. Der Pfarrer hatte ſein Licht wieder gelöſcht und ſchlug den Weg in den Kellerraum ein, wo Urbain Guéraud noch, ſeiner Rückkehr harrend, die Augen mit der Hand verdeckend, regungslos auf der Bank ſaß, auf der Felicien ihn verlaſſen.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Eine Aprilnacht des Südens war es und aller Zauber lag in ihr, der Menschenherzen, vom ersten bis zu diesem Tage herab bestochen. Das Ferne deutlich und das Nahe verhüllt, als wolle sie ihr Geheimniß zugleich enträthseln und verschleiern. Die Sterne, die der Mondenglanz vom Himmel vertrieben, schienen auf die Erde herabgefallen, ihren Hermelinmantel zu durchsticken. Einen bräutlichen Mantel, denn der Lenz hielt sie im Arm und küßte sie. Leise strich er ihr durch's flatternde Haar, entfesselte ihr den lebensvoll aufwallenden Busen. Tausend Spiele tändelte er mit ihr, und jedem entsproßten Millionen Blüthen, und jede Blüthe athmete den Duft ihres Glückes in die Nacht.

Ja, wie Sterne zitterte, funkelte, blitzte es allüberall auf und verglomm. Nun hier, nun dort; die lichtspendende Scheibe stand voll im Zenith, die Gondel

Diana's war es, ruhevoll, unbeirrbar im unermeßlichen, dunkelblauen Luftmeer.

Konnte etwas schöner sein, erhabener und doch friedlicher?

Für Menschenaugen und Sinne nicht. Doch was ist schön, was erhaben, was friedlich?

Die ruhend-glänzende Erde, der Mond, das blaue Luftmeer sind es nicht. Nicht schön und nicht friedlich, sie scheinen es nur dem Auge. In Wahrheit kreisen sie mit rasender Hast durch den öden Weltraum, blind sich selbst nicht gewahrend, trügerisch nur von einem Apparat des Gesichtes zur Vorstellung gebracht, wie das Blau der Unendlichkeit, das dem Tastsinn, der weiter und weiter zu ihm aufstreben könnte, in leeres Nichts zerfließen, zurückweichen würde.

Diana von Hautefort lehnte sich weit aus dem geöffneten Fenster ihres Zimmers. „Und doch erscheint dem Kinde die blaue Wölbung des Himmels so unzweifelhaft wie die grüne der Baumkrone, durch die es hinaufblickt."

Nicht schön, nicht friedlich — doch erhaben etwa?

Sie lächelte bitter. „Für mich, die ich es schaffe? Ist es nicht der Dinge Thörichtstes, daß der Schöpfer sich von seinem eigenen Gebilde bewegen läßt, es erhaben benennt?"

Kein Laut, kein Hauch des Windes auch jetzt. Er

hat seinen Abendweg zurückgelegt und kauert selbst schlaftrunken drüben in den Schluchten und Rissen der Sevennen, bis der erste Strahl der Morgensonne ihn weckt und er taumelnd aufspringt, wieder als Bote ihr Nahen zu künden. Dann fährt er aus unvollendetem Traum empor und weht den Duft und die zerflatternden Silberwölkchen desselben um die Stirn, die sein Frühodem antrifft.

Doch noch nicht, noch ist die Nacht kühl und klar — kühl und klar zum Erschaudern für das Herz, das nicht stürmischer klopft als sonst, für das Auge, das nicht selbst den Schleier süßer Täuschung über sich herabzieht.

Was hatte Er gesagt? In solcher Nacht war er fiebernd an's Fenster getreten und hatte zu den Myriaden leuchtender Weltenkörper emporgeschaut, die sich nach urewigem eigenen Gesetz drehten, vielleicht von denkenden und empfindenden Wesen belebte Erden gleich unserer, doch fühllos selbst wie diese und ewig gleichgültig um sein winziges Geschick, wie um das der ganzen Menschheit. Eiseskalt hatte die Gewißheit seiner Erkenntniß ihn aus ihnen angeweht, höhnisch, daß sein vergängliches Hirn mehr zu thun vermögen sollte, als ihre flammende Unermeßlichkeit selbst, sie begreifen und für immer in Staub vergehen. In solcher Nacht hatte es ihn mit wahnwitzigem Entschluß gepackt, freiwillig selbst dem Einzigen, was bestand, der Entsetzlichkeit seiner Gedanken ein Ende zu machen und er

war, vom Schauder zurückgehalten, hingestürzt, erschöpft, gebrochen, ohnmächtig, von sich selbst, von jeder Hoffnung, jeder Täuschung verlassen.

Ja, da grinsten sie droben, dieselben Millionen hohnlächelnder Augen, die doch nichts sahen. Auch ihr Hohn lebte nur in der eignen, der Menschenbrust — und sie sollte sich länger von ihr spotten lassen, von einem Dinge, dem einzigen, über das sie selbst Gewalt besaß?

Ihre Hand griff an sich nieder und der Mondreflex rann über die kleine, blaue Dolchklinge, die sie am Abend zuvor einen Augenblick droben in der alten Ruine gegen den unerwarteten Gast, den sie dort getroffen, erhoben. Sie richtete sich die haarscharfe Spitze auf's Herz nnd drückte dieselbe langsam durch ihre Kleider, bis sie die Haut des Körpers zu ritzen begann. Kein Schauder überkam sie, sie sagte gelassen: „Um einen Zoll weiter — die Hand wird sich nicht weigern — und es ist geschehn."

Sollte es nach dem Ablauf einer Minute geschehen sein oder nicht? Sie wußte es nicht, wußte nur, daß sie auch den Schmerz nicht fürchtete, denn die feine Spitze drang langsam noch vorwärts. Plötzlich hielt sie inne, ein Zufall war's, der nichts mit ihr zu thun hatte, das Auge hatte sie angehalten, nicht die Hand. Es haftete drüben auf einer vereinzelten Fichte, die sich vom Rand der Felswand gegen den Horizont abhebend, ihr unbewegtes Gezweig

zur Erde hinabsenkte. Doch in diesem Moment zitterte es heftig vom Wipfel bis zum letzten Ast, der sich dem Boden zuneigte, die Zweige hoben sich phantastisch und wirrten sich durcheinander, regungslos standen alle Baumkronen drunten im Park, von keinem Hauch berührt, doch es war als ob man aus der Ferne von drüben das Rauschen der wild bewegten Fichtennadeln vernähme. Ein Windstoß hatte sie gefaßt und peitschte sie und war vorüber. Das beruhigte Gezweig hing schon wieder schwer und leblos, als habe keine Gewalt es gerüttelt.

Woher war aus der Stille der plötzliche Stoß gekommen und welchen Zusammenhang hatte er mit der Bewegung der Hand, die ebenso hastig den Dolch von dem Herzen zurückriß?

Auch das wußte sie nicht, nur daß sie es gethan. Mechanisch, instinctiv —

Nein, Trotz ihnen, Trotz und Stolz ihrem Hohn! Sie hatte empfunden, daß sie das Nichtsein, den Uebergang zu demselben nicht fürchtete; sie fühlte sich frei, als Herrin über sich selbst und sollte sich von dem — Windstoß brechen lassen, dem der seelenlose Baum widerstand?

Die kleine Waffe glitt ihr aus der Hand, sie fiel senkrecht mit der Spitze nach unten zu Boden und drang scharf in denselben ein. Ein Mondstreif lag auf dem Estrich und in ihm zitterte das bläulich-weiße Perlmutter-

heft des zierlichen Dolches hin und her. Dann ward es ruhig — war statt des Holzes ein Herz seine Scheide, so wäre dies jetzt ebenfalls ruhig gewesen.

Sie dachte es, darauf niederblickend bis die Schwingungen ausgeklungen, auch sie jetzt ruhig, wie sie meinte. Doch ihr Herz klopfte, das Blut hämmerte ihr siedend in den Schläfen; sie lehnte sich wieder aus dem Fenster und sehnte den Wind von droben herab, ihr das brennende Gesicht, die müdüberlagerten, schmerzenden Augen zu kühlen.

Er kam nicht, allein statt seiner ein Klang. Die Kirchthurmuhr schlug, feierlich in der Stille, langausdauernd — Mitternacht.

Unwillkürlich sagte Diana: „Die Geisterstunde.“ Aber sie lachte gleich darauf mit bitterem Ton. „Die Stunde der Geister, das heißt des Staubes, der einst ein Kopf war! Der Sturm, der auf der Landstraße den Staub wirbelt, ist der größte Geisterbeschwörer.“

Sie schloß die müdschmerzlichen Augen einen Moment. Oder war es länger? Ein kaum hörbares Geräusch, ein leises Knirschen drunten auf dem Kies des Parkes hatte ihr die Lider halb wiederum geöffnet.

Nein, es war keine Täuschung gewesen, sie gewahrte auch den Urheber des Geräusches. Die Urheber, denn es waren zwei, eine männliche und eine weibliche Gestalt. Beide ziemlich gleich weit von dem Schlosse entfernt,

durchschritten sie langsam verschiedene Radien der regelmäßigen Heckenwände, unten am Rande des Park's befand sich ein Punkt, auf dem ihre Wege sie, wenn sie dieselben bis zum Ende verfolgten, zusammenführen mußten.

Der zur Linken Gehende war schlank, von hohem ebenmäßigem Wuchs. Das mystische Licht flimmerte bei jeder seiner Bewegungen auf den Goldborden seines Scharlachrock's wie auf dem Goldgefäß seines Degens. Es war offenbar ein vornehmer und anmuthiger Cavalier, wie die andere Gestalt zur Rechten eine elegante, hochfrisirte, graziöse Dame.

Diana sah es, doch verschleiert, als erblicke sie es in einem Traum. Dann riß der Nebel und nun gewahrte sie Alles greifbar deutlich. Das war kein Traum, fühlte sie, so wunderbar es erschien. Plötzlich waren, auf beiden Seiten gleichmäßig, statt der einen Figur zwei da, die sich im nächsten Augenblick wieder verdoppelten, verdreifachten — sie mußte aufhören, zu zählen, denn die Gestalten verhundertfältigten sich in jeder Secunde. Sie traten aus den Hecken, wie hinter Schauspielcoulissen hervor und füllten alle Gänge. Lautlos, als seien sie viel weiter entfernt, als das Auge sie wahrnahm, doch in jeder Bewegung, ja in ihren Zügen auf's Schärfste erkennbar. Damen und Herren, jung und alt, alle kostbar gekleidet, zierlich und tadellos. Sie promenirten Arm in Arm, sie

ſtanden vor den Götterſtatuen, hier in Gruppen, dort als vereinzelte Paare. Die Cavaliere bückten ſich und flüſterten in das Ohr ihrer Dame, deren Fächer ſchneller hin und her ging. Wie über blühendem Frühlingsgarten ein Summen tauſend unſichtbarer Inſecten, ſo lag unhörbar ein Gewisper, ein unterdrücktes Lachen und Seufzen, ein Hauch von tauſend ſtumm erſcheinenden Lippen über der farbenbunt und prächtig gleich Pfauenfedern durcheinander glänzenden Geſellſchaft. Deutlich ſtand auf mancher vornehm blickenden Stirn geſchrieben: Ich bin mehr als Du! — Mehr als ihr alle! ſprachen die Augen einiger Frauen und Männer mit verwandt-ähnlichen Geſichtszügen. Wer an ihnen vorüberkam verneigte ſich tief, die Damen knixten, daß ihre weitentblößte Bruſt faſt die Erde berührte. Doch die ſo Begrüßten lächelten leutſelig, artig, ſie ſtreckten die Hand zuvorkommend dieſem und jenem entgegen, ſie bückten ſogar hier und da den ſtolzen Nacken und führten die weiße Hand einer der Damen, die ihnen zuvor mit tiefer Reverenz gehuldigt, an die Lippen. Es war ein leuchtendes Firmament, von größeren und geringeren Glanzpunkten durchwirkt, doch alle gehörten zu den Sternen, trugen die Berechtigung, am Gewölbe des Himmels zu ſtrahlen. Nicht aus eigner Kraft, man ſah nur die Sonne nicht, die ihnen allen Licht verlieh.

„Natürlich nicht, denn es iſt Nacht," murmelte Diana.

Sie sah, wie ihr Gedächtniß zur Hülfe rufend, auf. „Bin ich denn in Versailles?“

Da kam die Sonne. Das Auge konnte es noch nicht unterscheiden, was es sei, das durch den breiten Gang herannahte, doch die sämmtlich in eine Richtung gedrehten Köpfe, der Ausdruck jedes Gesichtes redeten laut, es sei die Sonne.

Ein hochgewachsener Mann war es, der allein in Begleitung eines Andern daherschritt, der etwa um ein Viertel-jahrhundert älter sein mochte als jener. Trotzdem stand auch der Erstere nicht in der Jugend, kaum mehr in den Mannesjahren, aber sorgfältigste Kunst verdeckte an ihm jede Spur des Alters. Er ging fest und stolz, doch mit dem Stolz, der sich bewußt ist, daß er sich nicht zu offenbaren braucht, um überall zu Boden geneigte Häupter anzutreffen. Jeder Kopf entblößte sich, wo die beiden vorüberkamen, im dichtesten Gedränge öffnete sich vor ihnen eine immer freie Gasse. Der Aeltere ging in halber Breite neben seinem Begleiter zurück; er gesticulirte mit den Händen, wies auf die Rotunden, die Bassins, die Statuen. Der Andere stand manchmal still, nickte befriedigt, legte flüchtig die Hand auf die Schulter des hochbetagten Greises und ging, selbst etwas deutend, weiter. Die Wege mit ihren Wänden und Oeffnungen interessirten ihn offenbar mehr als die in ehrfurchtsvollem Schweigen jetzt harrende vornehme Gesellschaft.

Diana verwandte den Blick nicht von den beiden. „Der König," hatte sie bei dem Erscheinen derselben in der Ferne gemurmelt, allein dann schüttelte sie wieder den Kopf: „Er ist es nicht, der König ist noch nicht so alt." Sie musterte den weißhaarigen Begleiter, der mit dem Hut in der Hand schritt; der Andere schien dies jetzt erst zu bemerken und redete, fast freundschaftlich lächelnd, einige Worte mit ihm, worauf der Alte mit einer Verneigung zögernd seinen Kopf bedeckte.

Diana fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Plötzlich war das Bild des Greises ihr bekannt, nach einem Bilde, das ihn so darstellte, bedeckten Hauptes an der Seite des Andern, während die stolzesten und vornehmsten Köpfe ringsumher sich barhäuptig senkten.

„Es ist Le Notre und sein Freund, Ludwig der Vierzehnte," sagte sie. Keine Verwunderung lag in dem Ton, im Gegentheil Zufriedenheit mit der Bestätigung ihrer ersten Erkenntniß, daß es nicht Ludwig der Sechszehnte sein könne. Aber sie wandte zugleich einen Moment den Kopf nach einer Wand ihres Zimmers um, als suche sie dort etwas, ein Bild. „Ich meinte, es habe dort gehangen," murmelte sie enttäuscht und drehte sich zum Fenster zurück.

Doch der Augenblick hatte eine sonderbare Veränderung hervorgebracht. Der Mond stand noch am Himmel

und erhellte die Nacht, allein selbst unsichtbar, denn einem glänzenden Hermelinmantel ähnlich hatte sich eine breite, silberweiße Wolke vor ihn gelagert, die ein Netz von Strahlen ausstreute und hinter ihm wie mit halbdurchsichtigem, doch blendendem Vorhang die Oberfläche des Parkes verbarg. Die Wipfel der Bäume ragten noch mit ihren rund und eckig wie vom Meißel ausgehauenen Formen darüber herauf und das Auge erkannte, daß unter ihnen das Gewoge von Tausenden fortdauerte, aber es vermochte nichts Einzelnes mehr zu unterscheiden. Statt dessen lag weit und fern drüben, über die Dächer des Dorfes hin, ein scharf abgegrenzter und scharf erhellender, hinter dem Gewölk hervorbrechender Mondblick auf einer einsam nächtlichen Gebirgsgegend. Die Beschauerin war sich dunkel bewußt, daß es seltsam sei, daß sie diese jetzt zum erstenmal von ihrem Fenster aus zu gewahren vermöge, doch sie staunte auch darüber so wenig wie über den Anblick Le Notre's und des „Dieu-donné." Sie kannte die Gegend, welche das Mondlicht tageshell überstrahlte, es war eine Bergschlucht zwischen dem Schloß und Le Puy, die Loire schäumte in der Tiefe, über ihr zog sich weiß die Landstraße an der Felswand hin. Darauf kam ein Reiter auf einem Maulthiere daher, eine plumpe, schwarze Gestalt, etwas im Sattel schwankend, wie ein Betrunkener.

Diana's Auge verweilte mit Widerwillen auf ihm und doch umklammerte es jede seiner Bewegungen. Nun näherte er sich dem schroff abstürzenden Flußbette und ihre Brust athmete tief, wie von einem Druck befreit, auf. Ihre Hand machte eine Geste, als wolle sie ihn hinunterstürzen, ziehen, und sie schloß hastig die Wimpern. Doch wie sie dieselbe wieder hob, hatte der Reiter sich von der drohenden Klippe abgewandt und befand sich wieder, scharf abgezeichnet in seinem Schwarz, inmitten des weißschimmernden Weges. Und ängstlich hielt das Auge der Zuschauerin von Neuem die Vorwärtsbewegung desselben umschlossen.

Ein wunderlicher Anblick. Nun tauchte noch ein anderer dunkler Punkt in dem Rahmen, den das Mondlicht geisterhaft erhellte, auf, die Gestalt eines Fußgängers, doch kaum entstanden, wiederholte sich bei ihr der märchenhafte Vorgang von zuvor im Park. Der Fußgänger theilte sich in zwei Hälften, die auseinander wichen und sich mit Blitzesschnelle fortbewegend, den Reiter in die Mitte nahmen. Die Theilung war ungleich ausgefallen, denn die eine Figur erschien umfangreicher, nicht größer, aber derber, als die hohe und schmächtige Andere, beide näherten sich dem Reiter gleichmäßig mit jeder Minute. Und abermals lag es verlangend, bangen Harrens voll in den Augen Diana's, daß die erstere jener räthselhaften

Gestalten ihn auch zuerst erreichen möge. Starr hielt ihr Blick die Richtung — immer mehr verringerte sich drüben in der weiten Ferne der Zwischenraum zwischen den drei dunklen Puppen —

Da ging ein Schatten drüber und ein zweiter hastiger folgte. Eine Wolke verbarg auch dorthin das Licht des Mondes jetzt, und wie hinter einem Vorhang wieder sah Diana nur noch, daß sich das Maulthier aufbäumte und im nächsten Moment reiterlos fortschoß. Alles Andere war verschwunden, wie Bergmassen warfen sich riesige Nebelmäntel davor. Nur das Thier wuchs, es kam näher, im Galopp, grad' auf sie zu. Und auf seinem Rücken saß wieder ein Reiter, ein andrer als zuvor, einer der beiden Fußgänger, doch nicht zu erkennen, welcher von ihnen, und er schrie — zum erstenmal, daß ein Ton alles dessen, was sie gewahrte, an ihr Ohr schlug — lautkeuchend schrie er:

„Zur Hülfe! Todt! Zur Hülfe!"

Immer näher noch, grad' auf sie zu — und zugleich fiel der Strahlenvorhang, der ihr den Park verhüllt, und sie sah Alles wieder wie vorher. Den König, den vierzehnten Ludwig, doch im Purpurmantel jetzt, auf hoch erhöhtem Thron über den weißen Götterstatuen noch, um viele Stufen noch von denen getrennt, die am Nächsten bei ihm standen. Eine glänzende, funkelnde, strahlende

Gesellschaft füllte die Tiefe, die Gartenfläche unter ihm, wie Frühlingsblumen eine Wiese. Alle lachten, jubelten, denn der Dieu-donné gab das Zeichen, er war wohlgelaunt, gnädig, war die Sonne, und sie blitzten, flimmerten, schillerten in dem Licht, das von ihm ausging.

„Zur Hülfe! Todt!" schrie der noch immer heranjagende Reiter. Und plötzlich — plötzlich sah Diana es, hinter dem stiebenden Huf drüben in der Bergschlucht begann's. Es brauste, rauschte, donnerte, die Fichte auf dem Felsrand droben bog wieder sturmgepeitscht ihr Geäst zu Boden, doch die Krone erhob sich nicht mehr, sie brach krachend zusammen — eine Secunde, und der Windstoß fiel wirbelnd in den Park herab. Er packte die Tausende, die um den Thron gedrängt standen und schleuderte sie auseinander. In die Luft hob er sie wie Spreu, und — grauenhafter Anblick — er riß die Köpfe von ihren Schultern, wie zerflatternde Blüthen, und spielte mit ihnen Ball. Schreckverzerrte Köpfe, wachsbleich, die von Männern und Frauen, noch hochauftoupirt, andre Gesichter dazwischen, noch mit hochmüthigem Stolz, mit einem frivolen Lachen auf den Zügen, kreisten wirbelnd durcheinander. Die Sterne alle hatten sich in Sternschnuppen verwandelt und fielen erlöschend vom Himmel — nur die Sonne goß einsam noch ihr Licht aus —

Da faßte der Sturm auch sie — der „gottgeschenkte"

König sprang zürnend, drohend, mit olympisch gerunzelten Brauen auf von seinem Thron — doch wie mit tausend Abgrundsstimmen hohnlachend packte der Wind auch ihn — eine Secunde noch, und der Purpur sank in dunklerem Roth glühend als zuvor stumm auf den Sessel zurück, in die Lüfte aber, hoch über die Andern hinaus schoß auch das Haupt des Olympiers, ein Spielball gleich ihnen. Es stieg und fiel —

„Zur Hülfe!" schrie der Reiter, dessen stiebender Huf Diana den Orkan aus dem Boden geweckt zu haben schien. Das Mondlicht erhellte sein schon dicht herangenahtes Gesicht, und sie erkannte grausend die Züge des Pfarrers Mathieu Guéraud, wunderlich, fast lächerlich über einem flammenden Scharlachrock. Auf Steinwurfsweite vom Schloß wieherte sein Pferd schrill auf, wie er mitten durch die kreisenden, fallenden Köpfe daherschoß — da hatte auch ihn der Sturm erreicht, packte ihn, Roß und Reiter brachen zu Boden und Alles war verschwunden.

Dreißigstes Kapitel.

Nein, Alles lag wie zuvor, als Diana sich zum Fenster hinausgelehnt und die Schläge der Thurmuhr gezählt. Nichts hatte sich verändert, die seltsam geformten Baumwipfel, an die Le Notre eben die letzte Scheere gelegt zu haben schien, standen unbewegt, auch die Fichte drüben hob noch ihr melancholisches Geäst gegen den Horizont; der gestirnte Himmel blitzte aus dem Thau, dem Glimmer, dem Marmor, aus tausend Dingen der Erde. Kein Laut, keine Regung — ein weißes Gewölk stieg, vom Mond abgesunken, zu den Bergen hinab.

Diana fuhr langsam mit der Hand über ihre Stirn. Nur sie hatte sich verändert; das Blut hämmerte und brannte ihr nicht mehr im Antlitz, ihr Gesicht war eisig, wie vom Nachtthau feucht, sie fühlte das Klopfen ihres Herzens nicht, als sei es erstarrt. Aber mechanisch blickte sie noch hinaus.

Kein Ton, keine Regung auf der Erde — keine, die dem Auge, dem Ohr wahrnehmbar, im Weltenraum —

Doch, da bewegte ſich, erklang etwas. Es tönte von der Stelle her, wo das geſpenſtiſche Roß mit ſeinem Reiter verſchwunden war, ein Stöhnen und ein Schnauben. Mühſam arbeitete es ſich empor, ein Mann und ein Pferd.

Diana hatte gezeigt, daß ſie nichts fürchtete, doch jetzt überlief ſie ein Schauer. Es klirrte, deutlich vernehmbar, hinkend heran, und ihr Auge irrte unentſchloſſen aus der Richtung ab, inſtinctiv trat ſie vom Fenſter fort, in ihr Zimmer zurück. Doch im ſelben Moment pochte es drunten laut an die Thür und eine Stimme, die ihr bekannt war, rief:

„Macht auf! Um Gotteswillen! Oeffnet!“

Sie beſann ſich eine Secunde lang, es war die Stimme Henri's, des Kutſchers, der ihren Vater am Morgen nach Lyon fortgeführt. Woher kam er? Wie konnte er kommen? Weshalb? Es mußte eine beſondere Nachricht ſein, die er zu überbringen hatte.

Sie eilte die Treppe hinab, drunten glänzte ihr ſchon Licht entgegen, Mademoiſelle Jeannette hielt einen Leuchter in der Hand und ſuchte die Thür nicht zu öffnen, ſondern geſchloſſen zu halten. Sie war nicht angekleidet, doch auch nicht im Nachtgewand; ſie hatte haſtig etwas übergeworfen,

das ihr in die Hand gerathen und sprach unwillig durch die Thür.

„Was wollen Sie und um diese Stunde, Monsieur Henri? Bedenken Sie das Gerede, wenn man es erführe —"

„Ich muß hinein!" antwortete es von draußen. „Ich glaube mein Bein ist gebrochen — öffnen Sie! sonst zerbreche ich die Thür!"

„Ich glaube, Sie sind betrunken — gehen Sie! ich werde Ihre Gesellschaft meiden müssen, Monsieur", erwiederte sie indignirt.

Er rüttelte an der Thür. „Ich bringe eine Nachricht vom Seigneur — um Gotteswillen —"

Seine Stimme klang anders als sonst, erregt, erschöpft, doch nicht trunken. Er brachte eine wichtige, eine ernste Nachricht vielleicht, Mademoiselle Jeannette empfand es und zugleich dachte sie unwillkürlich, daß Herr Maulac in Ungnade gefallen und verhaftet hinter den Gittern des Schloßgefängnisses sitze. Sie erwog, capitulirte und entgegnete mit einem Ton, der eigenthümlich klang, als hege er die Absicht das, was ihr Wort versagte, noch reizvoller erscheinen zu lassen:

„Theilen Sie mir Ihren Auftrag mit! Ich kann mich nicht sehen lassen, denn ich bin fast ganz deshabillirt. Meine Füße frieren auf dem Steinboden — schnell!

Mon Dieu, wenn einer der Herren mich so gewahrte — wäre Ihnen das angenehm, Monsieur?"

Es war Monsieur Henri in diesem Augenblick völlig gleichgültig, so gleichgültig wie der verheißene oder verweigerte Anblick seinen eignen Augen, und er lieh diesem Gefühl in ziemlich unhöflicher, ja rücksichtsloser Weise Ausdruck, indem er rief:

„Was kümmert's, ob Sie nackt oder was sind, wenn man mit dem Pferd gestürzt, wenn man todt ist!"

Mademoiselle Jeannette stieß einen ungeheuchelten Schrei des Schreckens aus und wiederholte: „Todt?" War es der Geist Monsieur Henri's, der an der Thür rüttelte? Sie hatte offenbar noch nicht geschlafen und wußte, daß es um die Zeit der Geisterstunde sein müßte. Zugleich vernahm sie hinter sich ein Geräusch, einen Laut, einen kaum hörbaren Fußtritt auf der Treppe und sie drehte halb den Kopf. Doch im selben Moment schrie sie wiederum auf, der Leuchter fiel ihr aus der Hand und das Licht erlosch.

Hatte sie das geisterhaft blasse Gesicht ihrer Herrin nicht erkannt, oder spielte sie in vortrefflicher Art Komödie, jener den eigenthümlichen Bekleidungszustand, in dem sie sich befand, zu verbergen und nicht durch etwaige Fragen über denselben in Verwirrung gesetzt zu werden? Jedenfalls hatte sie den Zustand Diana's noch weniger richtig

beurtheilt als den des Pochenden und die Absicht, die ihn leitete. Die Herannahende hatte ihre Zofe wahrgenommen, allein der Aufzug derselben war ihr noch gleichgültiger als er es unbekannter Weise Monsieur Henri gewesen. Sie dachte nichts und sagte nur: „Warum öffnen Sie nicht? Thun Sie's!"

Der Flur lag jetzt in absoluter Finsterniß, Mademoiselle Jeannette gehorchte, tastete sich wieder an die Thür und schob den Riegel zurück. Der Wartende trat ächzend mit einem Ausruf des Schmerzes ein, er achtete nicht darauf, daß zufällig ein weicher, entblößter Arm über seine Hand glitt, er besaß gegenwärtig kein Verständniß dafür.

„Sie sind es, Henri? Was bringen Sie mir?" fragte die Stimme Diana's aus dem Dunkel.

„O mein Gott, Comtesse — mein Fuß — o wie soll ich es sagen — —?"

Er fühlte sich an der Hand gefaßt, doch diesmal nicht weich und warm. Die Finger, die sich nach ihm ausgestreckt, waren starr, wie leblos, sie glichen denen einer Todtenhand.

„Gehen Sie wieder zu Bett, Jeannette", gebot Diana ruhig. „Sie folgen mir auf mein Zimmer, Henri; dort will ich Ihren Auftrag hören, nicht hier."

Aechzend, mühsam arbeitete der Kutscher sich die Treppe

hinauf. Mademoiselle Jeannette stand in der Lichtlosigkeit und überlegte, ob sie ihm folgen solle. Es war äußerst verlockend zu lauschen, nur hatte ihr der Ton der Gräfin nicht gefallen. Es hatte etwas in ihm gelegen, was besagte, wenn sie dem Befehl nicht nachkomme und die Comtesse sie bei einem etwaigen Oeffnen ihrer Zimmerthür zufällig vor derselben finde, daß in diesem Fall der nächste Tag das Gegentheil thun und sie überhaupt nicht mehr im Schlosse finden werde. Die Worte des gnädigen Fräuleins waren sehr gewöhnlicher Art gewesen, aber der Klang desto fremdartiger und nachdenklicher. Außerdem, wenn dieselbe Monsieur Henri mit auf ihr Zimmer nahm, konnte es sich dort um nichts so Besonderes handeln, daß man es nicht am nächsten Morgen früh genug erfuhr. Es erschien klar, daß es droben nicht so — interessant sei, um die Gefahr zu rechtfertigen; der mit Mademoiselle Zoë geschlossene neue Bund erheischte dies nicht.

Auch froren ihre bloßen Füße wirklich und das verlassene Bett war verlockender. Sie kehrte dahin zurück, von wo sie gekommen und riegelte sorgfältig die Thür, in die sie eingetreten hinter sich zu.

Droben in ihrem Gemach ging Diana hin und wieder. Manchmal trat sie an das offene Fenster und blickte hinaus. Der Spuk der Geisterstunde drunten im Park war, ohne eine Spur zu hinterlassen, erloschen, nur der

Mond überstrahlte noch Alles und erhellte das Zimmer wie zuvor. Auch die Züge und die Gestalt des schönen Henri, von dem sich trotz dem ungewissen Licht so viel unterscheiden ließ, daß er in diesem Augenblicke jenes schmückende Beiwort nicht verdiente und selbst ebenfalls schwerlich Anspruch darauf erhob. Er saß mit zerrissenen Kleidern, schweiß- und schmutzbedeckt auf einem der Brocatstühle, den die Herrin ihm als Ruheplatz bezeichnet, zugleich ein Bild des Jammers und der Verwunderung, denn sie hatte ihm gleichzeitig mit kurzem Wort Schweigen auferlegt, bis sie ihn fragen werde. Seitdem schritt sie auf und ab, mindestens schon eine halbe Stunde lang, als sei er nicht anwesend oder als habe sie ihn völlig vergessen.

Nun stand sie zum erstenmal vor ihm still, sah ihn mit ihren großen Augen an und sprach langsam mit fester Stimme:

„Mein Vater ist todt."

Es erheischte Antwort, aber es war keine Frage. Er sprang verdutzt auf und stotterte:

„Woher wissen Comtesse —? Es kann Niemand vor mir die Schreckensnachricht — ich habe das Pferd zu Tode geritten, daß es hier vor'm Schloß mit mir zusammen —"

„Es ist gut. Geh'n Sie zu Bett und erholen Sie sich."

Sie ſprach es ebenſo ſicher, jeden Widerſpruch abſchneidend. Verwirrt hinkte er auf die Thür zu, ſie blieb ſtehen, erſt als er die Schwelle überſchritt, folgte ſie ihm nach und legte die Hand auf ſeinen Arm.

„Er iſt völlig todt?“

Diesmal war es eine Frage, die ihm die Zunge löſen durfte.

„Ach, Comteſſe, wenn man an tauſend Fuß mit dem Wagen hinabſtürzt! Niemand trägt die Schuld, kein Menſch, auch die Pferde nicht, allein die gottloſen Wege und die verfluchten Bauern, die ſie nicht in Ordnung halten. Hängen ſollte man die nichtswürdigen Kerle alle, ſpießen, auf's Rad flechten. Es wird auch geſchehen, geben Sie Acht, es wird geſchehen, wird ihrer Ruchloſigkeit theuer zu ſtehen kommen! Ein ſo großer Herr und ein ſo guter Herr — ſie werden's mit Heulen und Zähneklappern bereuen! Im Abgrund liegt er jetzt und Gott weiß, ob ſie ihn vor der Nacht noch haben heraufſchaffen können. Und der gnädige Herr hätte ſich noch retten können, wenn er die Beſinnung nicht verloren — denn ſehen Sie, Comteſſe, ſo drehte ſich der Wagen und ſo ſtand er, eh' er hinunterſtürzte, und wir ſchrieen alle und riefen dem Herrn Vicomte, noch nach rechts hinaus zu ſpringen —“

„Morgen!“

Diana hatte die Hand über die Augen gelegt, ſie zog

sie zurück, und das Wort, das sie sprach, schnitt bestimmt und scharf seinen Redefluß ab. Sie fügte hinzu:

„Niemand trägt die Schuld; ich habe es gesehen, ich weiß es."

Er starrte sie dumm an — „Gehen Sie", fuhr sie fort, „ich will nicht, daß Jemand außer mir vor morgen etwas von Ihrer Meldung erfährt", und er ging stolpernd die Treppe hinunter.

Einen Augenblick später trat Diana, wie in der Nacht zuvor, in das Zimmer ihres Bruders, und nach einer Stunde etwa verließen beide das Schloß und schritten den Weg zurück, den sie vorher zusammen gekommen. Die Nacht war frühlingslind, doch Felicien überlief es mit einem Schauer bei jedem Schritt, sein Arm zitterte in dem der Schwester, sie führte ihn mehr als er sie. In der Mitte des Weges zwischen dem Schloß und dem Pfarrhaus hielt er inne und blickte seiner Begleiterin stumm in's Gesicht.

„Was hast Du?" fragte sie.

„Mich däucht —"

„Was?"

Er vollendete ängstlich vor sich hinstarrend den Satz. „Laß uns umkehren, Diana — mich däucht, wir gehen in Blut."

Sie zuckte und hielt seinen Arm fester. „Du bist im Traum — es ist ein Schatten und der Thau fällt."

„Es ist Alles wie Traum, der Tod und das Leben — laß uns umkehren, Diana!"

Es war bittend, flehend gesagt. — „Wohin?" fragte sie dumpf. „Dich erwartet das Glück — wenn ich gehe, däucht mich, kannst Du folgen."

Sie sprachen nicht mehr, allein ihre letzten Worte hatten eine electrische Wirkung auf ihn geübt. Er schritt wieder vorwärts, elastischer, mit suchenden Augen, das Blut belebte sich in seinen Adern. Schweigsam finster lag das Pfarrhaus vor ihnen, doch auf Diana's Pochen gab unerwartet schnell Mathieu Guéraud's Stimme Antwort. Er öffnete, völlig angekleidet, wie sie ihn verlassen, die Thür und fragte: „Wer sucht mich?"

„Wir — oder der Zufall", entgegnete Diana. Sie streckte ihm die Hand entgegen und faßte die seine. „Ich sagte Dir heut' Abend, Du solltest mich gewahren lassen, daß Deine Hand nicht nur zerstören, daß sie auch aufbauen könne, dann würde ich Dir die meine reichen, würde Dir danken."

Er verstand sie nicht und blickte noch überrascht auf die nächtlichen Gäste. Sie zog ihn mit sich auf den Flur. „Zünde drunten Licht an."

„Es brennt noch", antwortete er verwundert, „Urbain

und ich haben noch zusammen verweilt. Die Nacht ist kurz für den, der einen Vater gefunden."

„Sie ist kürzer für den, der einen Vater verloren", entgegnete Diana ruhig. „Laßt die Freude für den andern Tag, wie wir die Trauer."

Der Pfarrer taumelte wie blitzgetroffen im Dunkel an ihrer Seite zurück. „Was sagtest Du?" stammelte er, kaum fähig die Worte hervorzubringen.

„Daß Du ein guter Taschenspieler bist, Mathieu Guéraud, denn Du sagst es, es giebt keine Wunder, und die Zauberer benutzen nur die Kräfte und Zufälle der Natur, um Beifall zu ernten. Nun, so bewähre jetzt Deine Kunst!"

Sie führten ihn, wie sie auf dem Weg vom Schlosse her den Bruder geführt, in den unterirdischen Raum hinab. Felicien hatte noch in die Nacht zurückschauend die Stirn schweigend an den Pfosten der Thür gelehnt; jetzt folgte er ihnen nach. Allein das Pochen, das die nächtliche Stille unterbrochen, hatte nicht nur die Wachenden gerufen, sondern auch den Schlaf geweckt, und wie der junge Edelmann dem erst einmal von ihm betretenen und doch schon wohlbekannten Gange zutastete, öffnete sich neben ihm hastig eine Thür und eine glühende Stimme flüsterte seinen Namen. Dann kamen, wie damals, fast an der nämlichen Stelle zwei weiche, glatte, duftende Arme aus

dem Dunkel und umſchlangen ihn. Doch nicht, wie zum erſtenmal, zaghaft noch im Beginn, heftig, leidenſchaftlich wild und ſtark wie ein Recht, wie eine Beute, und Clemence Guéraud's heiße Lippe hauchte:

„Du biſt's, Du haſt's nicht ertragen, wie ich es nicht ertragen konnte! Ich glaubte, ich müßte wahnſinnig werden, bis die Nacht vorüber geweſen, und ich wäre es geworden. Doch Du biſt da und Du wirſt den Sturm bändigen und ich weiche nicht mehr von Dir — komm!"

Sie ſuchte ihn zu ſich in's Zimmer zu ziehn; er fühlte, daß ihr Athem ihn trunken machte, daß der Rauſch ihm wie bei ihrem letzten Abſchied zum Kopf hinaufſtieg, ihn beſinnungs- und willenlos zu machen begann. Und dennoch etwas Anderes, etwas Herb-Ernüchterndes miſchte ſich zugleich in den glühenden Trunk, er wußte nicht was. Doch, er wußte es — was ſonſt konnte und mußte es ſein? — und er entwand ſich zart der verführeriſchen Umarmung der Geliebten und erwiederte leiſe:

„Jetzt nicht, Clemence — geh' — mein Herz ſchlägt anders in dieſer Stunde, muß anders ſchlagen — mein Vater iſt verunglückt — todt."

Ein erſtickter Schrei antwortete ihm, aber nicht der, den er erwartet. Ein Freudenſchrei war's, und er fühlte ein kaltes, ſchmerzhaftes Etwas, als durchſchneide es ihm blitzſchnell die Bruſt. Doch ſchon wogte die Bruſt Clemence's

an der seinen, ungestümer noch als zuvor hielt sie ihn umfaßt und stammelte:

„Dem Himmel sei Dank! Nun bist Du mein, Felicien — Niemand trennt uns mehr — ewig — ewig — komm, daß wir die Ewigkeit beginnen!"

Sie jauchzte es und griff wieder nach seiner Hand, ihn mit sich zu ziehen, allein er raffte alle Kraft zusammen, riß sich los und eilte den Gang hinunter. Gluth und Frost wechselten ihm in allen Gliedern, allen Adern, hinter ihm klang der Ruf des Mädchens zornig, bittend, in irren Lauten von den Wänden zurückhallend. Er hielt inne, lauschte und wendete, von unwiderstehlicher Macht zurückgezogen den Fuß — da öffnete sich vor ihm die Thür, der Lampenschein des Kellerraumes fiel auf ihn und Diana's klare Stimme sagte:

„Wo bleibst Du, Felicien? Wir bedürfen Deiner fest ausgesprochenen Zustimmung, denn das Gesetz hat Dich zum Herrn gemacht." — — —

Das Mondlicht kämpfte mit dem ersten beginnenden Hellblau des Ostens über dem Mont Mezin, als das Geschwisterpaar zum andernmal in dieser Nacht den Weg vom Pfarrhause Mathieu Guéraud's zum Schlosse einschlug. Nur wenige Stunden waren dazwischen vergangen, doch sie schlossen den Beginn eines neuen Tages ein. Diana sprach es aus und ihr Bruder versetzte:

„Wer hätte es gestern gedacht, als er Abschied nahm!“

„Was können wir denken und wozu? Immer stehen wir diesem Morgenzwielicht gegenüber und erkennen den Tag erst, wenn er von dort seinen letzten Schein wirft, wenn er hinter uns liegt. Aber das wissen wir, daß der alte Tag vergehen muß, wenn der neue anbrechen soll. An jenen bleibt uns die Erinnerung — die Erinnerung“, fügte sie leiser hinzu, „die einst Morgensonne war und als Abendsonne ihren Goldglanz zurückwirft, bis die Nacht unseres Tages kommt — doch unser Thun gehört der Gegenwart, der Zukunft.“

Sie stand still und sah ihrem Bruder im seltsamen Zwitterlicht der scheidenden Nacht fest in's Gesicht, dann nahm sie seine beiden Hände und sagte:

„Ich habe Dich allein, Felicien. Wollen wir im neuen Tage ein treues Geschwisterpaar sein für und für?“

Er nickte stumm in ihr edles Antlitz. Sie fuhr bewegt fort:

„Auch für uns kommt einst die Stunde des Scheidens, vielleicht so plötzlich auch, wie die heutige gewesen. Dann sind wir uns nichts mehr und es ist gleichgültig, ob wir uns je gekannt und geliebt. Doch bis dahin wollen wir gemeinsam leben mit Haupt und Herz, leben wie es unserer würdig ist, wie unsere schwache Kraft es vermag. Im engen Kreise, der uns gehört, wollen wir wirken, eine

Saat ausstreuen, in der Hoffnung, daß sie aufgehen, sich von unserer Heimath weiter verbreiten, zu schweren Goldähren emporwachsen möge, den Hunger des Darbenden, die Bitterkeit des Schmerzgebrochenen zu mildern, das Glück des Hoffenden, Bangenden zu fördern. Er hat Recht, ich fühle es in mir: Erst die Kraft zu können, schafft die Ueberzeugung. Anders sieht dieser Tag mich als der gestrige; er hat keinen Glanz mehr für mich, doch auch keine Schrecken, keine Hoffnung und drum keine Zweifel. Nur eine Pflicht: Für Andere zu leben, ihr Recht zu achten und zu schützen. Wir waren harrende, hoffende und bangende, sehnsüchtige Menschen, Kinder, die sorglos sich der Obhut unsichtbarer Elterngüte vertrauten — wir sind Götter geworden mit eigener Freiheit, mit unbeirrbarem Blick, und die Sagen aller Zeiten lehren es: Die Götter sind glücklos."

Sie drückte mit fast krampfartiger Heftigkeit seine beiden Hände und wandte sich, ihn von sich abwinkend und ein Schluchzen in der Brust erstickend, in den Park hinein, während er irrer, tausendfacher Gedanken voll, zu seinem Zimmer hinaufstieg. Doch es war der letzte Schmerzenston, dem sie Gewalt entgegensetzen gemußt, sie hatte ausgekämpft, den langen Kampf von Jahren zu Ende gerungen und stand am Ziel. An freudlosem Ziel, doch an ruhigem, besser als im rastlos wilden Schlachtgetümmel

der Gedanken, erquickend sogar nach der blutigen, zum Tod ermüdenden Zwietracht. Eine farblose Ruhebank war's, die sie aufnahm, ohne Blumen, ohne Duft, mit bleierner Himmelsdecke über sich, sonnenlos, von keinem süßen Zittern windbewegter Blätter umsäuselt. Sie waren alle leblos, todt, die Blumen, der Duft, der Himmel, die Sonne und der Wind. Nur das Herz lebte das gespenstische Trugbild des Lebens fort, aber Ruhe bot ihm die farb-, die freudlose Bank — das Einzige, wonach es sich sehnte — Ruhe.

Wohin war die farbenprangende Welt ihrer Kindheit? Noch standen sie üppig, hochaufschillernd, die Blüthen, die darüber gegaukelt, doch Giftblumen nur waren es, ihr Glanz ein Blendwerk, Verwesung ihr Duft. Die linden Lüfte, welche sie umspielt, ihr Athem trug die Pest der Menschheit; ihre Wärme war Betrug, denn die Glieder von Millionen erstarrten in ihr. O goldnes, süßes, falsches Sonnenlicht!

Geahnt, empfunden im bangenden Herzen hatte sie es lang, seitdem Mathieu Guéraud's Wort zum erstenmal ihr an's Ohr schlug. Was ihre ringende Brust verschloß, die Steine hatten es geredet, die ihre Hand gesetzt. Hier auf diesem stand's schon: „Jede irdische Gestalt zergeht in Nacht, die Sonne selbst muß sterben."

Ja, wohl hatten die stummen Inschriften Recht:

„Das Vergangene erschreckt und die Gegenwart überwältigt mich, und ich lese im Kommenden ein entsetzliches Geschick.“

Das Entsetzlichste, die Leere, das Nichts. Lag in der Inschrift, die daneben aufleuchtete, in dem letzten Wort des sterbenden Tiberius ein Gegengift?

„Faßt mich der Tod, in Flammen aufgehn mög' die Welt.“

„Nein, gesegnet sein, fortschreiten dem höchst erreichbaren Ziele entgegen möge sie, glücklicher werden, als ich — — —!“

Zwischen Leichensteinen des Einst ging Diana, und doch war es nur Spiel gewesen, was sie damals mit ihnen betrieben. Ein rosiges Spiel der Einbildung gegen die frostige Wirklichkeit des Jetzt. Klar und kühl brach der Morgen an und keine Macht wendete seinen Tag mehr ab.

So nutze ihn, daß Du zufrieden bist an seinem Abend!

Diana blickte unwillkürlich auf, ein leises Geräusch hob ihr den Kopf. Es traf ihr an's Ohr, als ob sie es ebenso in einem Traum vernommen, das Knirschen des Wegkieses unter einem leichten Fuß veranlaßte es und ihr Auge gewahrte auch in einiger Entfernung die nämliche elegante, hochfrisirte, graziöse Damengestalt, die es schon einmal gesehn. Nur kam diese jetzt nicht gemessen-gleichgültig, sondern vorsichtig hastig daher, und in Diana's

Schläfen hämmerte das Blut nicht, kein müder, schmerzhafter Schleier lag über ihrem Auge, sondern es durchdrang scharf wie in Kindertagen das Zwielicht und erkannte in der Herannahenden die Schwester.

Hatte diese die Unglücksbotschaft, trotz dem Verbot, das dem Ueberbringer ertheilt worden, doch ebenfalls schon vernommen und die Kunde sie, Ruhe zu gewinnen, in die Nacht hinausgetrieben?

Es fiel plötzlich wie Schuppen vor dem Blick Diana's. Die Vision, welche das fiebernde Blut ihr in der Geisterstunde heraufgezaubert, hatte einen wirklichen, vom Auge erfaßten Anlaß gehabt. Die zwei Gestalten, welche es zuerst wahrgenommen, hatten sich nicht märchenhaft in's Unendliche getheilt, aber sie waren von Fleisch und Blut gewesen, und die Wege, welche sie verfolgten, hatten sie drunten an ihrem Schneidepunkt am Rande des Park's zusammengeführt.

Diana war zur Seite getreten, die eilig näher kommende Schwester konnte dieselbe trotz ihrem achtsamen Umherblicken nicht gewahren. Jetzt ging sie vorüber, und jetzt fuhr sie, von Schreck wie eingewurzelt, zusammen.

„Marie!"

Diana war herausgetreten und stand dicht vor ihr. „Du liebst d'Aubigné und er Dich?" fragte sie ernst.

Die Angeredete blieb noch immer wortlos, nur ein blitzartig sich ausbreitendes, glühendes Roth ihrer Züge sprach.

„Wir treffen uns in ernster Stunde", fuhr die ältere Schwester fort, „Niemand kann voraussehen, was sie bringen wird —"

Die kleine Comtesse wankte auf den Füßen. „Du weißt —?" stotterte sie.

„Was Du nicht denkst."

Marie stieß einen Schrei aus, die Heckenwand drehte sich vor ihren Augen, ihr war, als sei die weiße Marmor-Diana von ihrem Postament herabgetreten und stehe mit drohendem Antlitz vor ihr, und sie stürzte zu ihren Füßen nieder und stammelte:

„Du weißt Alles — vergieb mir — o ich Unglückliche — die Liebe that's —"

Sie verbarg die brennende Stirn in dem Gewand der Schwester, deren Züge plötzlich ebenfalls eine leichte Färbung überhauchte. Gedankenvoll blickte sie über die Knieende hin, dann fragte sie zögernd:

„Du bist —?"

„Seine Geliebte", lispelte die zitternde Schwester, so leise, daß jene es kaum vernahm.

„Sein Weib", sagte Diana ruhig, sie aufhebend und auf die Stirn küssend. „Warum solltest Du es nicht sein?"

„Das ſagſt Du?“ Halb ſcheu noch, halb verwundert-ungläubig haftete Mariens Blick auf ihr. „Du, die Kalte, von der man ſagt, daß ſie kein Herz beſitzt? Du verzeihſt ſo leicht?“

„So leicht?“ Diana wiederholte es, nicht laut noch heftig, und doch klang es wie ein Angſtſchrei, daß Marie ſie betroffen anſah, und jene ſchnell hinzufügte: „Was habe ich denn zu verzeihen!“

Allmälig beruhigte ſich die Jüngere. „O Du biſt gut, Schweſter, ich danke Dir“, antwortete ſie, den Kopf an die Bruſt derſelben ſchmiegend. „Doch was nützt das allein? Rathe mir, hilf mir! Wenn der Vater ſeine Einwilligung verweigert —“

„Er wird's nicht mehr, Marie, denn er kehrt nie zurück, und Niemand gebietet mehr Deinem Herzen als Du ſelbſt — — — —“

Als die Schweſtern nach langem Auf- und Abſchreiten durch den Park ſich dem Schloſſe näherten, blitzten die Zinnengötter deſſelben in den erſten Strahlen der Sonne. Sie ſtanden in lebloſer Schönheit wie immer, doch auch derjenige ihrer einſtigen Olympgenoſſen, der heut' noch unermüdlich wie zu ihrer Zeit ſein Götteramt übte, hatte in dieſer Nacht faſt über alle Bewohner des Schloſſes ſeine Macht verloren. Wenig Augen hatten ſich der ſüßen Gewalt des ſchön hinſchwebenden Gottes geſenkt, der einſt

den allmächtigen Vater der Götter und Menschen selbst mit seinem Traumliede bezwang. Summenden Fliegen gleich durchschwirrten in den Gemächern des Schlosses und des Pfarrhauses die Gedanken, die Erwartung, die Neugier, das Glück die Stirnen der Schlaflosen — drüben unter den verfallenen Dächern des Dorfes blitzte das hirndurchzitternde Geschwirr nicht auf goldigen, seltsam geheimnißvoll leuchtenden Flügeln, aber es scheuchte den Schlaf auch dort, denn sein graues Gemenge trug unter der farblosen Hülle die ätzenden Wespenstachel der Noth, der Hoffnungslosigkeit, des Unglücks und drückte sie unablässig in's todmüde Herz.

Wie jeder andere, kam der Morgen, und wie an jedem anderen gingen die Bewohner von Saint-Pierre stumpfsinnig an ihre Arbeit. Aber ungewöhnlich war's, daß fast alle Bewohner des Schlosses ebenfalls zu so früher Stunde den Tag begrüßten. Felicien trat an der Rotunde seinen Schwestern entgegen, Mademoiselle Jeannette und Mademoiselle Zoë befanden sich thätig-unthätig, aufhorchend, Alles beobachtend auf der Terrasse, Victor d'Aubigné erschien erwartungsvollen Auges, gähnend der Abbé, verdrossen, mit bewölkter Stirn an seiner Seite Herr de Laval. Der Letztere deutete seinem Begleiter in den Park hinein, wo vom Pfarrhause her eine Uniform auftauchte. Es war Urbain Guéraud, der seinem Vater und seiner Schwester

voraufschreitend, die Richtung auf die beiden Herren zu innehielt.

„Präcis wenigstens", murmelte der blonde Graf. „Sprechen Sie Ihren Segen, d'Aubriot, man wird mich tödten. Vielleicht ist's übrigens auch ein Genuß, wer hat's gekostet und davon erzählt? Aber der Ort ist unpassend hier, in Gegenwart der Damen — die Rotüre lernt niemals Schicklichkeit. Außerdem, was will der Schwarzrock? Hat man die Absicht, mich gleich einzuscharren? Sie sind mir genug für diese Probe, Abbé; kommen Sie, den Anstand vor den Damen nicht zu verletzen, indem wir sie zu Zeugen der lächerlichen Unterhaltung machen — über eine Bauerndirne. Wo ist d'Aubigné?"

Sie schritten etwas zur Seite, dem Bosquet zu, doch ehe sie es erreichten, vertrat ihnen Urbain Guéraud, schnell herankommend, den Weg. Die Augen aller entfernter oder näher Befindlichen waren auf die kleine Gruppe gerichtet; Herr de Laval machte eine unwillig auf die coulissenartige Heckenwand deutende Bewegung und wollte vorüberschreiten, doch der Offizier hielt ihn, seinen Degen ziehend, zurück.

„Dieser Mensch ist von Sinnen", sagte Laval verächtlich die Schulter zuckend, „ich kannte die Pflichten und den Anstand eines Secundanten in den Windeln besser, als er."

„Um so schlimmer, daß Sie die Pflichten eines Menschen verkennen, Graf Laval", antwortete Urbain Guéraud, „denn ich verhafte Sie wegen eines Mordversuchs, den Sie an einer Untergebenen des Vicomte von Hautefort verübt."

Es war nicht besonders laut, ohne jeglichen pathetischen Nachdruck gesprochen, doch wer am Mittag des vorigen Tages sich in dem Saal des Rathhauses von Le Puy befunden hätte und jetzt hier ebenfalls zugegen gewesen, wäre in eigenthümlicher Weise durch den Klang der Worte an diejenigen des Arztes Lacordaire erinnert worden. Sonderbar tönte es, wie gebieterisch Stille fordernd, und Niemand von allen, die es vernahmen, gab einen Laut des wortlosen Staunens, das die Mehrzahl gefaßt. Nur Herr de Laval erwiederte, bleich geworden und sich vergeblich zu einer spöttischen Miene zwingend:

„Ich sagte es Ihnen, d'Aubriot, der Mensch ist toll. — In wessen Namen sagen Sie mir Ihre Unverschämtheiten, Monsieur? Ich will hoffen, in Ihrem eignen —"

„Nein, sondern im Namen des Gesetzes und im Auftrag desjenigen, der auf diesem Boden der Hüter desselben ist, des Erben des gestern durch einen Unglücksfall verewigten Herrn dieser Güter, des Seigneur's Vicomte Felicien von Hautefort."

Ein nur halb erstickter Doppelton der Ueberraschung

und des Zorns flog von den Lippen des blonden Grafen. Sein Blick irrte in die Richtung, in der Felicien stand, und er schleuderte verächtlich zwischen den Zähnen hervor:

„Also auf solche Weise entledigt sich ein Feigling seiner Gegner —?“

Felicien von Hautefort zuckte zusammen und erblaßte. Seine Hand fuhr an den Griff seines Degens, doch ehe er denselben zur Hälfte gezogen, ließ er ihn in die Scheide zurückfallen und wandte sich, den Arm Diana's erfassend ab, dem Schlosse zu.

Einunddreißigstes Kapitel.

Am Vormittag des fünften Mai des Jahres 1783 sah die Stadt Versailles eine Gesellschaft in ihren Mauern, wie sie seit Jahrhunderten in Frankreich nicht erblickt worden, und eine Menschenzahl in den Gassen, wie die Sonne sie noch niemals in den vornehm-stillen Straßen der Lieblingsresidenz der Könige Frankreichs beschienen hatte. Es war kein Zudrang seltener Art mehr, wie zu einem vielversprechenden Schauspiel, sondern es schien, als ob ein ganzes Nomadenvolk von Hunderttausenden seine weiten Steppen verlassen und aufgebrochen sei, sich neuen Wohnsitz zu suchen. Jedes Alter, jedes Geschlecht, mit gleichen sprühenden Funken in den Augensternen, drängte, schob, trat und ward getreten, redete, gestikulirte, schalt und schlug. Die Straßen von Versailles glichen langgedehnten Säcken, in die Korn hineingefüllt wird, bis sie gerüttelt und geschüttelt voll gepreßt sind, daß nicht

ein einziges Körnchen mehr Platz darin findet. So stand Kopf an Kopf gehäuft, jedes Haus offenbarte an den Fenstern, in den Thüren, auf dem Dach die hundertfache Zahl seiner gewöhnlichen Bewohner — doch verschwindend war diejenige aller, welche den Vorsprung gewonnen in die Stadt hineinzugelangen, gegen die unabsehbare Masse, die gleich aufgestauter Fluth vergebens die Zugänge, Plätze und Felder um Versailles belagerte. Aus jeder Provinz war es in dichten Schaaren herbeigewogt, mehr als halb Paris hatte seinen Strom dorthin ergossen, und die Augen ganz Frankreich's blickten körperlich oder im Geiste auf den Place d'Armes, wie die Kaiser und Könige, Reichsfürsten, Reichsgrafen und Reichsfreiherrn Europa's seit einem Jahrhundert bewundernd um einige Schritte weiter auf die Marmor- und Strohdächer von Groß- und Klein-Trianon geblickt. In diesem Momente aber sahen die Kaiser und Könige Europa's, mit Ausnahme Ludwigs des Sechszehnten von Frankreich, höchst gleichgültig auf den Vorgang in der Stadt Versailles, der nur die Rotüre zu interessiren vermochte, die Minister und Diplomaten in ihren Cabinetten dachten desselben kaum, und wenn zufällig Einer der Reichsfürsten, Reichsgrafen und Reichsfreiherren es in seinem Trianon that, so zuckte er bedauernd-gering-schätzig, souverain-vornehm die Achsel.

Eine breite, von berittenen Gensdarmen diensteifrig

offen erhaltene Gasse theilte die harrende, unermeßliche Menge in zwei Hälften. Die rastlos in dem Innern derselben fluthende Bewegung warf ab und zu einen Schwall von Weibern, Männern, Kindern über die nur durch die Anordnung der Polizisten gebildete Barriere, doch sobald einer der Reiter sich umwendete und sein Pferd zurücktrieb, hätten die Kaiser und Könige zusammt allen durch die Gnade Gottes gesetzten souverainen Herren des Reichs ihr Wohlgefallen daran gehabt, wenn sie gesehen, wie hurtig und scheu die tausendköpfige Masse vor dem erhobenen Arm eines Wächters der Ordnung aus dem verbotenen Raume wich und sich lieber der Gefahr, erdrückt zu werden, als dem Unwillen des Gensdarmen aussetzte. Ein Gemurmel, doch kein Murren, eine Klage, doch keine Auflehnung, ein Witzwort und ein Gelächter, und Alles war wieder so ruhig, wie die Obrigkeit es verlangte, und harrte.

Das Volk von Frankreich glich einem Weltmeer, das mit leisem Wellengemurmel an's Ufer spült, dem die spielende Hand eines Kindes Sanddämme entgegenbaut, an denen sein summendes Rauschen sich bricht.

Nun flogen alle Köpfe ostwärts, der Himmelsrichtung zu, in der die Sonne aufsteigt, doch nicht um ihr Erscheinen zu begrüßen. Sie stand seit mancher Stunde schon blendend-heiß, lachend und versengend am blauen Gewölbe, ohne daß jemand heut' Augen für ihre Schönheit,

Aerger über ihre Gluth besaß. Etwas Ungewöhnlicheres als das unwandelbare Gestirn beschäftigte jede Phantasie, jeden Gedanken — und da kam's.

Ein militairischer Aufzug in blitzenden Uniformen, schnaubende, stolz den schlanken Nacken werfenden Racepferde, Fanfaren-schmetternde Reiter, Banner, die weißen Lilien des Hauses Bourbon, rothflammende Schabracken — doch die Blicke derer, an denen es vorüberflimmert, verweilen kaum eine Secunde darauf und halten schon wieder ihre vorige Richtung unbeirrt inne. Nur Herolde sind's, auch gewöhnlich wie die Sonne — doch nun!

Ein geringer Zwischenraum trennte die Berittenen von ihren Nachfolgern, dann begann eine schmale, allein unabsehbare Säule von Fußgängern. Sie schritten paarweise, vornehme, gleichgültige, lachende Gesichter unter Federhüten oder in zierlichen Perrücken, in Scharlach, Sammt und Gold, mit Gnadenketten behangen, die Agraffen, der Degenknauf, die Schuhschnallen von Juwelen blitzend. Eine glänzende, tändelnde, tadellos auftretende Gesellschaft war's, ungefähr dreihundert Theilnehmer zählend, kaum hie und da von einem nachdenklichen, einem ernster blickenden Gesicht unterbrochen; sie erregte den Eindruck, sich zu einem Hoffeste zu bewegen. Tiefes, lautloses Schweigen herrschte, wo sie vorüberkam, nicht das der Ehrfurcht, sondern dumpfer Gleichgültigkeit. Nur die Kinder, die Jugend musterte

neugierig und staunend die noch niemals in solcher Nähe vereinigt gewahrte Pracht der Gewänder, nur einmal zogen hie und einzelne Männer ihre Mützen vor einem etwa dreißigjährigen hoch und schlank gewachsenen Manne mit gleichfalls aristocratischen, doch offen-freundlichen und belebten Zügen, und riefen halblaut, auf ihn hindeutend, ihrer Umgebung zu:

„Seht ihr ihn? Das ist er! Der Bürger von Jenseits, der Amerikaner, der Freiheitskämpfer! Er stammt aus dem Velay, von dort kommen tüchtige Leute! Es lebe der Marquis von Lafayette! Es lebe Lafayette!"

Der Marquis von Lafayette dankte mit einem artigen Gruß, dessen Ausdruck ziemlich die Mitte zwischen angenehmer und unangenehmer Berührung hielt, der Gegenstand der Aufmerksamkeit der Volksmenge zu sein. Allein die erstere Empfindung überwog offenbar, denn er gewann es nicht über sich, einen der Zurufe unerwiedert zu lassen. Freilich machten sich auch gegentheilige Aeußerungen hörbar.

„Bah, ein Marquis! Einer wie der Andere! Er war ruhmsüchtig, eitel, was weiter! Vielleicht hatte er eine Liebschaft drüben —"

Ein allgemeines Gemurmel überklang die Einzelstimmen. Es kam fast ausschließlich aus dem Munde der Frauen und war mehr ein Murren, ein allgemeiner Laut des Widerwillens und der Mißachtung. Einem Mann

von athletischem Bau galt's, etwa um ein Jahrzehnt älter als der vorige. Sein unschönes, von Blatternarben wüst zerrissenes Gesicht strotzte vor unbändiger Kraft des Körpers und des Willens, doch tiefer noch von den Furchen ungezügelter Leidenschaft durchgraben, als von denen der überwundenen Krankheit. Er ging hochfahrend, als gehöre jeder Zoll des Bodens, auf den er den Fuß setzte, ihm, ein Aristocrat vom Scheitel bis zur Sohle, allein seine vornehme Umgebung fast noch geringschätziger mit dem pfeilscharfen Blick musternd, als die zur Seite aufgestaute Menge. Seine Kleidung stach gegen die seiner Begleitung ab; sie war vornehm, aber dabei in fast gesuchter Weise salopp; er mußte auch die Augen desjenigen auf sich ziehen, der ihn nicht kannte, ihn zum erstenmal sah.

Wohin sein Blick fiel, verstummte scheu jede Zunge und löste sich erst wieder, wenn er außer Hörweite gelangt war, dann jedoch desto eifriger. Spöttisch, empört, verwünschend und verdammend; Weiber, alt und jung, riefen durcheinander.

„Wie schmeckte die Kost auf Isle de Ré? — Was macht die erste, die zweite, die dritte, die zehnte? — Ach das arme Weib, sie hatte einen so guten Mann! — Sie ist ebenso verworfen, wie er, warum ließ sie sich von dem garstigen Scheusal entführen? — Er verführt jede, man sagt, er ist ein Zauberer, daß ihm keine widerstehen

kann. — Na, zu mir sollte er kommen! — Sein Bild hat schon am Galgen gehangen! — Ich will auf nackten Füßen hinlaufen, wenn er selbst daran hängt! — Er ist nicht einmal der Sophie treu geblieben, jetzt hat er eine Schauspielerin. — Ja, wie sie in der Hoffnung war, ließ er sie in's Kloster sperren. — Ja, und ihn sperrten sie in Vincennes ein. — Die Lettres de Cachet haben doch ihr Gutes! — Es heißt, er hat sich mit seiner ersten Frau wieder vertragen. — Das war nur ein Manövre für die Wähler, um in die Versammlung zu kommen. — Wie hat man ihn überhaupt wählen können! — Und noch dazu haben die Bürger es gethan. — Die Dummköpfe! — Er hat sich einen Tuchladen gekauft und ist als Tuchkrämer gewählt! — Aber er geht natürlich mit seinen Freunden, die Krämerei hat aufgehört!"

„Wer ist es denn eigentlich? Mich däucht so schlimm sieht er gar nicht aus", sagte ein Mädchen, sich vorbückend und dem Vielgeschmähten neugierig nachschauend.

„Du möchtest wohl auch eine von seinen Dirnen sein?" replicirte ein häßliches altes Weib listig und eine andere fügte hinzu:

„Wenn Du ein Kind von ihm hast und es schreit nach Brod, kannst Du ihm sagen, sein Vater heißt Honoré Graf von Mirabeau, und ein Dutzend seiner Brüder haben auch nichts zu essen."

„Na, der gräfliche Herr Vater hat auch nichts zu beißen.“

„Der König hat seine Schulden bezahlt.“

„Er verkauft sich jeden Tag an den Meistbietenden.“

„Früher verkaufte er seine Kleider, jetzt seine Seele.“

„Für nichts giebt Keiner etwas!“

„Und das will ein Graf sein!“

„Still! Die Hochwürdigen!“

Die goldgestickten Scharlachröcke und Uniformen hörten auf und der Zug verwandelte sich in eine Reihe zumeist in weitem, dunklem Talar einherschreitender Männer. Hin und wieder zeichnete sich die prunkendere Tracht eines Hochwürdenträgers der Kirche von ihnen ab, häufiger die bewegliche, ebenfalls schwarze, aber elegant-zierliche Figur eines kurz bemäntelten, weltlichen Abbé. Die Zahl der Vorüberschreitenden hielt derjenigen des den Vortritt behauptenden Adels genau fast das Gleichgewicht und mit ebenso stummen Blicken sah die Menge ihnen nach. Niemand beugte, niemand regte sich, hie und da zuckte es um die Mundwinkel, doch lautlos. Nur einmal flüsterte Jemand:

„Das ist der Abbé Sieyes. Sein Habit gehört unter die Schwarzen, aber seine Zunge nicht. Gebt Acht, wenn er erst sprechen wird!“

Die Reihe des Clerus wickelte sich noch scheinbar

endlos ab, doch jetzt begann ein fernes Getöse die Luft zu erschüttern. Es war, als ob das stillmurmelnde Weltmeer in der Ferne sich plötzlich in einen sturmgepeitschten, aufbrüllenden Ocean verwandelt habe. Ein Rollen, stets erneuert wie Breitsalven einer Festungsbatterie, und zugleich unablässig wie an Bergwänden rundlaufender Donner. Eine stromartige Bewegung, ein die Massen electrisch durchzitternder Stoß — sie heben sich auf den Zehen, die Mütter ihre Kinder auf dem Arm. Aus den Fenstern flattert's von Tüchern, Geschrei tobt von den Dächern: „Sie kommen — sie kommen!"

Und nun fliegen die Mützen, die Hüte in die Luft, tausendfach, kein bedecktes Haupt mehr, so weit das Auge reicht. Sie sind da — und die Häuser beben, der Boden auf dem Versailles steht, dröhnt unter dem Orkan, der aus den Wogen des Ocean's heraufdonnert. Sie sind's, sie sind da —

„Hoch den Erwählten des Volk's! Hoch den Rettern Frankreichs! Es lebe die Gerechtigkeit, die Freiheit! Ihr werdet sie bringen, wir helfen euch! Verlaßt euch auf uns! Nieder mit den Privilegien! Es lebe der König! Es lebe das Volk! Es lebe Frankreich!"

Die von dem brandenden Zuruf Umwogten, welche, an Zahl dem vereinigten Adel und Clerus ungefähr gleich durch die Volksgasse hinschritten, boten gegen die Vorauf-

gegangenen wie unter sich selbst die mannigfaltigsten Gegensätze. Wenig Bejahrte, in kräftigem Mannesalter zumeist, doch viele auch an dieses noch kaum hinanreichend. Sie gingen formloser, kameradschaftlicher, sich eifrig mit ihren Nebenmännern unterhaltend. Die Robe des Advocaten, der characteristische Anzug des Arztes überwogen, doch Kleidung und derbe Gestalt verriethen auch da und dort den Landmann, jede Tracht des Bürgers, des Gewerks war vertreten. Im Allgemeinen begegneten sie dem rauschenden Beifall mit einer eigenthümlichen Schüchternheit; die Züge der Meisten sprachen aus, daß er ihnen unbehaglich sei, sie verwirre, nur ab und zu hob sich nickend ein Kopf und ein Auge blitzte kühn, ermuthigend, anfeuernd in die Menge. Das Jubelgeschrei tobte so heftig, daß nur selten eine Frage, eine Antwort verständlich ward, doch in tausendstimmigem Concert drängten sie sich auf allen Lippen durcheinander.

„Der ist häßlich! Er sieht neidisch und blutdürstig aus, die Aristokraten werden ihn kirren."

„Und noch so jung!"

„Ein Volksvertreter ist nie häßlich und ich habe nichts dagegen, wenn es ihn nach gewissem Blut dürstet."

„Kennt ihn jemand?"

„Es ist offenbar ein Arzt."

„Er ist aus der Schweiz und heißt Marat, ein harmloser, unbedeutender Mensch. Seht den da!"

Mehrere Frauen aus dem Bürgerstand steckten mitleidig die Köpfe zusammen.

„Ach dort der arme junge Mann! Wie bleich und krank er aussieht!"

„Als müßte er Blutspeien bekommen, wenn er spricht."

„Er wird die Versammlung nicht überleben."

„Das wird vielleicht Mancher nicht", fiel ein trotzig aussehender Mann ein, „ohne daß er darum heut' krank zu sein braucht."

„In dem täuscht ihr euch, die Magern sind am Zähesten und die Advocaten hängen auch dem Tod erst einen Proceß an den Knochenhals."

„Sie hat Recht; ich kenne ihn, es ist ein Advocat aus Arras. Er hat die Blitzableiter vertheidigt, aber sonst ist er der rechtschaffenste Mensch von der Welt."

„Dann soll er wieder gesund werden!

„Wie heißt er denn?"

„Es ist etwas mit Pierre und einem Kleidungsstück."

„Na, ein Edelstein ist er nicht."

„Peter im Unterrock!"

Ein Gelächter erhob sich. — „Richtig! Nur nicht im

Unterrock, sondern in der Robe, die er trägt; Robespierre heißt er."

Ein brausender Ruf unterbrach das Gespräch. „Ein Hoch für Vergniaud und Barbaroux! Das sind Männer! die Mützen ab!"

„Die Mützen ab vor Herrn Couthon und Herrn Collot d'Herbois!" schrie es wildstimmiger von der andern Seite. „Sie sind keine Memmen! Wer sie gewählt, hat den Dank des Vaterlandes verdient!"

Sechshundert Abgeordnete des französischen Volkes defilirten langsam vorüber. Es dauerte lange, manchmal staute sich der Zug. Endlich erreichten sie das Sitzungsgebäude und gelangten in den großen, festlich geschmückten Saal, auf dessen Sitzreihen der Adel und der Clerus bereits zur Rechten und in der Mitte die besten Plätze eingenommen. Die Erwählten des Volkes drängten sich auf der frei gebliebenen linken Seite enger zusammen, Manche blieben unwillkürlich stehen und schienen erst ein Zeichen zu erwarten, das ihnen die Erlaubniß ertheilte, sich in Gegenwart des stolzesten Adels, der höchsten Kirchenfürsten Frankreichs zu setzen.

Ein Schmettern von Hörnern, laut durchdringend, als wolle es bis an den Rand der alten und neuen Welt klingen, und mechanisch hob sich jeder Fuß der unermeßlichen Menge draußen auf dem Platz um das Gebäude

auf den Zehen. Drinnen flogen die zwölfhundert Vertreter des Adels, der Geistlichkeit und des Volkes gleichzeitig wieder von ihren Sitzen auf, ein breites, glänzendes Gewoge durchschnitt den Saal, feierlich schritt mit goldenem Stabe in der Hand der Ceremonienmeister des königlichen Hofes auf einen an der Rückwand erhöhten reich decorirten Thronsessel zu und stellte sich zur Rechten desselben. Ihm folgte der Großsiegelbewahrer Barentin, dann ein kleiner Mann ohne lange Perrücke, mit intelligent beweglichem, nüchternem Gesicht, durch den Degen an der Seite, wie seiner ungewohnt, im Gehen behindert. Er blickte grüßend umher, ein Beifallsgemurmel erhob sich auf der linken Seite des Hauses, einzelne Stimmen riefen halblaut: „Es lebe Necker!“ Der Adel und die Geistlichkeit schwiegen, sie haßten Jaques Necker, den Calvinisten, und verachteten den Professorsohn aus Genf, den ehemaligen Handlungsgehülfen des Hauses Thélusson, und verabscheuten den Minister, der den Anlaß zu der Nothwendigkeit ihres Hierseins gegeben und auf dessen Rath dem Volk die nämliche Anzahl von Abgeordneten hier verstattet war, wie den privilegirten Ständen. Dankend verneigte sich der „Retter der Finanzen Frankreichs“ und stellte sich mit den ihm nachfolgenden Mitgliedern seines Ministeriums ebenfalls neben den Thron. Nun schritten stolze Gesichter hinterdrein und reihten sich auf, Marschälle, Prinzen,

Herzoge, die königlichen Prinzen von Condé, von Orleans, von Bourbon — zuletzt eine seltsame Erscheinung, etwa vierzigjährig, von ziemlich hoher doch unsicherer Gestalt und unsicherem Auge, mit einem nicht unschönen Gesicht, wenn die Blattern es nicht entstellt hätten, ein verschwommenes Lächeln um die stark vorspringenden Lippen. Draußen hatte die Volksmenge ihn mit enthusiastischen Zurufen begrüßt, doch drinnen empfing ihn Stille, obwohl zahlreiche Blicke aufmerksam auf ihn gerichtet waren. Er ging genirt, schnell, eine spöttische Stimme sagte: „Der ci-devant Großadmiral von Frankreich tritt heut' wenigstens auf wie ein Schiffer."

Der Kopf dessen, dem die Worte galten, hatte diese wie es schien vernommen, und flog eine Secunde lang mit ausdruckslos suchendem Augenstern herum, allein dabei verfehlten seine Füße den Weg, er stolperte, statt sich zur Rechten zu wenden, die ersten Stufen des Thrones hinan, strauchelte und fiel. Ein schadenfrohes Gemurmel ertönte von einigen Bänken der linken Seite und es klang vernehmlich daraus hervor: „Nun, wenn es Omina giebt, so wird Philipp von Orleans auf diesen Thron nicht gelangen."

„Stille!" riefen einige Stimmen fast drohend von hinten. „Der Herzog von Orleans ist ein Freund des Volkes!"

„Ja wohl, er hat die Papierfabrik in Reveillon mit geplündert!“

„Er hat den Armen Brod gegeben!“ antwortete es auf den Spott, doch ein neues Fanfarengeschmetter unterbrach die hitzig werdende Wechselrede der Volksabgeordneten. Durch den offenen Mittelgang schritt, gutmüthig-vornehm das Haupt leicht gegen die rechte Seite verneigend, eine unverkennbar dem Hause Bourbon angehörige Gestalt bedeckten Hauptes auf den Thronsessel zu. „Es lebe der König!“ riefen zwölfhundert Stimmen, draußen brausten Zehntausende von Kehlen, die es vernommen, wie Meeresbrandung den Ruf zurück, der Ceremonienmeister erhob auf der untersten Thronstufe, Stille gebietend, den Goldstab, und Ludwig der Sechzehnte seines Namens trat vor den Purpursessel und eröffnete mit wohlwollendem Antlitz und ebenso wohlwollendem Klang der Stimme die Nationalversammlung der Stände von Frankreich.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Am dieselbe Stunde, in der zu Versailles der König von Frankreich das Blatt aufrollte und vorlas, das den Erwählten des Adels, der Geistlichkeit und des Volkes das Siegel der politischen Weisheit Jacques Necker's, des Professorensohnes von Genf, lösen sollte, eröffnete um sechzig Meilen weiter gen Süden das städtische Oberhaupt von Le Puy auf dem Rathhaussaal der Hauptstadt des Velay ebenfalls ein mit großem Siegel verschlossenes Blatt, auf dessen Außenseite die Worte standen:

„Testament des Advocaten Jacques Demogeot."

Die gewöhnlichen, von Amtswegen bei einer Testamentseröffnung nothwendigen Zeugen waren zugegen, außerdem vereinzelte Neugierige, denen der Zutritt gestattet worden, doch Niemand mit erwartungsvollen Blicken, der als muthmaßlicher Erbe des reichen Todten hätte erscheinen können. Es befand sich Keiner in der Stadt, der in ver-

wandt- oder freundschaftlicher Beziehung zu dem Verstorbenen gestanden, und die Erbschaftsfrage ließ jeden der Anwesenden völlig gleichgültig. Nur ein dunkles Interesse, das sich an den Advocaten nach dessen noch immer unaufgeklärter Ermordung und dem plötzlichen Volksauflauf, welchen diese veranlaßt, knüpfte, hatte eine größere Anzahl der Rathsherren und Notabilitäten der Stadt bewogen, der Eröffnung des Testaments beizuwohnen. Auch der Arzt Lacordaire und Henri Comballot, sowie der Vater Eve Jacmon's befanden sich unter jenen. Die beiden Ersteren standen zufällig nebeneinander, der Maire erbrach geschäftsmäßig das Siegel und es zeigte sich, daß das Testament noch von einem zweiten, mit einer Aufschrift versehenen Umschlage verschlossen war, die der Eröffner ablas:

„Ich Jacques Clement Etienne Demogeot will, daß wenn man dieses Siegel auf dem Rathhause von Le Puy erbrochen, die Thüren desselben geöffnet und jedem, der es verlangt, Zutritt verstattet werde. Nach Ablauf von zehn Minuten fordere ich, daß man die Thüren wieder verschließen und niemanden hinauslassen soll, bis das letzte Wort dieser meiner Hinterlassenschaft deutlich und laut verlesen worden, auf die von dem Augenblicke des Beginn's jeder Zuhörer nach meinem Willen ein Anrecht hat, welches ihn ermächtigt im Falle einer Weigerung des Eröffnenden die Vorlesung fortzusetzen."

Ein Murmeln der Verwunderung und Ueberraschung durchlief die Anwesenden, jedoch der Arzt allein fragte laut: „Erlaubt das Gesetz, solche Forderungen zu stellen und nöthigt es, dieselben inne zu halten?"

Die beisitzenden Schöffen zuckten die Achsel. Einer, der offenbar nicht zu den Freunden des Fragstellers gehörte, raunte: „Man erkennt den Arzt an dem Respect, den er vor dem Willen eines Todten hat", und ein Anderer entgegnete lauter: „Jetzt grad' will ich's hören, obwohl es mich nicht im Geringsten interessirt, aber ich hab es satt, nach dieses Lacordaire Geige zu tanzen, wie's in der letzten Zeit in Le Puy Mode zu werden scheint." Der Maire hatte sich geräuspert und verlas noch einen Nachsatz der Aufschrift:

„Da keine Dienstleistung umsonst ist, so vermache ich für die Anstrengung der ungewöhnlich langen Testamentsverlesung dem Vollstrecker, wie drinnen am Schlusse folgt."

Ein neues Gemurmel. „Wie der Tod die Leute ändert, bei Lebzeiten gehörte die Freigebigkeit nicht zu seinen Hauptlastern. — Man hat sich doch vielleicht in ihm geirrt! — Die Geschichte ist mir interessanter, als wenn ich jetzt in Versailles wäre. — Wenigstens werden diejenigen, welche dort sind, die Reformen wohl in ihrer Tasche nach Hause tragen können. — Mindestens in einem

aufgeblähten Sack, mit dem sie wie Monsieur Blanchard fort zu fliegen vermögen. — Wie so? — Versprechungen von Königen blasen auf wie der Wind aber sie wiegen nicht so viel wie die Luft, die sie in Bewegung setzen. — Mir scheint, Sie vergleichen Seine Majestät selbst mit einem Luftschiffer, der einen Ballon füllt. — Ja, einen Ballon mit entzündlichem Gas. — Monsieur Blanchard ist mit einem solchen in die Wolken hinaufgestiegen und über den Canal nach England gesegelt. — Ich war dabei als er den Ball im Garten der Tuilerien steigen ließ und sich hineinsetzte. Man hätte mir hunderttausend Livres bieten können, ich wäre nicht mitgefahren, aber er lachte. — Pilatre de Rozier lachte im selben Jahr auch und stürzte eine Stunde später wie ein verkohlter Fleischklumpen aus den Wolken herunter."

Die zehn Minuten waren abgelaufen und der Maire ließ die Thüren, die auf seinen Befehl geöffnet worden, wieder schließen. Nur wenige Müßiggänger hatten sich von Neugier angelockt hinzugefunden, die Masse des Volk's nahm an dem Vorgang auf dem Rathhause kein Interesse und wußte kaum davon. Es trat wieder Stille ein, der Beamte hatte auch den zweiten Umschlag des Testaments entfernt und las:

„Ich Jacques Clement Etienne Demogeot, Advocat und Notar zu Le Puy, schreibe dies, um mir selbst und

den Stoffen, aus denen die Natur mich gebildet, Genüge zu thun. Wenn man das Nachfolgende lieſt, iſt es mir völlig gleichgültig, ob man mich liebt oder verabſcheut, mich ſegnet oder verflucht, ob man mich im Grabe brandmarkt, excommunicirt, ob man mich wieder ausſcharrt, um mich zu viertheilen oder auf's Rad zu flechten. Es iſt mir gleichgültig, ob man mir ein ehrendes Gedächtniß bewahrt oder ein ſchimpfliches, denn beides ſind Worte, die aus keinem Waſſertropfen einen Blutstropfen, geſchweige ihn lebendig machen können — gleichgültig auch, falls ich nicht auf natürliche Weiſe das Leben verloren haben ſollte, ob man meinen Mörder mit heißen Zangen peinigt und köpft, oder ob man ihn preiſt, küßt und belohnt. Ich habe geſagt, „auf nicht natürliche Weiſe", wie die Redensart lautet; doch dieſe iſt der größte Widerſinn und die gröbſte Lüge, welche die Menſchen erfunden, um ſich über ſich ſelbſt und Andere zu betrügen, denn von allen Wegen iſt er der natürlichſte. Die Natur hat ihn gewollt und Alle würden ihn wollen, wenn ſie nicht fürchteten, daß ihr Gegner oder ihr Nebenmann ſtärker ſei als ſie; ſobald ſie überzeugt ſind, daß er ſchwächer iſt als ſie, handeln ſie nach der Natur.

Ich, Jacques Clement Etienne Demogeot, ſchreibe dies mit vollem Verſtand und mit dem Bewußtſein, daß ich dieſen, d. h. die Waffe, welche die Natur uns ſtatt der

Zähne und Krallen des Thieres verliehn, bis zu meinem letzten Athemzuge genutzt habe. Mit dem Bewußtsein, daß alle, welche dies anhören, es in gleicher Weise thun, wie ich es gethan, und diejenigen am Meisten, welche ihren Abscheu gegen meine Behauptung am Eifrigsten und Lautesten an den Tag legen werden.

Als ich zu denken anfing, habe ich über die Fabeln von Himmel und Hölle gelacht, mit denen schlaue Ammen seit Jahrtausenden ungeberdige Kinder zur Ruhe zu singen gewußt. Nicht die Wissenschaft, die Berechnung, die Vernunft lehrten mich, daß jene nicht vorhanden seien, sondern das eigne Gefühl in mir. Ich empfand meine Verwandtschaft mit denen, welche sie erlogen, erkannte im Innersten den Zweck, den sie dabei verfolgt, den Instinct, der sie geleitet. Sie waren Raubthiere höherer Organisation, denen zuerst ein feinerer Spürsinn geworden, ihrer Beute bis in den letzten Schlupfwinkel nachzustöbern, Entdecker unerschöpflicher Goldgruben, aus denen sie Münzen schlagen konnten, die Dummheit von Milliarden in ihren Beutel einzuhandeln — nach den üblichen Redensarten, welche das Lügensystem jedes Einzelnen unter uns zur Mode Aller gemacht hat, würde ich sie Bösewichte, grausame Betrüger, selbstsüchtige Schurken nennen, doch ich gebe ihnen den Namen dessen, was sie waren: Kluge, große Männer, die größten, welche die Erde hervorgebracht hat,

Tiger unter Hauskatzen, Krokodile unter Eidechsen, die nach Fliegen schnappen. Ich bewundere sie, wie ein Lehrling den Meister, denn ich fühle, wenn sie nicht vor mir gewesen, wenn ich zu ihrer Zeit gelebt, hätte ich selbst es zu solcher Meisterschaft zu bringen vermocht. Jetzt konnte ich nur lachen, daß die heutigen kleinen Ausüber, die Handwerker ihrer Kunst, glaubten mich auch zu den Betrogenen ihrer Taschenspielerei zählen zu können. Doch ich lachte im Stillen, denn ich erkannte, daß auch sie Hyänen waren, die sich vom Leichenfraß mästeten, deren Geifer triefte, wie die Natur ihn von ihren Zähnen rinnen ließ, aber deren umlugender Augenstern und scharfe Witterung sie über das Rudel ihrer Beute emporhob. Bewundernd sah ich, wie sie die Tatzen, die Hauer, das Gebiß der Raubthiere in Vorstellungen und Begriffe, in göttliche Gebote und menschliche Gesetze umgebildet, wie aus der Kralle, die an der Kehle würgte, ein Schwert geworden, das im Namen eines Wortes den Kopf abschlug, ein Strick, ein Holzstoß, der nach Formeln die Habgier, den Rachdurst der Natur befriedigte. Selbst das Recht hatten sie mir nicht zu erfinden übrig gelassen, doch großmüthig verstatteten sie dem Jünger den Eintritt in ihre Zunft und die Ausnutzung, die Nachbildung ihrer Meisterschaft. Ich nahm die Klauen, die sie mir geschärft und schlug sie in den fetten Hals der Dummheit, in's Genick

der schwächlichen Entartung; ich sog das Blut derselben und nährte mich von ihrem Fleisch. Ihr thut es alle wie ich und die es nicht vermögen, hängen mit lechzender Phantasie an dem Gedanken. Die Gebote, welche Moses auf Steintafeln geschrieben, sprechen die natürliche Begierde des Menschen aus. Er bedrohte die Masse mit Strafen, wenn sie ihr folgen würde, um sich und seinen Freunden den vertausendfachten Genuß derselben zu sichern. Er war der Klügste, der zuerst die Privilegien ersann und sie mit dem Zaun der Religion, der Moral, des Gewissens und des Rechtes einhegte. Ich bin ihm dankbar, denn seine Erfindungen haben mir verschafft, was ich begehrte, wozu mein Verstand mich berechtigte. Ich habe den Mächtigeren gedient und geschmeicheit, um ihren Schutz zu erlangen, die Reichen betrogen, die Armen bedrückt und beraubt. Ich habe zu jeder Stunde das Recht als das angesehen, was es ist, als das vollendetste Mittel, sich die Rechte Anderer anzueignen, wie die Religion es ist, um die natürliche Kraft der Schwachköpfe im Zaum zu halten. Ich lachte über jeden Jammer, verhöhnte, wenn es gefahrlos war, die welche ich betrogen, fröhnte jeder Leidenschaft und jedem Gelüst. Denn mein Ich ist meine Welt und mit ihm geht sie in Trümmer! Wenn ich gelebt habe, folgen Andere, die mir gleich sind, bis einmal die Komödie zu Ende gespielt ist und niemand mehr auftritt.

Ja, alle sind mir gleich und werden es sein, denn der Mensch ist böse und die Menschheit eine Bestie, wie ihre Verwandtschaft draußen in der Wildniß. Die Starken verschlingen die Schwachen, wie diese es jenen thun würden, wenn sie könnten. Es ist eine in Käfige gesperrte Riesenmenagerie und ein kitzelndes Vergnügen, Aufwärter darin zu sein, zwischen den Eisenstäben herum zu gehen und die dahinter Gebändigten mit der Peitsche zu reizen und zu quälen. Ein kitzelndes Vergnügen, zu wissen, daß man von ihnen zerrissen würde, wenn sie den Verstand und den Muth hätten, ihrem Triebe Folge zu leisten, zu wissen, daß Panther und Schakal, die ohnmächtig-grimmig ihre Zähne fletschen, nicht gieriger, wüthiger, grausamer und rachdürstiger sind, als das stumpfsinnige Wildschwein, das nur mit dumpfem Grunzen auf den Stachel antwortet, den man ihm in's Fleisch bohrt. Wenn das Gitter bräche, wenn sie über ihre Peiniger, und mich unter ihnen, herfallen könnten, es wäre ein wundervolles Schauspiel, wie die Welt noch keines gesehen! Die Tauben hätten Krallen, der harmlose Wurm Gift, das scheue Kaninchen blutlechzende Reißzähne. Hohnbrüllend, wie die Eisentrallen, würden sie die naturwidrigen, morschen Barrieren der Religion, des Gewissens, der Gesetze und des Rechtes in Splitter zerschlagen, ihre Bändiger zerfleischen, sich unter einander martern, morden, vernichten. Nur die Gebote der Natur

würden wieder herrschen, der Hunger und die Wollust, die Raubgier und die Trägheit, bis endlich Einer käme, listiger, tückischer, mit ehernerem Gebiß und gewaltigeren Tatzen als sie alle, und die heulende, bluttriefende Masse wieder in die Käfige peitschte, um durch die Gnade Gottes allein Recht zu haben, weil er schlauer und stärker gewesen, als sie alle.

Ich wollte, die Unsterblichkeit wäre keine Lüge, um von einem anderen Sterne aus dies wundervolle Schauspiel mitgenießen zu können. Selbst unberührt davon, das Gewinsel der Narren zu hören, die sich für besser gehalten und schreien werden, daß ihnen Unrecht geschehe; zu hören, wie gleich luftiger Spreu all' die Worte zerstieben, welche die List mit so pathetischem Klang ausgeklügelt hat, um den Naturwillen mit ihnen zu umschnüren. So lang' ich lebe, gehöre auch ich zu ihnen, den Klugen, und benutze ihre Waffen, aber wenn ich gewesen bin — o ich möchte darüber lachen können, wenn ich Die sähe, welche ihren Zweck noch besser erreicht, als ich, die noch verschlagener, mächtiger, begünstigter, ihrer Gier zu folgen, waren, als ich, wie sie den Raub herausgeben müssen, sich selbst in Todesqual krümmen und winden und die Meute würgend, blind zerfleischend, fletschend auf ihnen liegt. Ich, der ich dies schreibe, höre ihr Gebell aus der Ferne: sie wittert schnaubend in die Luft, vielleicht bricht sie los.

So lang' die Hand, welche die Feder hält, mein ist, wird sie an den Gittern der Käfige mit bändigen; doch wenn ihr Fleisch zu faulen anfängt, wollte ich, sie könnte es mit dem Bewußtsein, noch mit letztem Ruck einen der Wächterstäbe losgerissen zu haben; mit dem Bewußtsein, daß noch über euch, die ich noch gekannt, das Gemetzel hereinbräche daß eure Gesichter es wären, die sich verzerrten, eure Glieder, die im Todeskampf zuckten. Das ist mein Vermächtniß an euch, theilt euch darein, die ihr es hört! Je größer für euch die Erbschaftsquote ausfällt, desto größeres Vergnügen würde es mir bereiten, wenn ich dann noch Augen hätte, um zu sehen, und Ohren, um zu hören.

Doch um euch auch noch etwas Anderes zu hinterlassen als diese Anwartschaft auf die Zukunft, setze ich zwei Summen aus. Die erste zum Dank für Denjenigen, der mein Testament verlesen, so hoch, daß er sich nach freier Wahl Gift, Dolch oder Strick dafür zu kaufen vermag, seinem Dasein selbst ein Ende zu machen, ehe er genöthigt wird, an der allgemeinen großen Erbschaft theilzunehmen; die andere für die Gemeinde der Stadt Le Puy, um ein Schaffot zu errichten, auf welchem „im Namen des Rechtes", so lange die eingekerkerten Bestien fortgeköpft werden, bis diese „im Namen des Rechtes" anfangen, ihre Kerkermeister darauf hinzuschlachten. Außerdem setze ich noch ein Legat für Denjenigen aus, der nach der Verlesung Anspruch

erhebt, unter den Versammelten seiner Empörung über meine Nichtswürdigkeit am Stärksten Ausdruck geliehen zu haben, denn ich erkenne in ihm den hervorragendsten Heuchler unter den Anwesenden und will, daß seine Befähigung und sein Verdienst nach seinem Ermessen gelohnt werde. Falls niemand sich meldet, soll man für eine entsprechende Summe ein Warthaus errichten, in welchem tollgewordene Hunde, anstatt daß man sie dem Abdecker überliefert, bis zu ihrem natürlichen Ende gefüttert werden, und zwar derjenige mit den besondersten Leckerbissen, der vor seiner Einfangung die größte Anzahl von Menschen gebissen.

Als Advocat und Notar aber vermache ich von Rechtswegen und bei vollem Verstande alle übrige von mir hinterlassene, erpreßte, geraubte und erschlichene Habe meiner gegenwärtig im Dorfe Saint Pierre zu Schloß Hautefort befindlichen Tochter Gabriele Arthon. Sie ist ein Kind meiner Begierde, Schlauheit und Unermüdlichkeit, ihre Mutter zum Ehebruch zu verleiten, der, sobald man die inhaltslosen Worte aus der Welt entfernt, das Selbstverständliche und einzig Naturgemäße in den Beziehungen zwischen Männern und Weibern bildet. Meine Tochter Gabriele Arthon halte ich von den Geschöpfen, die ich kenne, für dasjenige, welches den besten Gebrauch von meinem Vermögen machen wird, den angeborenen

Thiertrieben zu folgen, seinen Hunger zu stillen und seine Lüste zu befriedigen. Um den Beweis zu führen, daß die nämlichen Triebe aber alle ihre Mitgeschöpfe beherrschen und nur vorsichtiger von ihnen verborgen werden — einen Beweis, der dadurch geliefert sein wird, daß sich sofort hundertfältige Bewerber um die Inhaberin meiner Reichthümer drängen werden — setze ich meine genannte Tochter Gabriele, unter der Bedingung, daß sie fortan meinen Namen annimmt, als meine Universalerbin ein und beglaubige dies, jede Anfechtung des Testamentes von irgend einer Seite für ungültig erklärend, durch meine Unterschrift.

Jacques Clement Etienne Demogeot, zur Zeit noch Advocat und Notar zu Le Puy."

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Der Maire hatte manchmal während des Lesens gestockt und Miene gemacht, dasselbe zu unterbrechen, allein nachdem der Doctor Lacordaire daraufhin einmal die Hand ausgestreckt und erklärt, er werde von dem auch ihm durch den Testator eingeräumten Rechte Gebrauch machen, hatte jener die Verlesung bis zum Schluß fortgesetzt. Ein sich steigerndes Stimmengemurmel des Unwillens, ungläubigen Staunens und verdutzten Kopfschüttelns folgte darauf; die Nebeneinanderstehenden blickten sich starr, zum Theil wortlos an.

„Der Mensch ist toll gewesen," sagte Einer; „selbst ein toller Hund," ein Anderer. „Man hätte seinen Geifer nicht lesen sollen, er hat seinen Zweck damit erreicht, noch aus dem Grab heraus zu beißen."

„Ein Narr, der sich noch nach dem Tode interessant hat machen wollen!"

„Nein, ein Verbrecher, den man ausgraben, seine Reste viertheilen und unter'm Galgen verscharren sollte!"

„Man muß es thun, der Hallunke schändet die geweihte Erde, in der man ihn beigesetzt."

„Ich habe immer gewußt, daß er ein ruchloser Schurke sei —"

„Sind die Herren sich einig, wer den meisten Anspruch auf das ausgesetzte Legat zu erheben hat?" fragte spöttisch die Stimme Lacordaire's dazwischen. Doch ein Dutzend anderer tönte entrüstet durcheinander:

„Mich däucht, darüber zu spaßen ist wohlfeil! — Es giebt Dinge, bei denen man nicht mehr lacht! — Wer zu solcher Nichtswürdigkeit schweigen kann, stimmt ihr zu und macht sich ihrer mit schuldig! — Schweigen ist leicht, dürften wir Ihre Meinung darüber vielleicht vernehmen?"

Der Arzt sah ihnen ruhig in's Gesicht. „Gewiß! Sie ist die, daß der Schreiber ein sehr scharfblickender Mensch gewesen."

„Fühlen Sie sich etwa von ihm erkannt?"

Ein ironisches Gelächter begleitete die Frage; Lacordaire wartete bis dasselbe verstummte, dann entgegnete er gelassen:

„Zunächst Sie, dann mich; ja."

Ein Geschrei übertäubte ihn. „Beleidigend! Unver-

schämt! Schamlos!" Er harrte wiederum schweigend, bis der Aufruhr sich gelegt und versetzte:

„Er hat vorausgesehen und gesagt, was Sie thun würden; das nenne ich, daß er Sie erkannt hat. Ich aber habe mich selbst erkannt und brauche deshalb seine Prophezeiung nicht zu erfüllen."

Er wandte sich, ohne weiter auf ihre Empörung und ihr Gezischel zu achten, ab, trat an den Rathstisch und sagte:

„Ich stelle den Antrag, daß die Worte des Advocaten Demogeot, die wir eben vernommen, in diesem Saale zu jedermann's Einsicht angeheftet und daß sie zugleich durch den Druck vervielfältigt und jedem, der ein Exemplar von ihnen verlangt, kostenfrei eingehändigt werden."

Der wohlbeleibte Maire staunte ihn sprachunfähig an. „Daß ich mir einen Strick, einen Dolch, Gift kaufen soll —?" stotterte er.

Der Arzt zuckte die Achsel. „Mit Stricken befestigt man, mit einem Dolch vertheidigt man sich, jedes Gift dient als Arznei. Dagegen kann die Wahrheit zerreißen, die Freiheit unterdrücken und die Redlichkeit tödten. Es kommt darauf an, welchen Gebrauch man von den Dingen macht. Wenn Sie meinem Rath folgen, so benutzen Sie die Ihnen testirte Summe zu dem Zweck, den der Aussetzer angegeben, und betrachten Sie das, worauf Ihre Wahl fällt, täglich, stündlich, als hätte ich es Ihnen als Arzt verordnet."

Er verließ den Saal. „Das Testament ist sonst durchaus rechtsgültig und nichts daran abzuändern", hörte er noch einen der amtlich fungirenden Beisitzer sagen. Auf dem Flur drängten sich die Hinausgehenden. „Kennen Sie die Erbin?" fragte ein junger Patrizierſohn der Stadt seinen Begleiter.

„Nie davon gehört. Nach der Aussage des Vaters, daß sie ihm ähnlich sehe, muß sie reizend sein."

„Worauf taxiren Sie den Advocaten?"

„Er war Pächter auf Hautefort seit funfzehn Jahren."

„Das heißt?"

„Gewiß eine halbe Million Livres."

„Mich däucht, das würde sich doch lohnen."

„Nach der Schilderung des Alten muß sie ein Thier sein."

„Vielleicht kein so garstiges, und abgesehen davon, lieber Freund, vermenschlicht eine halbe Million stets."

Eine leichte Hand legte sich dem Sprecher auf die Schulter. „Sie haben Recht, Herr Marot," sagte der Arzt, der hinter den beiden gegangen, „und es ist erfreulich zu hören, wie Sie Ihren zukünftigen Schwiegervater im Grabe ehren."

Er ging rasch vorüber, indem er einem vereinzelt und nachdenklich über den Marktplatz schreitenden jungen Manne zurief: „Herr Comballot, auf ein Wort! Ich gehe mit Ihnen."

Die Beiden, welche er in ihrem Gespräch unterbrochen, sahen ihm nach. „Was sollte das heißen?“ fragte der, den er nicht angeredet. „Dieser Lacordaire erscheint mir immer mehr wie ein Narr. Vorhin nannte er das monströse Schriftstück des Advocaten vortrefflich.“

„Er ist mir in tiefster Seele zuwider,“ versetzte der Andere, in dessen jugendlich verlebtem Gesicht einen Augenblick die Abspannung wich. „Ein frecher Rotürier, sein Vater war Schuster und ich erinnere mich, daß ich diesem als Knabe ein paar Schuhe an den Kopf geworfen, auf die er nur Silberschnallen gesetzt statt goldner. Der Alte bückte sich, wie es ihm zukam, sammelte sie auf und ging, doch sein Sohn, der gemeine Bursche, wartete am andern Morgen, als ich zur Schule ging, auf mich, fragte, ob ich seinem Vater die Schuhe an den Kopf geworfen und schlug mir, wie ich ja antwortete, mit der Hand in's Gesicht. Dann packte er mich am Arm, denn er war stärker als ich, zwang mich, mit ihm in die gemeine Wohnung zu gehen, wo der Alte arbeitete, hieß mich vor diesem niederknien und sagte mir Worte vor, mit denen ich dem Schuster Abbitte thun mußte.“

„Und Sie thaten es?“

„Er hätte mich sonst wieder geschlagen. Aber am nächsten Tag ward er dafür von der Polizei zu uns gebracht. Mein Vater war thöricht genug, zu verlangen,

daß er auch nur Abbitte bei uns thun ſolle, und er ward erſt von dem Büttel geprügelt, als er frech genug war, ſich zu weigern und ſagte, er würde es jedesmal und bei jedem ebenſo machen. Dann biß er verſtockt die Zähne zuſammen und hielt die Schläge bis zum letzten aus, ohne einen Laut von ſich zu geben. Ich ſehe ihn noch vor mir und ſehe ſein Geſicht ſeitdem niemals ohne Ekel, obgleich mehr als zwanzig Jahre darüber vergangen ſind."

„Es war in der Stadt davon die Rede, ihn nach Verſailles zu ſchicken. Was denken Sie überhaupt von der ganzen Geſchichte und der Verſammlung, die heut' dort eröffnet ſein wird?"

Herr Marot ſchlug mit den Fingern auf den Deckel ſeiner goldenen Tabatiere. „Wenn Sie meine vollſtändige Meinung verlangen, Monſieur Barras, ſo denke ich eigentlich gar nichts davon und kaum daran. Ich hoffe, daß man dem Adel einige Privilegien nehmen und ihn ſo weit demüthigen wird, daß er erkennt, wir ſeien von ebenſo nobler Herkunft wie er, wenn unſere Ahnen auch nicht den Unſinn begangen haben, ſich im Morgenland von den Muhamedanern todtſchlagen zu laſſen. Aber weit mehr noch als der Hochmuth eines alten Ariſtokraten iſt mir die Unverſchämtheit ſolcher Emporkömmlinge zuwider, die ſich geriren, als hätten ſie etwas zu bedeuten, ja als möchten ſie es dahinbringen, unſeres Gleichen zu ſein.

Mit ihnen sollte man, wenn man einmal reformiren will, kurzen Proceß machen, und es sollte nur zwei Stände im Reich geben, einen vornehmen mit dem König an der Spitze und einen gemeinen, aus Bauern, Handwerkern, Kaufleuten, Bürgern und Allem sonst zusammengesetzt, was dem Besitz, der Gesinnung, der Abstammung und dem Benehmen nach der Roture angehört. Da haben Sie meine politische Meinung, Barras. Sapristi! man hätte mich nach Versailles schicken sollen! Ich habe mich nie viel um diese Dinge bekümmert und erkenne erst, wie viel mehr Begabung zu einem Staatsmann in mir steckt, als in den Schwätzern, die man überall gewählt hat. Noble Gedanken und eine Börse mit Nobeln, wie man in England sagt, sind Alles. Waren Sie in London, Barras? Wahrhaftig, es giebt kein so tiefsinniges Volk wie diese Engländer, die das Geldstück, das sie in der Tasche tragen, Nobel benennen, denn es ist das Einzige, was in den Augen Vernünftiger den Menschen nobilitirt."

Die beiden Herren traten in ein Café der Straße Ponnesac, schon in ziemlicher Entfernung von ihnen schritt der Doctor Lacordaire mit Henri Comballot, dessen Arm er in den seinen gelegt, über den Platz Martouret. Sie befanden sich ebenfalls im Gespräch, der junge Mann hörte jedoch vorwiegend dem Aelteren zu. Allein jetzt sagte er:

„Wer Sie nicht kennt und zum erstenmal drinnen im Rathhaussaal gehört hätte, müßte sich ein ganz anderes Bild von Ihnen machen, als ich und als man nicht bezweifeln kann, daß es der Wahrheit entspricht, wenn man von Ihrer Aufopferung und der Menschlichkeit, mit der Sie Ihren Beruf ausüben, unterrichtet ist. Es ist mir auch jetzt noch unbegreiflich, wie Sie den abscheulichen Lästerungen in dem verlesenen Testament gegenüber nicht nur Ihre Empörung verschweigen, sondern dieselbe sogar noch in die Form des Spottes über die berechtigte Entrüstung der Uebrigen kleiden konnten. Es ist mir selbst wohl verständlich, daß die Abgeschmacktheit und Gesinnungslosigkeit dieser Leute oftmals zum Widerspruch reizen muß, aber mich dünkt, wie dieser Reiz vor dem Unglück, das in lächerlicher Gestalt auftritt, seinen Kitzel verliert, muß er es auch einem so entsetzlichen Cynismus gegenüber, der frecher und höhnischer als die Faust eines Mörders es vermöchte, allem Guten, Schönen und Heiligen der Menschennatur in's Gesicht schlägt."

Henri Comballot hatte fast eifriger gesprochen als er beabsichtigt und seine Züge bedeckten sich mit einer hübschen Röthe der Erregung. Der Blick des Arztes ruhte mit Wohlgefallen auf ihm, er entgegnete:

„Haben Sie gehört, was in unserer Nachbarschaft auf den Gütern des Seigneurs von Hautefort geschehen?"

„Ich weiß nichts, als daß der Vicomte im Gebirg verunglückt ist, am Abend des nämlichen Tages, däucht mich, an dessen Morgen der Volksauflauf bei der Ankunft des Advocaten Demogeot stattfand, die den Anlaß zu Ihrem muthigen Auftreten gegen den Seigneur gab, das ich so sehr bewundert und das Ihnen im Sturm meine Freundschaft gewann."

„Sie waren auch muthig an dem Morgen, Comballot," versetzte Lacordaire, „und ich bewunderte Sie gewiß nicht minder."

Der junge Mann erröthete noch mehr. „Es gehört kein Muth dazu, seine Liebe vor Gemeinheit zu schützen."

„Dann ist er noch minder erforderlich, die Menschheit gegen Knechtung zu vertheidigen."

Sie schritten schweigend einige Momente nebeneinander her. Der Arzt erschien seinem Begleiter immer räthselhafter, doch dieser, so sehr er nach der Lösung verlangte, wagte nicht auf seine erste Frage zurückzukommen. Endlich sagte er:

„Sie sprachen davon, daß etwas auf Hautefort geschehen sei —"

„Am Morgen nach jenem Tage," fiel Lacordaire ein, „ja."

„Ebenfalls etwas Grausenerregendes?"

Der Arzt lächelte schwermüthig. „Nein, etwas —

wie ſagten Sie vorhin? Etwas Gutes, Schönes und Heiliges.“

Er brach wiederum ab; nun fragte Henri Comballot geſpannt:

„Und doch ein Geheimniß, wie es ſcheint?“

„Nein, denn jeder ſieht, jeder erfährt es, der dorthin kommt. Durch den Tod des Vicomte iſt ſein Sohn Felicien zum Seigneur von Hautefort geworden, und ſeine erſte Handlung war, daß er einen hochadligen Freund, der mit ihm zum Beſuch dorthin gekommen, verhaften nnd in's Gefängniß ſetzen ließ, weil derſelbe ſich eines Mädchens aus dem zu Hautefort gehörigen Dorfe, an dem er wie es ſcheint, vorher Gewalt geübt, dadurch zu entledigen ſuchte, daß er ſie in ein einſames Waſſer ſtieß und ihrem Schickſal anheimgab, das ihr eine zufällige Retterhand herbeiführte. Wenn dieſe Kunde erſt weiter dringt, wird die Ariſtokratie unſeres Landes den Vicomte Felicien mit Verachtung aus ihrer Mitte ſtoßen, denn es iſt unerhört, daß ein Graf einen anderen um eines in Frankreich ſo alltäglichen und gleichgültigen Vorganges willen zur Verantwortung zieht, ja ſich an der adligen Würde deſſelben thatſächlich vergreift.“

„Doch jeder Edeldenkende wird ihn preiſen, ihn ehren und gegen Angriffe ſchützen,“ fiel Henri Comballot freudig ein. „Das Leben jedes Menſchen iſt gleich heilig, ſollte es ſein —“

„Es solle es fortan sein," fuhr der Arzt fort, „das war auch das, was der neue Seigneur von Hautefort am Morgen nach jenem Tage sprach. Er versammelte alle seine Untergebenen, alle Angehörigen seiner Herrschaft in der Kirche und auf die Kanzel derselben trat der dortige Pfarrer Mathieu Guéraud, der bisher in der Gegend nur durch seine Strenge, seinen fanatischen Glaubenseifer und seine Härte bekannt gewesen und erklärte, daß er alles Dies seit dreißig Jahren nur erheuchelt, daß er mit blutendem Herzen die Wahrheit verhehlt habe, um ihr Diener an dem Tage sein zu können, an dem sie ihr Haupt zum Licht heben dürfe. Er weinte, wie er es sprach, und keiner seiner Zuhörer konnte an der Wahrheit seiner lautersten Gesinnung, seines menschlich gütigsten Herzens zweifeln. Daß kein Gott im Jenseits das Gute lohne und keine Hölle das Böse strafe, sagte er, sondern daß beides nur in der Brust des Menschen selbst seine Vergeltung finde, des Menschen, den die Natur gut geschaffen und sein Thun der Vernunft seines Hauptes und der Liebe seines Herzens anheimgegeben. Diesen, den Lehren der Liebe und der Vernunft solle hinfort die Stätte allein geweiht sein, auf der sein Mund oft Worte verkündigt, die wie ätzendes Gift über seine Lippen gekommen, die göttliche Heiligung der von Herrschsucht und Habgier vollzogenen Frevel, die Lüge geistumnachtenden

Prieſtertrug's. Nur ein Sacrament ſei auf Erden und ſolle fortan dort herrſchen, das Recht, das jeder, den ihn von der Natur verliehenen Gaben gemäß, an die Güter, die Genüſſe des Lebens, an das Mitgefühl ſeiner Nebenmenſchen, an den Schutz eben dieſes, ſeines Rechtes habe."

Henri Comballot's Stirn glühte von hoher Bewegung, das Blut pulſirte ſichtbar in ſeinen Schläfen, ſeine Stimme zitterte:

„Und das ſagen Sie mir erſt heut'? Das iſt die Wiederkehr des Paradieſes, die Lehre eines Gottes —"

Er faßte enthuſiaſtiſch den Arm ſeines Begleiters und blickte mit flammendem Auge in das ſonderbare trübe Geſicht deſſelben. „Ich muß noch heute dorthin, aus der reinen Quelle, welche die Menſchheit dort verjüngt, einen durſtigen, begeiſternden Zug zu thun nach dem eklen Schlamm, in dem wir heut' Morgen hier verſunken!"

„Dann hieß der Vicomte Felicien von Hautefort alle in der Kirche Verſammelten ihm folgen, und auf einem alten Gerichtsplatz vor dem Schloſſe ſtieß er mit eigner Hand den vorher gelöſten Schandpfahl um, „daß er nie wieder aufgerichtet werde, die Würde der Menſchheit zu ſchänden," unter freiem Himmel erklärte er alle ſeine Untergebenen hinfort auf ewig jedes Frohnes, jeder Zwangsarbeit frei und jeglichen zum Eigenthümer des Hauſes und der Aecker, die er inne habe. Den Pachtzins und den

Zehnten der Kirche hob er auf, und vortretend nahm er die Hand der Tochter des Pfarrers Guéraud, die man bisher für die Nichte desselben gehalten und erklärte sie zu seinem ehelichen Weibe. Ihm folgte einer seiner Freunde, ein Gardeoffizier, der auf dem Schloß weilte, indem er die Hand der jüngeren Schwester des neuen Seigneur's ergriff und vor den Versammelten aussprach, daß er eine Ehe mit derselben schließe; dann nahm der Vicomte abermals das Wort und verkündigte, jeder, der seinen Gütern angehöre, habe hinfort das Recht, ohne Zustimmung eines Priesters und ohne Befragung Anderer, als derjenigen, die er sich erwählt und ihrer Eltern falls sie nicht mündig sei, eine Ehe einzugehen und dieselbe wieder zu lösen, wenn das Herz es gebiete und die Vereinigung sich in das Gegentheil ihrer Absicht, in den Verlust der Liebe, der Eintracht, der gegenseitigen Förderung zum Guten umzuwandeln drohe. Er fügte hinzu, daß er am Abend des Tages mit allen Anwesenden eine festliche Feier begangen haben würde, wenn die Trauer über den Tod des Vaters ihm und den Seinigen nicht Enthaltung von einer solchen und deshalb die Verschiebung derselben auferlegte, und er kehrte mit seiner jungen Gattin in's Schloß zurück, wo diese, wie in gleicher Weise seine Schwester mit ihrem neuen Gemahl die für sie eingerichteten Gemächer bezogen, als seien sie nach erfolgter

Trauung aus der Kirche zum erstenmal in ihrer gemeinschaftlichen, neuen Wohnung eingetroffen."

Henri Comballot stand mit leuchtenden Augen. „Und von diesem Evangelium, das die Liebe und Gerechtigkeit, die Vernunft und Menschlichkeit nicht nur verkündet in unserer Nähe, sondern wirklich bereits in's Leben gerufen hat, vernehme ich erst jetzt, und der Ton Ihrer Stimme berichtet davon wie von einer Fabel aus der Südsee, dem fernen, unglaubwürdigen Märchen eines Wunderlandes? Ich kenne Sie gut genug, um zu wissen, daß auch Sie das Gute, Schöne, Heilige der Natur verehren, Sie haben bewiesen, daß die Entwürdigung, Beraubung und Unterdrückung des größten Theiles der Menschheit Ihr Herz empört, Ihren Arm, wo er es vermag zu kühnem Widerstande emporhebt — von Versailles weht ein Morgenwind herüber, lassen Sie uns mit denen, die gleich uns denken, nach Hautefort hinauseilen, den sanften Boten der Wahrheit zu helfen, ihr Eden auszubreiten. Vielleicht, ja gewiß schaaren sich schon die Großen ringsum, die den Verlust ihrer schändlichen Vorrechte befürchten, mit den finsteren Fanatikern der Kirche zusammen, um die neue Lehre der Menschlichkeit mit Gewalt zu unterdrücken, die ersten Apostel derselben auch zu ihren ersten Märtyrern zu machen —"

Diesmal legte der Arzt die Hand auf den Arm des

in rückhaltlosester Begeisterung redenden jungen Mannes. „Ja", entgegnete er, „Sie haben Recht. Sammeln Sie die verständig Denkenden, die wie Sie für Menschenwohl Glühenden Ihrer Freunde, und wir wollen noch heute aufbrechen, nach Hautefort eilen, die neuen Apostel mit ihrem Messias Mathieu Guéraud verhaften, sie mit dem nächsten Schiffe nach einer der Inseln in der Südsee, von der Sie sprachen, fortsenden, den Schandpfahl wieder erheben und ein Standbild des Advocaten Demogeot daneben errichten."

Wie versteinert starrte Henri Comballot in das Gesicht des Sprechers. „Was wollen Sie?" stammelte er.

„Nicht dulden — wie sagten Sie doch wiederum vorhin? — daß man der Menschennatur in's Gesicht schlägt."

Erschreckt, wie von unwillkürlichem Abscheu gefaßt, wich der Jüngere einen Schritt von seinem Begleiter zuzurück: „Sie wollen die Wahrheit bekämpfen?"

Ein trüber, dunkler Schatten überflog Lacordaire's Züge. „Nein, Freund, für sie kämpfen will ich bis zu meinem letzten Athemzuge, überall, wo sie die Menschheit fördert, bessert und beglückt. Ich habe niemanden auf der Erde, der um mich trauert, wenn ich in dem großen Kampfe, der vom Horizont heraufdämmert, falle, mein Herz reißt sich von keiner Klammer schmerzlich los. Nur

jene Wahrheit ist's, die das Blut in ihm schneller, heißer pochen läßt, doch darum hat mein Auge ein Recht über ihr zu wachen wie über einer Geliebten, sie vor Allem zu schützen, nicht vor ihren Feinden allein, mehr noch vor den verhängsvolleren Gefahren, die ihre eigenen schönen, edlen, irrenden Kinder ihr drohen. Was ist die Wahrheit? Auch sie ist nur ein Wort, Comballot, ein Janusantlitz mit doppeltem Gesicht, denn sie ist eine Lüge, wenn sie sagt: der Mensch ist gut. Und was ist die Lüge? Eine Wahrheit, wenn sie sagt: der Mensch ist böse."

Die Stimme des Arztes klang tief erschüttert, er bedeckte einen Moment die Augen mit der Hand, dann setzte er weich hinzu:

„Ich rede nicht von Ihnen, Comballot, Sie sind gut und brav wie jene, würden thöricht-edel, unselig-verblendeten Herzens sein, wie sie. Sie lieben ein holdes, unschuldiges Kind, das Sie wieder liebt, gehen Sie, ihr Schutz zu sein, ehe die Fluth die Dämme bricht, vielleicht retten Sie sich zusammen auf eine Planke aus dem großen Schiffbruch, die Sie an ein glücklicheres Gestade trägt. Gehen Sie, kein Gott droben beschränkt die Rechte Ihres Herzens und Ihre Liebe hat niemandem Rechenschaft abzulegen, von keinem Zustimmung zu erbitten. Aber träfen Sie Ihre Braut allein und wüßten, sie würde ja erwiedern, wenn Sie ihr sagten: Komm mit mir und sei mein Weib

zur Stunde, niemand vermag es uns zu wehren — thun Sie es nicht, um Ihretwillen nicht, nicht um Ihrer Geliebten, um der Menschheit willen. Gehn Sie zu dem Vater Ihrer Braut, werben Sie bei ihm um die Hand seiner Tochter, empfangen Sie dieselbe vor dem Altar der Kirche aus der Hand des Priesters. Er giebt sie Ihnen nicht, doch glauben Sie mir, die Welt, die Wahrheit, das Gute, Schöne und Heilige, das Sie ehren, ruhen darauf, daß er sie Ihnen zu geben scheint."

Der Sprecher drückte herzlich die Hand des jungen Mannes und entfernte sich schnellen Schrittes. Betroffen sah der Zurückgelassene ihm nach; nun wandte sich der Arzt unerwartet noch einmal und kehrte wieder.

„Sie sprachen vorhin von Ihren Freunden, die Sie zum Schutz dessen, was Ihnen erhaben schien, vereinigen wollten. Besitzen Sie solche, auf die Sie dafür zählen zu können glauben?"

Henri Comballot, obwohl noch von dem Vorhergegangenen verwirrt, erröthete wiederum wie ein Mädchen in verlegener Bescheidenheit und entgegnete:

„Es ist zufällig — von Jugendspielen her, wo ich durch Zufall oftmals ihr Hauptmann war — doch ein halbes Hundert meiner Altersgenossen würden auch jetzt sogleich noch, wenn ich sie bäte —"

Er stockte; Lacordaire erwiederte lächelnd: „Dann

bitten Sie dieſelben, Comballot, heut' oder morgen Abend — nein, heut' iſt beſſer als morgen — mit Ihnen zu mir zu kommen. Sie finden mich in meinem Hauſe, ſobald es dunkel geworden, nicht eher, und Sie werden verhüten, daß das Zuſammentreffen Mehrerer vor demſelben auffällig erſcheint."

Der junge Mann begriff nicht, was jener beabſichtigte, doch er fühlte ſich nach dieſer letzten Unterredung völlig wie unter einem Bann ſeines ihm räthſelhaften Begleiters und verſprach willig, den ihm ertheilten Auftrag zu erfüllen. Der Arzt verabſchiedete ſich abermals; ſie waren bei ihrer zielloſen Wanderung wieder auf den Marktplatz gelangt, wie Henri Comballot aufblickte, fiel ſein Auge gegenüber auf die hohe Steintreppe, von der er und Eve Jacmon vor einem Monat plötzlich auf die wogende Volksmenge unter ſich hinabgeſehen. Das Haus über der Treppe lag in der vollen Maienmittagſonne, die geöffneten Fenſter ſchauten regungslos auf den regungsloſen, menſchenleeren Platz. Nur an einem, droben über dem zweiten Stockwerk noch waren die Vorhänge zugezogen, weiße und rothe Roſen auf einem Brettchen davor hoben ſich lieblich von dem buntfarbigen, leichten Stoff der geſchloſſenen Gardinen. Es war offenbar, daß der Bewohner des Zimmers ſich in demſelben befand und Schutz vor den heißen Mittagsſtrahlen geſucht, aber ebenſo offenbar bedurfte es auch in

Bezug auf dieſes Zimmer keiner häuslichen Localkenntniß, um überzeugt zu ſein, daß die Roſen keinen Bewohner, ſondern eine Bewohnerin hinter ſich andeuteten.

Henri Comballot ſtand lange und blickte zu den Vorhängen hinauf, die in leiſem Luftzug ſpielten, dann ſeufzte er und bog in eine Nebengaſſe ein. Sein Muth war unverkennbar von dem Doctor Lacordaire beträchtlich überſchätzt worden, oder es gab noch immer für denſelben ein Meduſenhaupt, vor dem ſeine ſonſtige Waghalſigkeit zur Regungsloſigkeit erſtarrte, während das Herz ſich dazu weder ſtill noch ſtarr verhielt, ſondern wie in ironiſchem Gegentheil haſtiger und heißer ſeine Arbeit betrieb als je.

Ja, es gab ſolch' ein Meduſenhaupt und es war kein Wunder, daß er die dämoniſche Wirkung deſſelben empfand, obgleich er nichts von ihm in dieſem Augenblick ſah, denn es ſah ihn in dieſem Augenblick. Durch den Spalt der geſchloſſenen Vorhänge lugte es mit den dunklen Wimpern und ſah ihn ſteh'n, und das Herz unter dem für andere ebenſo lieblich ovalen, ſchüchternen, braunumlockten, als für Henri Comballot's Muth grauſenerregenden, verſteinernden und ſchlangenumringelten Geſicht ſchlug genau in dem nämlichen Tact wie ſeines.

„Was finge ich an", dachte Eve Jacmon, „wenn er mich ſähe und die Kühnheit hätte, heraufzukommen und an meine Thür zu klopfen?"

Es war ein furchtbarer Gedanke, durch keinerlei Präcedenzfall gerechtfertigt, ja schier unmöglich, aber schon dadurch, daß er überhaupt entstehen konnte, so beängstigend, daß die kleine Hand, die den Vorhang zusammenhielt, zu zittern anfing und in Folge dessen dieser mit ihr.

„Er hat gesehen, daß ich hier bin", sagte Eve, den verrätherischen Stoff schnell loslassend, „es wäre abscheulich von ihm, wenn er es thäte, und ich würde die Thür schließen und keine Antwort geben."

Aber so aus sicherer Ferne ihn zu sehen, war doch hübsch. Er stand so schlank und kraftvoll auf dem menschenleeren Platz, selbst sein Schatten war anmuthig, sein Haar glänzte in der Goldsonne. Das Bild paßte recht zum Mai, sei es in die Mittagsstille wie jetzt, sei es in einen Mondnachtstraum. In letzteren vielleicht noch mehr —

Nun verschwand es und der Schatten der Gasse fiel darüber. Eve sah noch auf den leeren Raum, wo es gewesen, und aus dem Sonnengeflimmer draußen kam ein winziges Etwas wie ein Stäubchen getanzt, flatterte, fing sich an ihrer langen Wimper und hing als Unmuth daran.

„Es ist abscheulich von ihm, er denkt mit keinem Gedanken an mich", murmelte Eve Jacmon, und das Stäubchen setzte seinen Weg von der Wimper bis in's Auge selbst fort, erregte einen Reiz in diesem und kehrte

vergrößert und in eine feuchtschimmernde Perle verwandelt an die Wimper zurück.

Eve trat vom Fenster fort in das Innere ihres allerliebst eingerichteten, veilchenduftigen Stübchens. Wozu war der Mai eigentlich? Jeder sagte, er sei die schönste Zeit im Jahr, aber wenn er so gar keinen Zweck besaß, als Einem Staub in die Augen zu wehen, wozu war dann überhaupt das Jahr? Und wozu endlich folgte auf dies ein anderes und so fort, bis —

Die kleine Philosophin hatte einen Moment vor einem von vergoldeten Amoretten eingefaßten Spiegel inne gehalten und unschuldig wie ein Kind hineingeblickt. Und unschuldig wie ein Kind ergänzte sie: „Bis ich so alt bin, daß Niemand, auch Henri mich nicht mehr ansehen mag."

An der einen Wand des Zimmers stand ein sehr einfacher Divan, doch in einem Bürgerhause der Zeit etwas Kostbares, Seltenes, um das Herrn Jacmon's Töchterlein schon von mancher seiner Gespielinnen beneidet worden. Sie benutzte ihn fast nie zum Sitzen, doch die Frühlingsluft machte so müde, und zum erstenmal legte sie sich jetzt darauf und legte die Hand über die Augen.

Da ging Henri Comballot wieder, sie sah ihn in der Ferne und zugleich ging sie neben ihm. Er bog von dem Weg, den er eingeschlagen, zur Linken ab und kam in die Gasse, durch welche sie ihn damals geführt, als die Volks-

menge ihnen die Straße zum Marktplatz versperrt gehabt. Schritt für Schritt sah sie ihn eilig geh'n, doch nur im Anfang, dann immer langsamer, je mehr er sich der Hinterthür näherte, in die sie an jenem Tage zusammen eingetreten. Es war ein wunderlicher Halbtraum, er gewahrte von ihrer Begleitung nichts und doch war sie es, die ihn auch jetzt führte. Nun hatte er das Haus erreicht, stand still, sah unentschlossen daran hinauf und machte eine Bewegung umzukehren. Aber Eve's Hand hatte wieder wie damals, nur unsichtbar, die seinige gefaßt und zog ihn mit sich. Unglaublich langsam, zögernd über den leeren Flur, die erste Treppe hinan — sie mußte lachen, wie viel Zeit darüber verrann, ehe er den Fuß auf die erste Stufe der zweiten setzte.

Plötzlich klopfte es ganz leise, wie mit dem Finger eines kleinen Kindes an Eve Jacmon's Thür und sie fuhr erschreckt aus ihrem Halbtraum vom Divan. Dann besann sie sich — „es wird Marion sein, ich habe ihr das Heiligenbildchen mit dem Lamm versprochen" — und sie rief: „Komm herein!"

Doch „o mein Gott!" rief sie gleich darauf, und „o mein Gott, habe ich Sie erschreckt, Mademoiselle Eve?" wiederholte Henri Comballot. Er war blutroth, doch in der Nähe nicht um ein Haar weniger hübsch als er es vorhin auf dem sonnigen Platz in der Ferne gewesen, und

seine Hände zitterten nicht weniger als es damals die Vorhänge an dem Fenster gethan. So stand er und sah Eve an, und Eve stand in der äußersten Ecke ihres Zimmers und sah auf das Heiligenbildchen mit dem Lamm, das sie als geklopft worden, vom Tisch genommen.

Er war gekommen, war da, mußte ihr also etwas zu sagen haben, und es war begreiflich, selbstverständlich, daß sie darauf wartete und schwieg. Und er hatte auch so unendlich viel zu sagen, nur zu viel, daß er den richtigen Anfang nicht zu finden wußte und deshalb im Suchen darnach ebenfalls stumm blieb. Doch endlich hatte er das Wort, mit dem er offenbar Alles, was gesagt werden sollte, beginnen konnte und das, wenn er nur erst den Klang desselben gehört, ihm Muth zur Fortsetzung verleihen würde, und er sprach es, nur flüsternd, aber doch süß, wie die Maiensonne draußen zum Herzen dringend, aus, daß die Hörerin auf einmal ganz genau wußte und fühlte, wozu der von ihr philosophisch herabgesetzte Mai vorhanden sei:

„Eve —"

Allein urplötzlich schoß auch ihr alles Blut in's Gesicht. Sie war so verwirrt gewesen, daß der Halbtraum auf dem Divan ihr jetzt erst wieder in's Gedächtniß kam, mit ihm zugleich aber das Bewußtsein — und „o mein Gott!" wiederholte sie wie Erlenlaub zitternd — das Bewußtsein,

daß sie ja gewußt, er sei es, der an ihre Thür klopfe, und daß sie ihm zugerufen: „Komm herein!“

Was mußte er von ihr denken? Wie entsetzlich, wie unsagbar stand sie in seinen Augen da! Nein, er durfte es nicht denken, ihr Blick mußte es ihm grad' in's Antlitz sagen, daß sie schuldlos, daß es Täuschung gewesen, und Eve Jacmon hob mit bittenden, sicheren Augen ihm das ihre entgegen.

Ach, sie besaß keine Ahnung davon und der Spiegel vorhin hatte es ihr nicht mitgetheilt, daß es ein Medusenantlitz sei, dem zwar über das Herz keine Macht verliehn, das aber das hervorquellende Wort auf Henri Comballot's Lippen zu regungsloſem Eis erstarren ließ. Er fühlte es vom Scheitel bis zur Sohle, ein heißer, namenloſer, versteinernder, herzpochender Schauer durchlief ihn, wie Perseus wandte er den Kopf, doch wie Perseus auch gewahrte er plötzlich in dem Spiegel zum zweitenmal das Bild, vor dem sein Auge floh. Er hätte Alles was er besaß in dem Moment für den unsichtbar machenden Helm des Aides gegeben, für die geflügelten Sohlen Mercurs, um durch das Fenster zu verschwinden, denn hier endete seine Aehnlichkeit mit dem kecken Sohne der Diana, er wagte keinen Blick auf das Spiegelbild, die süße Schreckgestalt seiner Phantasie zu überwinden, sondern schlug der ganzen unglaublichen Kühnheit, die ihn bis hierher geführt, dem

wonnevollen Bangen des märchenhaften Augenblicks und sich selbst den Kopf ab und stotterte:

„Ich bin gekommen — Ihnen zu sagen, Mademoiselle Eve — daß — es ist viel davon gesprochen und wird es noch mehr — und da dachte ich, daß ich Ihnen — ja, deshalb kam ich — mittheilen wollte, daß das Testament des Advocaten Demogeot eröffnet worden."

Es war ein wunderbar schneller Wechsel. Im ersten Moment hatte es nach der erstaunten Miene der Hörerin den Anschein gehabt, als ob es für sie auf Erden gar nichts Gleichgültigeres gäbe als die besagte letzte Willensäußerung des Verstorbenen, aber gleich darnach athmete sie tief auf, so tief, daß Henri Comballot wieder erschrak, und antwortete so schnell und eifrig, daß es schien, als sei nichts Interessanteres für sie in der Welt vorhanden:

„Ah, das Testament des Herrn Demogeot."

„Ja, das Testament des Herrn Demogeot."

„Es ist eröffnet worden?"

„Ja, es ist eröffnet worden."

„Oh, das ist hübsch", sagte Eve, als verbinde sie damit ungefähr die Vorstellung von der Eröffnung eines Rosenkelches oder sonstigen Blume, und der Ueberbringer der hübschen Nachricht stand und sann wieder, warum es eigentlich hübsch sei, und dann kam ihm die hülfreiche Erinnerung, daß es gerade den entgegengesetzten Ein-

druck auf ihn hervorgebracht und er erwiederte mit freudigſtem Ton:

„Nein, es iſt durchaus nicht hübſch, ſondern abſcheulich.“

„Gewiß“, nickte Eve beſtätigend, „das meinte ich auch, abſcheulich!“

Ja, es war abſcheulich, daß Jacques Clement Etienne Demogeot auch von Eve Jacmon geſagt hatte, ſie ſei bös von Natur, und die Bewegtriebe all' ihres Thun's ſeien der Hunger und — — Henri Comballot konnte den Gedanken nicht weiter verfolgen, er fühlte, daß ihm dabe ein plötzlicher Zorn über den todten Advocaten das Herz faßte, und weſſen dies voll war, floß die Lippe über.

„Ihm iſt recht, mehr als recht geſchehen, und man ſollte den, der ihn getödtet hat, ehren, ihn belohnen, ſeinen Namen preiſen — man wird ſicherlich auch die Unterſuchung und die Verfolgung des Thäters nicht weiter fortſetzen — er war das Raubthier, die Schlange in Hautefort, deren Kopf zertreten werden mußte, um das Paradies wieder herzuſtellen.“ Der Sprecher war beredt geworden — facit indignatio versum et eloquentiam — und er erzählte mit Begeiſterung weiter, was er von dem Arzt vernommen, was auf dem Schloß des Seigneurs von Hautefort ſich zugetragen. Dabei trat er, vergeſſend, wo er ſich befand, kühn jetzt mehr in das Zimmer hinein und

auch Eve vergaß ihre Furcht und verließ ihr Versteck im äußersten Winkel, denn sie hörte jetzt wirklich mit gesteigertem Interesse und lebhaften Anzeichen des Beifalls nicht so sehr auf dasjenige was, sondern auf die schön erregte Art, wie Henri Comballot es sprach. Sie vergaß auch, wo sie sich befand, ihr war, als sei sie wieder in dem sonnigen Veilchengraben draußen vor der Stadt und sie wußte nicht, ob es ein Traum oder Wirklichkeit sei, daß er ihre rechte Hand beim Sprechen gefaßt und in der seinen hielt. Es war wohl Traum, denn in Wirklichkeit hätte sie ihm dieselbe ja nicht gelassen, einer jener Träume, durch deren Schleier man so deutlich empfand, wozu der Mai des Jahres und des Lebens sei —

„Und der Vicomte Felicien nahm so ihre Hand", hatte Henri Comballot im Strom seiner Mittheilung dabei gesagt, „und erklärte den Versammelten, sie liebten sich und seien hinfort von dieser Stunde an Mann und Frau —"

Eve Jacmon stieß einen Laut des Schreck's, des Erwachens aus. Es war doch kein Traum, sie sah, fühlte warme Finger, die sich inniger um ihr Händchen schlossen, und dazu sprachen ein paar Lippen dicht vor ihr, daß sie der Hauch derselben anwehte — sie — sie seien von dieser Stunde an Mann und Frau —

„O mein Gott", stammelte Eve — „wie interessant — wie abscheulich — wie hübsch! Sie müssen meinem

Vater — o es wird ihn auch so sehr interessiren, denn er verabscheute den Mann, ich meine die Frau des Herrn Demogeot immer — Sie müssen ihm — ja wahrhaftig, ihm auch erzählen, Monsieur Henri —"

Und Eve Jacmon, die als eine rechte Tochter ihrer Namensurahnin dem Advocaten noch nach seinem Abscheiden aus dieser Welt zu einer Frau verholfen, flog wie ein aufgescheuchter Vogel an ihrem jungen Gefährten vorüber, zur Thür hinaus und die Treppe hinunter. Er sah ihr wie ein Verbrecher mit glühendem Roth auf der Stirn nach und folgte ihr, zuvor noch einen scheuen Blick durch das Stübchen werfend, eine Minute später, doch nicht zu Herrn Jacmon, sondern den Athemzug anhaltend geräuschlos die Treppen hinab bis an die Hinterthür des Hauses; dann lief er, wie von Häschern verfolgt, durch die Straßen, vor's Thor hinaus, in den sonnigen Stadtgraben, wo die Veilchen lang ausgeblüht und wo ihr Duft ihn doch noch wie aus Millionen blauer Kelche umwogte.

Verschieden sind die Dinge, die Menschen auf Erden reden und thun. Um wenige Tage später, an einem sonnigen Maienmittag noch gleich diesem, erhob sich auf seinem Sitz zur linken Seite des Hauses in Versailles, das am fünften Mai des Jahres 1789 die unermeßliche Menge des Volkes umlagert hatte, der Athlet mit den Blatternarben im zerrissenen Gesicht und rief: „Sagen Sie

Ihrem König, daß wir dieſen Saal nur vor der Gewalt der Bajonette räumen werden!"

Vermuthlich klopfte bei dieſen Worten ſelbſt dem Grafen Honoré Gabriel Victor Riquetti von Mirabeau und nicht minder dem Marquis von Brezé, dem Ober-Ceremonienmeiſter Seiner Majeſtät Ludwigs des Sechszehnten, von Gottes Gnaden Königs von Frankreich, dem Empfänger dieſer Antwort, das Herz. Aber wie ſonderbar, wie bang und heftig es bei beiden klopfen mochte, ſonderbarer, banger und heftiger pochte es in der kleinen Bruſt Eve Jacmon's, die ohne Aufforderung nicht einen fremden Saal, ſondern ihr eignes Stübchen geräumt hatte, und ſchlug es in der Henri Comballot's, der den Anlaß zu dieſem Ereigniß gegeben, das beiden wichtiger, bedeutungsvoller, mehr Himmel und Erde bewegend erſchien, als das geſpenſtiſch weithin ſchallende Wort des Wüſtlings, den die „anſtändigen Leute" Frankreichs mit dem Sohne des Genfer Profeſſors an ihrer Spitze verachteten.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Unglaublich lang erschien der Mai dieses Jahres, keine Wolke trübte, kaum ein Windhauch regte ihn. Gleichmäßig kam die Sonne Tag um Tag im Purpur des Ostens, den sie abwarf, in goldener Majestät blendend über den Häuptern der Menschen hinzuziehen, bis der Abend wieder mit dem Purpur des Westens sie umhüllte und sie den irdischen Angen entzog. Doch ehe sie erschien und wenn sie gegangen, tauchte aus tageshellem Himmel schon ein blitzender Stern, eine weiße Strahlengarbe, übermächtig, schattenwerfend, fast stundenlang einsam im Blau des Aethers, bis das Licht der kleinen Gestirne umher sich hervorwagte, sie alle überdauernd, wenn sie vor dem Flammenauge der nahenden Welterhellerin entflohen.

„Es ist der Stern Frankreich's", sagten die Leute verwundert, staunend zu ihm aufschauend, hier und dort. „Voilà!" riefen die Buben auf den Gassen, wenn der

Abend hereinbrach, „voilà l'étoile de la France!“ Am Morgen riefen sie es seltener, denn es war Mai und es gab nur wenig Augen überall, die ihn am Morgen erblickten, auch im Schloß Hautefort und im Dorfe Saint Pierre nur wenig. Felicien und seine Gattin Clemence unterschieden sich darin in Nichts von dem andern jungen Ehepaare, das den entgegengesetzten Flügel des Schlosses bewohnte. Sie hatten sich am ersten Morgen ziemlich spät und nicht ohne einige Verlegenheit zum Frühimbiß auf der Terrasse zusammengefunden, allein in kurzer Zeit wich jene Scheu, die Auseinandersetzungen, Angelegenheiten und Erfordernisse des Tages nahmen jegliche Befangenheit, und den Frohsinn, der das Innere belebte, dämpfte nach Außen nur die Schicklichkeit, die seine Aeußerung dem kaum erst erfolgten Tode des Vaters gegenüber verbot. Der Vicomte Marcelin hatte weder Liebe noch Abneigung heftigerer Art in seinen Kindern geweckt, ihre Herzen sich nie entfremdet, da er sie niemals zu erringen gesucht. So hinterließ er auch weder Freude noch Trauer, nur das undeutliche, Achtung vor dem Tode gebietende Gefühl, das mehr dem Verstande als dem Gemüth entsprang und eine Rücksicht auferlegte, die mit der neuen Weltanschauung der Schloßbewohner folgerichtiger Weise im Widerspruch stand. Allein die Gewohnheit des früheren Denkens übte hierin noch einen Rest ihrer Macht und gering genug erwies

sich jedenfalls auch dieser den Thatsachen gegenüber, daß der Sohn und die Tochter des Verunglückten am Tage nach dem nächtlichen Eintreffen der Nachricht seines Todes bereits ihre in einfachster Form vollzogenen Ehebündnisse geschlossen hatten. Der Erklärung derselben vor der versammelten Menge war eine Berathung zwischen den Geschwistern, Victor d'Aubigné und den Bewohnen des Pfarrhauses voraufgegangen, bei der die zunächst Betheiligten sich ihrer Meinung enthalten, Mathieu Guéraud und Diana dagegen mit ernst-ruhiger und erregter Ueberzeugung wider jeglichen Aufschub der Doppelverbindung gesprochen hatten. Nur Urbain Guéraud erhob im Hinblick auf den erst am Tage zuvor erfolgten Tod des Vaters eine, seiner Abneigung gegen diese Hast Ausdruck leihende Einrede, doch Clemence fiel ihm heftig, fast zornig in's Wort, daß es dem Todten völlig gleichgültig sei, was nach seinem Dasein geschehe, und daß Urbain sich um Dinge bekümmere, die ihn selbst keineswegs berührten, so daß ihm auch keine Stimme dabei zustehe. Sie sah, hochgeröthet, so schön bei dieser Zurückweisung der Ansichten ihres Bruders aus, daß Felicien sie mit leuchtenden Augen umfangend, zustimmend nickte, und auch Diana versetzte herben Tones, sie begreife nicht, wie jemand, der sich selbst und sein Verhältniß zu der schaffenden Kraft der Natur klar erkannt, in Vorstellungen zurückfallen und ihnen bestimmenden Ein-

fluß verstatten könne, die einzig als Resultate einer als falsch erwiesenen Ueberlieferung Berechtigung gehabt und mit dem Wegfall der letzteren ebenfalls jeglichen Werth verloren. Während Diana sonst überall mit bewunderungswürdiger Klarheit, Einsicht und Festigkeit die Consequenzen ihrer Denkweise auf die thatsächlichen Lebensverhältnisse übertrug, mit geschickter Hand Verworrenes ordnete, warm begeisterten Herzens der Andern Glück zu fördern, jede Bedingung desselben zu erfüllen suchte und sich überhaupt als diejenige erwies, welche mit unermüdlichem Eifer Tag und Nacht bemüht war, der abstracten Lehre des Pfarrers bis in jegliche Einzelheit hinein practische Ausführung zu geben — während sie solchergestalt in kürzester Frist die geistige Oberleitung in dem neuen Regiment erlangt hatte und jeder, von ihrer Güte und ihrem klugen Blick überzeugt, auftretende Schwierigkeiten vertrauensvoll ihrer Abhülfe anheim gab — bewahrte sie einzig in dem seltenen Verkehr mit Urbain Guéraud einen geringschätzigen, bei der leichtesten Controverse sich zur Erbitterung steigernden Ton, der in sonderbarster Weise ihm gegenüber fast den hochfahrenden Stolz der Gräfin hervorzuwenden schien. Sie mieden sich, da sie empfinden mochten, daß ihre Begegnung einen Mißton in der nach wenig Tagen erfreulichst vereinbarten Harmonie aller Uebrigen veranlaßte, und sahen sich nur bei den allabendlichen Zusammenkünften in dem

größten Saale des Schlosses, an denen jeder, der kommen wollte, theilnehmen durfte, wo Mathieu Guéraud seine Anschauung der Weltentstehung stets mehr erweiterte und vertiefte und die Folgerungen entwickelte, die sich daraus auf alles mit dem menschlichen Leben Zusammenhängende, dies Bedingende und aus ihm Herausgebildete erstreckten. Auf der allen gemeinsamen Basis der natürlichen Religion der Vernunft, der Liebe und des Rechtes erhob sich das schön emporstrebende Gebäude der Künste und Wissenschaften, der idealen Vorstellungen, die darum als nicht geringer an Werth betrachtet wurden, weil sie nicht als solche in der Wirklichkeit, sondern nur als durch den menschlichen Gedanken bewerkstelligte Verfeinerung des ursprünglichen Stoffes vorhanden waren. Nichts, an dem der höher gebildete Geist oder das tägliche Leben sich erfreuten, verlor seinen Werth, es erglänzte nur in einem anderen Alles umfassenden Rahmen, und das Wechselgespräch, das sich nach Beendigung der Vorträge des Pfarrers entspann, bewies, daß die Gesellschaft durch ihre neuen Anschauungen weder in Bezug auf Witz und humoristische Laune, noch auf Grazie und feinere Empfindungen irgend eine Einbuße erlitten hatte. Mit besonderem, höchstem Interesse wurden die aus Paris und Versailles eintreffenden Nachrichten verfolgt. Der schnelle Verlauf, in welchem die aus freier Entschließung des Königthums berufene Nationalver-

sammlung sich zur Selbständigkeit erhob und den festen Entschluß offenbarte, nöthigenfalls unter Anwendung von Gewalt die Gesetzgebung und alle aus ihr erflossenen Verhältnisse des verrotteten Staatszustandes von Grund aus umzugestalten, ward um so freudiger begrüßt, als einerseits die kleine Gemeinde von Hautefort durch ein wunderbares Zusammentreffen dergestalt als eine Vorläuferin und erste Verkündigerin der Grundsätze erschien, deren Ausbreitung man jetzt schneller, als vor kürzester Zeit noch es irgend jemand zu erhoffen vermochte, über ganz Frankreich erwarten durfte. Andrerseits aber entsprang daraus eine völlige Besorgnißlosigkeit, daß die Regierung mit der Kirche vereint eine gewaltsame Unterdrückung dieses Anfanges der neuen, menschheitswürdigen Freiheit in's Werk setzen könne, da es sich bald herausstellte daß ihr, wie nicht in der Hauptstadt, so nirgendwo im Lande mehr die geringste executive Macht zu Gebote stand.

Neben Mademoiselle Zoë und Mademoiselle Jeannette wie den übrigen Schloßbediensteten, fanden sich im Anfang ebenfalls manche Dorfbewohner mit neugieriger Erwartung bei den abendlichen, in höherem Sinne religiösen Zusammenkünften ein. Sie staunten ungläubig, wenn die vernehmen Schloßherrschaften, insbesondere Felicien und Diana sie freundlich, ohne Herablassung begrüßten und

ihnen absichtlich die Plätze neben sich einräumten. Auch die Worte des Pfarrers, die in so grellem Gegensatz zu den früher in der Kirche von ihm gehörten standen, gefielen ihnen sehr und sie drückten häufig durch Laute der Verwunderung ihren Beifall aus. Auf dem Heimweg sprachen sie auch sehr anerkennend darüber, daß der Herr Pfarrer ihnen jetzt erst recht deutlich gemacht, wie schlecht sie es früher gehabt, obgleich sie doch grade ebensoviel Recht auf Alles hätten, wie jeder andere Mensch in der Welt; aber sie kamen zugleich darin überein, daß es doch gehöriger wäre, wenn ihnen das nicht im Schloß, sondern in der Kirche Alles so gesagt würde, in Gegenwart der heiligen Jungfrau, damit sie dieser dafür danken und ihr durch Geschenke ihre Erkenntlichkeit dafür ausdrücken könnten. Allmälig indeß verringerte sich die Zahl der Kommenden immer mehr, bis auch die Letzten ausblieben, da, wie sie im Dorf berichteten, die Reden, welche der Pfarrer jetzt halte, gar keinen Eindruck mehr machten. Himmel und Hölle komme niemals darin vor und auch von dem Recht, das sie alle hätten, würde kaum mehr gesprochen, sondern nur von langweiligen und unverständlichen Dingen, welche allein die vornehmen Leute amüsirten.

Diese lebten in der That heiter gesellige Tage, an Reiz noch durch das Bewußtsein erhöht, daß sie zugleich ihrer Menschenpflicht genügten und von keinem Bewußtsein

drückender Noth und Jammers um sie her im eigenen Genuß beeinträchtigt wurden. Sie theilten sich gleichsam in zwei Gruppen, deren eine durch die beiden jungen Ehepaare, die andere durch Diana, Mathieu und Urbain Guéraud gebildet ward, von denen die erste wußte, daß sich das Denken und Trachten der zweiten darauf concentrire, allen den erwähnten Genuß dadurch unangetastet zu erhalten, daß sie in sorglichster Weise rastlos um das leibliche und gemüthliche Wohl aller Angehörigen der Hautefort'schen Güter bemüht seien. So konnte die erste Gruppe sich ungestört dem Vollbehagen ihres interessant veränderten Zustandes überlassen. Sie wechselten mit immer noch reizvoll neuen Zärtlichkeiten, deren Zeugen nur die Wände ihrer Gemächer waren, und frohsinnig gemeinschaftlichen Mahlzeiten, dazwischen führten sie durch Witz und Scharfsinn belebte Unterhaltungen über die Erkenntniß, der sie ihr eigenthümliches und glückliches Zusammensein verdankten. Die gleichmäßige Ansprache, mit der sich alle untereinander dutzten, die im Anfang zu manchem Lachen Anlaß gegeben, erhöhte die Vertraulichkeit und umschlang alle gewissermaßen mit einem engeren Familienbande. Felicien und Clemence, Victor d'Aubigné und Marie fanden das Leben freudiger, schöner und inhaltsreicher denn je; sie waren manchmal in ernstem Gespräch von der Vergänglichkeit desselben überzeugt und Marie

besonders zeigte sich dann unerschöpflich, eine Fülle graziöser philosophischer Doctrinen zu entwickeln. Doch Mathieu Guéraud hätte gesagt, sie glaubten das nicht, wovon sie überzeugt waren und wonach sie handelten, und ein Bonmot, ein munteres Gelächter klang jeden Augenblick von den Lippen auf, die eben damit geglänzt hatten, der Trostlosigkeit der menschlichen Existenz am schärfsten Ausdruck zu verleihen.

Eine treffliche Zugabe und bewegliches Element der kleinen Gesellschaft bildete der Abbé d'Aubriot. Er hatte seiner Absicht, am nächsten Tage das Schloß zu verlassen und nach Paris zurückzukehren, entsagt und war bereitwillig als Gast und Mitglied der neuen Gemeinde im Schloß geblieben.

„Nennen wir uns Du", hatte er gesagt, „es ist eine amüsante Abwechslung, unverkennbar kürzer, und so reizenden Damen gegenüber eine ächte Herzenserquickung. Muthmaßlich werden die ersten Menschen sich auch so genannt haben und man soll die Bräuche seiner Ahnherrn respectiren. Ich bin mit Allem einverstanden, was ihr sagt, und es ist jedenfalls ein Avancement, aus einem kleinen Abbé ein Gott zu werden, so daß ich auch meinen Titel als Marquis gern dafür mit in den Kauf geben kann. Nur bitte ich euch, Eins nicht vergessen zu wollen, daß ich auch als Gott oder als Krone, welche die Natur

sich selbst geschaffen, noch immer meinen vorigen Magen und meine Abneigung, unangenehme Gegenstände zu berühren, besitze. Wenn ich nicht zu hungern und euren göttlichen Brüdern im Dorf nicht die Hand zu drücken brauche, habe ich nichts daran auszusetzen; bei den Schwestern will ich mir nach ihrem Aussehen die Entscheidung vorbehalten, vielleicht findet sich eine darunter, bei deren Anblick die Natur mich auch zu der ernsten Prüfung meiner selbst veranlaßt, die ihr jungen Eheleute mit euch angestellt. Im Uebrigen gebe ich Dir, liebe Schwester Diana, durchaus Unrecht, daß ihr eine neue Erfindung gemacht zu haben glaubt, denn von Platon und Ptolemäus bis zu den Herren Holbach, Grimm, Diderot und Monsieur François Arouet, genannt Voltaire, haben schon einige tausend Hekatomben berühmter und unberühmter Philosophen den Himmel, die Erde und das bewegliche Unkraut darauf ungefähr ebenso mit ihren Gedanken behandelt, ohne das letztere indeß bis heut', was euch vorbehalten blieb, in lauter süßduftende Blumen und Kornähren umzuwandeln. Dafür gebe ich aber Dir, lieber Bruder Felicien, das völlige Recht, daß es sehr unsinnig ist, sich von jemandem todtstechen zu lassen, weil man zufällig über etwas andere Meinungen hegt als er und wenn er keinerlei Zwang ausüben kann, zu dieser Todtstechung zu nöthigen. Die Könige aller Zeiten geben uns

das leuchtendſte Beiſpiel dafür, ſie ſperren denjenigen, der ſei es in welcher Form ein derartiges Anſinnen an ſie ſtellt, einfach ein, laſſen ihn köpfen oder vorher verhungern, und was ein König thun kann, kann ein neuer Gott gewiß mit noch viel beſſerem Recht. Nur hoffe ich, daß dieſer in Bezug auf die erwähnte Diät nicht ſo königlich handeln, ſondern ſich das göttliche Verſtändniß dafür bewahren wird, daß auch der Eingeſperrte einen Magen beſitzt. Sonſt aber bin ich, wie geſagt, mit Allem, was hier vor ſich geht, durchaus einverſtanden, zumal da ihr ſelbſt erklärt, daß es ebenſo ungemein vergänglich ſei, wie alles Uebrige in der Welt, ſo daß man bei der Liebenswürdigkeit, dem Geiſt und der Schönheit in eurer Geſellſchaft vermuthlich zu der Erbſünde, die nach Ablauf einer gewiſſen Periode allen ſonſtigen Erdendingen anzukleben beginnt, der Langenweile, gar nicht erſt Zeit finden wird. Bewohnen wir alſo fortan dies Paradies, das heißt mit der Ausnahme — die mich übrigens bei eurem Drange nach Natürlichkeit Wunder nimmt — etwas complicirterer Kleidung, und mit der zweiten, daß wir den Apfel der Erkenntniß bereits im Anfang mit Schale und Kern verſpeiſt haben, und uns vor dem Engel mit dem flammenden Schwert nicht fürchten, weil wir uns in der beneidenswerthen Lage befinden, ihm die dreifache Anzahl aus unſerer Mitte entgegenſetzen zu können."

Der Abbé verneigte sich dabei zierlich vor den jungen Frauen und vor Diana, küßte galant jeder der drei von ihm unter die Himmlischen versetzten Damen die Fingerspitzen, und selbst Diana mußte über das Gemisch von Laune und Ironie, mit dem er seine Erklärung ausgesprochen, lachen. Felicien entgegnete, daß er sich über den Entschluß desselben, auch unter diesen veränderten Umständen zu bleiben, freue und daß er hoffe, jener werde binnen Kurzem auch den Ernst zu würdigen lernen, mit dem jeder von ihnen die neue Lebensanschauung zu bethätigen bedacht sein werde.

„Das Sprichwort sagt, ein Abbé kann Alles", erwiederte d'Aubriot lachend, „aber ernst zu sein, falle ihm am Schwersten — Ihr meßt mir also die schwerste Aufgabe zu, was ich als ein Zeichen eurer Achtung vor meiner Leistungsfähigkeit nehme, und falls der alte Adam der unzweifelhaft äußerst sündigen, aber trotzdem weniger gottlosen Welt, als eure es ist, einmal über den neuen Adam eures Paradieses der Unschuld einen Triumph davontragen sollte, so habe ich den Trost, immer noch soviel vom Abbé in mir zu bewahren, um mich selbst absolviren zu können."

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Das ungewöhnlich glanzvolle Gestirn stand, seine Strahlengarbe herabsendend, wieder als Morgenstern über dem Mont Mezin, doch fast Niemand gewahrte es. Schlafstille lag noch über dem Schloß, dem Dorfe, dem ganzen Thal. Der Nachtthau glitzerte an den Halmen der Weggräser, noch von keinem Fuß abgestreift, schweigsam, unbelebt dehnten sich die Aecker, nur die Lerchen stiegen trillernd aus der grünen Saat, und auf dem Schloßhof tönte das Doppelgeräusch, das ein mit dem Huf scharrendes und in die Morgenfrische wieherndes Pferd hervorrief. Mißmuthigen Gesichts hielt ein wartender Stallknecht es am Zügel, er gähnte und schlief fast wieder ein. Dann richtete er sich blinzelnd auf, denn eine Thür knarrte und Diana erschien auf der Schwelle. Allein der Schläfrige hatte sich zu früh gefreut, denn gleichzeitig ertönte ein anderer Schritt und die Herrin wandte auf einen Gruß, mit dem sie angeredet

wurde, den Kopf. Verwundert, denn die Herankommende, die unverkennbar auf sie geharrt hatte, war Mademoiselle Jeannette.

„So früh?“ sagte Diana erstaunt. „In Deinem Alter pflegt man gern zu schlafen.“

Die Zofe seufzte. Sie hätte erwiedern können, daß ihr Alter von dem der Fragstellerin nicht sehr verschieden sei, allein sie seufzte nur leis' und entgegnete:

„Der Stern ist so schön.“

Diana blickte unwillkürlich zu diesem auf. Ja, er war schön, das wußte sie auch, denn er war's, der sie jeden Morgen mit magischer Gewalt vor Tagesanbruch hinauszog und dem verdrossenen Stallknecht seinen Schlaf verkümmerte. Ein träumerischer Zug flog über ihr Antlitz, ihr Auge kehrte zu dem Gesicht des Mädchens zurück und ruhte forschend darauf. Dann sagte sie:

„Du sprichst wie ein Dichter des Orients, doch ich verstehe, was Deine Worte bedeuten. Soll ich es Dir nennen? Du liebst.“

Jeannette seufzte wieder. Sie verbarg einen Augenblick das noch etwas morgenblasse Gesicht in den Händen, die sich so fest dagegen drückten, daß, als sie dieselben zurückzog, eine leichte, geständnisvolle Schamröthe ihre Wangen färbte.

„Und wen?“ fragte Diana. „Oder nein, ich habe

kein Recht Antwort darauf von Dir zu verlangen, denn es geht euch allein an."

„Nein, das ist es eben — es geht die gnädige Comtesse an, das heißt, wir allein können nichts bei der Sache thun — deshalb wartete ich, um Comtesse flehentlichst zu bitten —"

Mademoiselle Jeannette zeigte sich devoter, als sie es jemals in der Zeit gewesen, in der die Menschen noch nicht gleiche Rechte besaßen, denn sie fiel anmuthig auf die Knie dabei, so daß ihre Herrin fast heftig ihr das Wort abschnitt:

„Steh' doch auf und schäme Dich, Dich so zu erniedrigen! Wer ist es denn, von dem Du sprichst?"

„Herr Maulac."

Sie antwortete es etwas zögernd, mit verschämt gesenktem Blick. Diana wiederholte erstaunt den Namen, beinahe widerwillig.

„Den liebst Du?"

„Liebe, sagt man, ist blind."

„Also das ist Dein schöner Stern?" brach Diana unwillkürlich aus. „Ein Mensch, der empfindungslos wie eine Maschine, auf das Geheiß eines Elenden — oder eines Gedankenlosen", setzte sie leiser für sich hinzu — „seine Mitmenschen peitschen, martern, wie Thiere behandeln

ließ, der kein Herz, kein Gefühl, nicht einmal die Kraft eines eigenen Willens besitzt — o pfui!"

Die Abneigung der Sprecherin gegen Herrn Maulac war in der That eine so starke, daß sie vollständig vergaß, daß die Zuhörerin den in solcher Weise Geschilderten gleichsam für den Stern ihres Lebens erklärt hatte. Oder war es vielleicht dieser Vergleich gerade, der sie empört und zu der Heftigkeit fortgerissen? Sie fühlte selbst, daß sie, wenn sie das Herz ihrer Zofe auch nicht zu begreifen vermochte, Unrecht gethan, denn diese hatte nur bescheiden entgegnet: „Ich will ihn durch die Liebe, die Herr Guéraud so herrlich schildert, zu bessern suchen, Comtesse" — und diese antwortete schnell:

„Du hast Recht, vergieb mir! Du dachtest edel und ich that es nicht. Geh' zu ihm und sage ihm, Deine Fürbitte habe ihm die Freiheit verschafft — bessere ihn und seid glücklich! Es soll euch an nichts fehlen, und eine Wohnung, die euch Raum bietet, könnt ihr euch auswählen."

Mademoiselle Jeannette bückte sich tief und küßte die Hand ihrer Gebieterin, die ihr freundlich die Wange streichelte und den harrenden Wächter des weißen Zelters erlösend, diesen bestieg. Ihre Züge waren von schöner Freudigkeit geröthet — „Du brauchst mir nicht zu danken, Jeannette", rief sie noch einmal lächelnd zurück, „es ist nur Dein Recht, was Du beanspruchst."

Der Stallknecht sah mürrisch der in den beginnenden Morgen Hinausſprengenden nach und brummte:

„Ihr Recht? Ich möchte wissen, ob es mein Recht ist, jede Nacht aus dem Bett heraus zu müssen, um den Gaul parat zu halten, auf dem der Teufel sie spazieren reitet, wenn Andere schlafen.“

Mademoiselle Jeannette hörte es. Auch sie warf der schönen Reiterin einen eigenthümlichen Blick nach und darnach einen des Spottes auf den Ergrimmten, dem sie die lachende Erwiederung gab:

„Einfaltspinsel, Dein Recht ist es klug zu sein und Deinen Witz parat zu halten, um Andere auf ihm spazieren reiten zu lassen, wohin Du willst.“

Der Bursche glotzte sie dumm an und sie ging, ein Lied trällernd, über den Hofplatz, betrachtete sich am Ende desselben ein paar mit Eisenstäben vergitterte Fenster und wandelte gedankenvoll daran vorüber in den Park. Es dauerte noch eine Weile, dann fiel der erste Sonnenstrahl schräg herüber und malte ein zierliches Gitterwerk auf den Steinboden eines Zimmers, in dem Herrn Maulac ausgestreckt und schlafend lag. Das Licht weckte ihn, er stand methodisch auf und öffnete das Fenster vor den Eisenstäben, wie er es früher jeden Morgen bei dem seiner Wohnung gethan, der Gesundheit halber, nicht des Genusses der Frische. Unverändert blickte sein Gesicht darein, die

Trallen des Gefängnisses, völlig gleichgültig und apathisch, ein Mustervorwurf für einen Maler, der eine Illustration zu dem „nil admirari“ des römischen Dichters zu entwerfen beabsichtigt hätte. Nun öffnete sich die in ein gleicherweise ausgestattetes, anstoßendes Nebengemach führende Thür und Herr de Laval trat ein.

„Schon aufgestanden, Maulac?“ fragte er gähnend. Der ehemalige Gutsrichter verbeugte sich. „So eben grade, Herr Graf.“

„Lassen Sie die Dummheiten! Sind wir hier in einem Schloß?“ Der blonde Graf setzte sich auf eine umgekehrte Holzkiste und betrachtete die mit Inschriften und zumeist widerlichen und obscönen Carricaturconturen bekritzelten Kalkwände; dann fuhr er fort: „Wir sind zwei Menschen, Maulac, wenn Sie's lieber wollen, zwei Philosophen. Es wäre am Besten, der Mensch würde wie eine Biene in solche Zelle hineingeschaffen — eine Bienenkönigin wäre allerdings dabei wünschenswerth — denn man findet erst in einer solchen Geschmack an dem Honig, den die voraufgegangenen Generationen in dem Stock aufgespeichert. Haben Sie manchmal Gedanken, Maulac, oder vielmehr, haben Sie gut geschlafen?“

Herr Maulac hatte gut geschlafen, er schlief immer gut. Graf Laval trommelte mit den Hacken an das Untergestell seines Sitzes und entgegnete:

„Ich auch, vortrefflich. Es ist nicht zu sagen, was für ein Genuß darin liegt, einmal nicht in Federn, die wie Rosenblätter duften, aufzuwachen und kein langweilig seidenes Himmelbett mit goldenen Engeln über sich zu sehen. Statt dessen thut Einem schon früh Morgens jedes Glied weh, man fühlt seinen Körper und sich selbst, man hat geträumt und erinnert sich dessen genau. Ich bin meinem Freunde Hautefort dankbar für den Genuß, den er mir verschafft. Träumen Sie manchmal, Maulac?"

Nie. Herr Maulac erinnerte sich nicht, es jemals gethan zu haben, er wußte nicht, was ein Traum sei. Herr de Laval lächelte und sagte:

„Aber Sie haben es gesehn und gehört, wenn ein Thier, zum Beispiel ein Hund, träumt. Er fängt an sich zu bewegen, mit den Füßen zu zucken, er winselt, er stöhnt und fletscht die Zähne. Was ist ihm? Was thut er? Er hat im Traum seinen Feind gefunden, einen anderen Hund und hält ihn an der Kehle gepackt und würgt ihn. Vielleicht ist der andere stärker als er, deshalb kläfft er und ruft mit seinem Gebell eine Meute zusammen, die sich in tollem Geheul mit auf seinen Feind stürzt. Nun hat er diesen unter sich und seine Zähne knirschen ihm in die Gurgel —"

Die Hacken des Sprechers trommelten, daß der Zuhörer kaum mehr verstehen konnte, was jener sprach. Es

intereſſirte ihn auch nicht, doch er verſetzte höflich zuſtimmend:

„Jawohl, ich habe ſchon Hunde ſo geſeh'n und gehört.“

„Ein luſtiger Traum, nicht wahr?“ fiel der Graf lachend ein. „Vielleicht war es ein verwöhnter, weichlicher, vornehmer Hund, der früher ſeinen Gegner nur artig ſchwanzwedelnd begrüßte und es für ein Zeichen gemeiner Erziehung hielt, nur ein Knurren laut werden zu laſſen. Da kommt der Traum, packt ihn, zeigt ihm den Ingrimm, den er lang' gegen den hochmüthigen, glatthaarigen Köter gehegt, und zum erſtenmal dazu, daß er Zähne hat zum Beißen und er ſpürt zum erſtenmal, wie das Blut eines Feindes ſchmeckt! Was wird er fortan thun, wenn er aufgewacht iſt und dieſen erblickt? Er wird auf ihn losſtürzen wie im Traum, wenn jener kräftiger iſt, wird er eine Meute zuſammenbellen, die ihm hilft, und dann wird er es machen, wie der Traum es ihn gelehrt. Hahaha, man muß als Hund behandelt ſein und ſelbſt das Gefühl in ſich tragen, daß man ein Hund iſt, dann fehlt nichts dazu, als zu träumen. Bah, was ſind die Träume in den Daunen und unter den ſeidenen Decken, die man köſtlich nennt, weil die Augen und die Hände ſich daran weiden und von denen man ſchlaff und ſtumpfſinnig aufwacht! Auf dem Strohſack kommen die Träume, an denen ſich das Herz weidet, die das Blut wirklich ſieden machen, daß

man Kraft in sich schwellen fühlt, wenn man aufspringt. Ich bin meinem Freunde Hautefort sehr dankbar, daß er mir diesen Genuß verschafft."

Herr Maulac war weder dankbar noch undankbar dafür. Der Herr Vicomte Marcelin von Hautefort hatte jedenfalls seine Gründe dafür gehabt, ihn in's Gefängniß zu setzen, und der Herr Vicomte Felicien von Hautefort gleicherweise seine Gründe, ihn darin zu belassen. Vielleicht hatte der Letztere ihn auch einfach vergessen; es stand Herrn Maulac nicht zu, darüber zu denken, er war nicht damit beauftragt.

Der blonde Graf drehte sich unwillkürlich ab und murmelte zwischen den Zähnen: „Das ist unfraglich das größte Thier, das die Erde hervorgebracht hat, und es bedarf nur des Auftrags, um ihre größte Bestie daraus zu machen." Wieder auf den Absätzen zu seinem Gefährten herum pirouettirend, fügte er laut hinzu:

„Und Sie verlangen nicht, bald hinter diesem Gitter fort zu kommen?"

Doch. Herr Maulac wünschte es. Die Erhaltung der Gesundheit forderte mehr Bewegung, als der beschränkte Raum sie verstattete; auch die Kost im Gefängniß beeinträchtigte auf die Dauer den Normalzustand des Körpers. Herr Maulac wünschte sogar sehr, bald wieder in Freiheit zu gelangen, da er außerdem die Absicht gefaßt hatte, sich zu verheirathen.

„Auch um der Gesundheit willen?“ ergänzte sein Zellengenosse spöttisch, doch Herr Maulac entgegnete ernsthaft, er halte dies allerdings für einen Mann zuträglich.

Es zuckte noch stärker um die Mundwinkel des Andern, als halte er etwa überhaupt Herrn Maulac weniger für einen Mann als für eine Maschine, einen dressirten Automaten, der durch seinen zuletzt mitgetheilten Plan eine Reihe besonders ergötzlicher und lächerlicher Vorstellungen wachrufe. Allein das Lachen, das auf den Lippen des blonden Grafen begann, fand keine harmlosen oder ironischen Falten mehr, sondern grub sich in tiefe, häßlich verzerrende Furchen ein. Er mochte außerdem noch einen anderen Grund haben, den entstellenden Ausdruck seines Gesichtes schnell zu beherrschen, denn er erwiederte ebenfalls ernsthaft:

„Und haben Sie bei diesem wohlbegründeten Verlangen nach Freiheit an kein Mittel gedacht, uns — ich meine Ihnen selbst diese zu verschaffen?“

Herr Maulac schüttelte halb apathisch, halb mit einem gewissen Stolz den Kopf. „Die Einrichtungen dieses Gefängnisses sind solider als anderswo, ich habe sie selbst angeordnet und ausführen lassen.“

Herr de Laval lachte diesmal mit schneidendem Sarkasmus. „Sie sind ein vortrefflicher, pflichteifriger Mann!

Vielleicht haben Sie in einer Nebenkammer auch einige Daumschrauben, spanische Stiefel oder dergleichen selbst besorgt, damit dieselben meinem Freunde Hautefort sogleich zu Dienst stehen, wenn er ihre Anwendung für nützlich halten sollte?"

„Es ist alles Erforderliche in bester Ordnung vorhanden", versetzte der ehemalige Gutsrichter mit unwandelbarem Ernst.

„Aber man kann nicht behaupten, daß der Gebrauch dieser Mittel der Gesundheit besonders zuträglich wäre, und selbst für die Hochzeit schiene mir eine Mitgift von zerbrochenen Gliedern nicht die förderlichste."

„Ich habe Männer und Weiber geseh'n, die ich zwölf Stunden lang in den Holzblock spannen ließ", antwortete Herr Maulac ausdruckslos, „und die dennoch Väter und Mütter von gesunden Kindern wurden."

Graf Laval stampfte heftig mit dem Fuß auf den Boden, daß die Steinplatten klirrten, sein Gesicht färbte sich dunkel vor Zorn und sein Mund stieß einen wilden Fluch aus.

„Ich will aber nicht länger hier bleiben! Meine Träume belustigen mich nicht mehr, ich will aufwachen!" Er rüttelte ohnmächtig an den Eisenstäben des Fenstergitters, das seine Hand gefaßt, ließ dies wuthknirschend los, packte die Schultern seines Genossen und keuchte:

„Ich will es nicht länger — verstehen Sie mich? — ich will nicht!“

Allein es war nur ein momentaner Paroxysmus, denn seine Hand glitt auch von Herrn Maulac's Achsel sogleich wiederum herab und er fügte beruhigter hinzu:

„Sie haben es gesagt, mein Freund Hautefort könnte mich auch hier vergessen, mich däucht, er hat es schon gethan, denn der Spaß dauert fast etwas lange, und ich möchte hinaus, meinetwegen um auch zu heirathen, wenn's nicht anders sein kann. Aber deshalb begreife ich auch, daß eine andere passendere Mitgift als zerbrochene Gliedmaßen dabei nicht grade unangenehm ist, das heißt, wenn Sie ein Mittel ausfindig machten, welches meinen Wunsch erfüllte —“

Eine Art falben Schimmers hellte die matten Glasaugen seines Mitgefangenen auf, die sich ihm zum erstenmal mit einer gewissen Aufmerksamkeit zuwandten.

„So würden Sie sich jedenfalls keiner undankbaren Mühe unterziehen“, beendigte Graf Laval, „sondern ich würde Ihnen dafür bürgen, daß sie zu Ihrem Honigmonde auch goldene Früchte trüge.“

Der Glanz in den Augen des Gutsrichters verstärkte sich und es schien als mühe ein selbständiger Gedanke sich unter seiner Stirn ab, hervorzutreten, als der Gefängnißwächter die Thür öffnete und sein Nachsinnen mit der

Nachricht unterbrach, daß jemand Herrn Maulac zu sprechen verlange. Ausdruckslos sah dieser wieder auf und folgte dem Voranschreitenden in eine andere Räumlichkeit des Hauses, während der Zurückbleibende horchend das Ohr an die Wand legte. Aber die Mauer, für deren Errichtung Herr Maulac Sorge getragen, war zu dick, um etwas durch sie hindurch zu vernehmen, und der Enttäuschte trat wieder an das Gitterfenster und starrte mit einem wie von Asche überdeckten Blick in die Maisonnenlichter des Schloßhofes hinaus.

„Also Geldgier lebt doch wenigstens in dieser Mumie", murmelte er, „eine Leidenschaft von Metall statt derer von Blut; mir hätte es sonst wahrhaftig vor dem Thier zu grauen angefangen. Mit zehn solchen wollte ich die ganze Menschheit vergiften, in Stücke zerreißen und zu Asche verbrennen lassen."

Ein häßlicher Blitz fuhr aus seinem Auge, das sich plötzlich an das Gitter preßte und Felicien von Hautefort nachlugte, der Arm in Arm mit Clemence und von seiner jüngeren Schwester, dem jungen Gatten derselben und dem Abbé begleitet lachend und farbenleuchtend drüben vorüberging. Der Letztere deutete einen Moment aus der Ferne in die Richtung des Gefängnisses herüber und sagte:

„Glaubst Du nicht, lieber Bruder Felicien, daß unser

Freund Laval außerordentlich gern an unserer Belustigungstour theilnehmen würde? Gewissermaßen ist er doch auch, obwohl er noch nichts davon ahnt, ein kleiner Gott geworden wie wir, und wenn er allerdings auch einmal auf den unglücklichen Einfall gerieth, einer anderen Göttin zu überlassen, ob sie just eine Najade sei, so ist es doch etwas hart für ihn, deshalb so lange Zeit nicht von seiner natürlichen Flugkraft Gebrauch machen zu können. Dein Ahnherr Jupiter verfiel auch ab und zu in Entrüstung und packte sogar einmal seinen göttlichen Schmied an der Ferse und machte ihn zum unfreiwilligen Vogel ohne Flügel, aber er ließ sich doch von Frau Venus, die hier nicht minder verehrt wird, wieder besänftigen. Wie meinst Du, hoher Gebieter, wenn ich als Dein Merkur hinüberflöge, die Riegel zu öffnen?"

Felicien folgte der Richtung, in welche die Hand des Sprechers deutete, doch er versetzte kurz:

„Diana will es nicht und —"

Er sprach nicht aus. „Oh, Minerva und das Fatum," fiel der Abbé lachend ein. „Ich vergaß, daß im Olymp in Staatsangelegenheiten die Tochter des Donnerers herrscht und daß außer ihr immer noch erst die alte Schicksalswage befragt werden muß. Aber wenn ich Juno und Venus in einer Person vereinigte, würde ich etwas eifersüchtig auf die Gewalt Minerva's sein und gegen sie

meinen Einfluß bei dem göttlichen Gemahl zu Gunsten der von jener Verfolgten geltend zu machen suchen."

Er verneigte sich bei den letzten Worten zierlich und lächelnd vor Clemence, deren Blick mit Wohlgefallen auf ihm ruhte und sein Compliment mit einem flüchtigen Aufleuchten erwiederte.

„Mich däucht, der Abbé hat Recht, Felicien," sagte sie „und Du solltest dem Gefangenen die Freiheit geben. Er ist doch ein Edelmann und vielleicht — wer weiß es so genau? — verzeihlich, was er gethan. Aus Liebe ist es ursprünglich ja auch geschehn und nur die Vernunft fehlte dabei."

Ein Schatten flog über die goldhell von der Sonne bestrahlte Stirn des jungen Seigneur's. „Wenn Du Liebe benennst —" antwortete er unwillig, doch er brach ab und beschleunigte schweigend seinen Schritt, so daß, da seine Begleiter diesem Beispiel folgten, die anmuthige Gruppe gleich darauf am Eingang des Parkes verschwand.

Die Entfernung war zu groß gewesen, als daß Graf Laval etwas von der Unterredung, die ihn betraf, zu verstehen vermocht, nur sein Blick haftete mit stechendem Ausdruck auf dem farbigen Bilde bis zum Entschwinden desselben und seine Lippen murmelten:

„Du träumst auch, Felicien, wir träumen beide. Auf das Erwachen kommt es an, ob Du Deinen Namen dann

noch mit Recht trägst! Ah, die Elenden, die an seinem Tisch fortessen und mit ihm lachen, der mich beschimpft, verhöhnt, wie einen Hund an die Kette geschmiedet hat! Wenn Du willst, daß ich ein Hund sein soll, so hüte Dich vor ihm — Du bist auch ein Hund, ihr seid es alle, Hunde und Hündinnen, weiter nichts! Auch ihr werdet euch aus Neid und gemeiner Gier untereinander mit den Zähnen anfallen — wartet, wartet noch! — zerreißt euch nicht bis ich euch dabei behülflich sein kann! Lacht noch, witzelt, seid tiefsinnig, überzuckert eure Genüsse so fein so geistesvoll wie ihr wollt — ihr habt mich auch zum Philosophen gemacht, der den Urgrund von sich und von euch entdeckt hat und weiß: Die Natur des Hundes ist doch hündisch!" — —

Als Herr Maulac in die Thür getreten, die der Gefängnißwächter vor ihm geöffnet und hinter ihm wieder geschlossen, sah er sich keinem Furcht oder überhaupt unangenehme Empfindungen erweckenden Dinge gegenüber, wie die etwa von welchen Herr de Laval gesprochen, Daumschraube, spanische Stiefel, sondern Mademoiselle Jeannette, die äußerlich wenigstens nicht die geringste Aehnlichkeit mit einer eisernen Jungfrau darbot. Ihre Gesichtsfarbe war durch den Morgenspaziergang lebhaft animirt, die Schönpflästerchen mit geschickter Berechnung angewandt und die Toilette tadellos. Als Glücksgabe gesellte sich hinzu,

daß Mademoiselle Jeannette ihren beau-jour besaß und, wie der Erwartete eintrat, grade darüber lachte, daß in einer Ecke des öden Raumes eine kleine lebhaft gefärbte Spinne einem großen grauen Nachtschmetterling, der sich in ihrem Netz gefangen, das Blut aussog. Dies schmeckte derselben offenbar ebenso ausgezeichnet als der Anblick die Zuschauerin belustigte, die während des Lachens über das possierliche Schauspiel instinctiv ihre allerliebsten Zähnchen in ähnlicher Weise hübschklappernd im Tact zusammenschlug, wie die artige Spinne nur in geräuschloserer Manier ihre Gebißzangen in den Rumpf ihrer zappelnden Beute begrub. Herr Maulac also trat herein und war, soweit die Abneigung seiner Physiognomie gegen irgend welche Muskelveränderung es zuließ, erstaunt und erfreut, Mademoiselle Jeannette anzutreffen, die ihn mit einem durchaus respectvollen Knix begrüßte, ihren Amourettenfächer reizend handhabte und noch immer fortlächelte, als schwebe das Bild des grauen Nachtschmetterling's ihr noch vor den Augen. Herr Maulac verbeugte sich, indem er mit einer Art von Uebereinstimmung mit der schöpferischen Leistung der Natur die Zähne Mademoiselle Jeannette's bewunderte, und diese sagte anmuthig:

„Wir haben uns lange nicht gesehn, Monsieur! Man gewahrt Sie nirgendwo."

Die Sprecherin legte das Köpfchen auf die Schulter

und lächelte dazu, daß es Herrn Maulac durchaus an seinem richtigen Auffassungsvermögen zweifeln ließ. Er stotterte zum erstenmal in seinem Leben und entgegnete:

„Mademoiselle — es ist —"

„Durchaus nur Ihre Schuld, Ihre Entbehrung und Ihr Unglück, wollen Sie sagen, und geht mich gar nichts an. In der That, ich habe nichts verschuldet, entbehre nichts und wäre nicht unglücklich, wenn ich mich klüger betrüge, das heißt mir z. B. das Mißgeschick meiner Mitmenschen nicht zu Herzen nähme. Das Herz war jedoch von jeher mein schwacher Punkt und wird es wohl immer bleiben; es ist eine Art von — wie heißt man es doch bei Uhren? — von Unruhe, die geregelt werden muß, um die Zahl der Tick-tack's in der Minute auf ein bestimmtes Maß zu bringen. Das erheischt die Ordnung und außerdem schon die Gesundheit; mit anderen Worten, ich thäte am Klügsten, mich zu verheirathen."

Mademoiselle Jeannette plauderte es so unbefangen, wie Madame Scarron's Kunst es nur je vermocht, und Herrn Maulac's Kopf ward noch confuser als er bereits gewesen. Er wiederholte nur ein Wort, das er aufgefaßt und das ihm, wo er es hörte, ohne daß ihm Verständniß seines Zusammenhanges erforderlich war, Respect abnöthigte; zugleich jedoch als ein Mann, der aus Erfahrung wußte, daß jenes Verständniß des Zusammenhanges im Lauf

einer Conversation und überhaupt nur dann unerläßlich sei, wenn man etwas angreifen, bezweifeln, verneinen wolle, fügte er der Repetirung des Respekt einflößenden Wortes noch eine Bestätigung hinzu und erwiederte:

„Ja wohl, in der That, schon die Gesundheit erheischt es, sich zu verheirathen, Mademoiselle, es ist das ganz meine Ansicht."

Er schwieg verdutzt, wie Jeannette's kirschrothe Lippen sich plötzlich zu einem nicht zu beherrschenden, krampfhaften Gelächter verzogen. Sie lachte, daß ihr die Augen übergingen und versetzte, mühsam die Antwort hervorbringend:

„O Sie sind köstlich, Monsieur Maulac und würden in Versailles als Schöngeist prosperiren. Wenn ich mir vorstelle, daß der Herr de Rohan Ihrer Majestät die Hand geküßt und dazu geflüstert hätte: Madame, denken Sie an Ihre Gesundheit! Allein Sie haben vollständig Recht und ich theile Ihre Ansicht vollkommen. Es giebt nichts, was die Gesundheit mehr beeinträchtigt als Hunger und Aerger und es läßt sich nicht läugnen, daß beide die einzige Mitgift in mancher Ehe zu sein pflegen. Das wäre für mich nicht das Wünschenswerthe, Gesundheitfördernde. Wenn ich deshalb zu solchem Behuf meinen Augen eine Wahl anvertrauen wollte, so würde ich sie nach einem Manne umhersuchen lassen, der im Stande wäre, mir die

vollste Bürgschaft dafür zu geben, daß eine Verbindung mit ihm allen Anforderungen, die ich an die Ehe stellen würde, entspräche. Er müßte nicht mehr so jung sein, daß man keinen Augenblick sich vor seinen Anwandlungen sicher fühlte, doch auch noch nicht so bejahrt, um, statt einer Frau Schutz zu bieten, selbst eine Stütze von ihr zu erwarten. Er müßte außerdem einen möglichsten Gegensatz zu mir darstellen, das heißt, da ich lebhaft, leichten Sinn's, verschwenderisch und gutmüthig bin, bedächtig, von ruhigem Ernst, zur Sparsamkeit geneigt und nicht zu weichen Herzens sein. Mit einem solchen Manne, der selbstverständlich dafür, daß ich seinen Namen annähme und meine geringen körperlichen Vorzüge der Ausschmückung unserer gemeinsamen Wohnung zur Verfügung stellte, mir ein hübsches, vielleicht verbesserungsfähiges Auskommen, eine meinem Bildungsstande entsprechende Tournüre und ein jederzeit respektvolles Benehmen bieten müßte — mit einem solchen Manne, sagte ich, würde ich nicht abgeneigt sein, eine Ehe einzugehen, in der ich mir natürlich jegliche Freiheit wahren würde, nach meinen eigenem Ermessen zu beurtheilen, welche Vortheile oder Vergnügungen etwa ich, beschränkten Anschauungen auf diesem Gebiet entgegen, mit derselben als wohlvereinbar zu betrachten geneigt wäre. An einem verständigen Manne der Art müßte ich Gefallen finden, so daß auch er versichert sein könnte, stets bei mir

zu finden, was er ſuchte, da er mit der Einſicht ausgerüſtet ſein würde, darauf gefaßt zu ſein, auch einmal etwas zu finden, was er nicht ſuchte, in welchem Fall ich ihm durchaus die Gleichberechtigung zugeſtände, zu ſuchen, daß auch er etwas Anderes finde. Mit andern Worten, wir würden unſere Philoſophie haben, wie alle Welt ſie hat, und einen äußerſt vernünftigen Contract zu beiderſeitigem Vortheil zu ſchließen, mit im Belieben eines jeden ſtehender Aufkündigung oder Aufhebung, der nach den neuerdings hier eingeführten, vernunftgemäßen Grundſätzen auch äußerlich keinerlei Schwierigkeit entgegenſtände, da die Trennung gegenwärtig eine ebenſo einfache iſt wie die Trauung. Im erſteren Falle geht man aus dem Hauſe und im letzteren geht man in's Haus, nachdem man zuvor irgend jemandem, z. B. hier dem Wächter dieſes Gebäudes, erklärt hat, in welcher beſonderen Abſicht man es thut. In dem Hauſe angelangt, ändert man zunächſt ſeinen Namen und nimmt den des Mannes an, was, glaube ich, gemeiniglich in einer Viertelſtunde zu geſchehen pflegt, und findet darnach einen recht ruhigen Zeitpunkt, ſich über allerlei Einzelheiten noch weiter auszuſprechen."

Grade als die Zunge Mademoiſelle Jeannette's jetzt ihre Thätigkeit einſtellte, war auch die kleine, hübſch gezeichnete Spinne in der Ecke mit ihrer Beſchäftigung fertig geworden Sie hatte den grauen Rumpf, der ſich

in ihrem Netze verfangen, mit einem wohl hundertfachen Fadengewinde umwickelt und umschnürt, so daß er sich selbst und keins seiner Glieder mehr zu rühren im Stande war, und sie tänzelte, gewiß daß ihre Beute ihr nicht mehr entrinnen könne, vergnüglich an ihrem Gewebe hinauf, in die verlassene Ecke zurück. Auch Mademoiselle Jeannette tänzelte auf ihren Stöckelschuhen der Thür zu, nachdem sie, ihren Fächer mit allerliebster Fingerbewegung ineinander schlagend, noch hinzugefügt hatte:

„Außerdem würde ich mich in der Lage befinden, ein Draufgeld noch auf den Contract zahlen zu können, das allerdings unter Umständen zum Behuf der gemeinschaftlichen Einkehr oder Rückkehr in das betreffende Haus unbedingt erforderlich wäre, da, von allem Sonstigen abgesehen ein Raum wie dieser sich jedenfalls nicht zu einem Hochzeitssaale eignen würde."

Ungefähr eine halbe Stunde später zeigte es sich daß die behende Spinne durchaus nicht unthätig in ihrem Winkel gesessen hatte, sondern rastlos und mit geschickter Berechnung spinnend hatte sie eine Art kunstvollen Flaschenzugs zu Stande gebracht, vermittelst dessen sie den gänzlich willenlosen Nachtfalter aus dem weiteren Netze ihres Jagdgebiet's in das engere ihrer Behausung zu sich heraufzog. Gleichzeitig aber sagte Mademoiselle Jeannette, an Herrn

Maulac's Arm über die Schwelle der Thür schreitend, die der auf ihr Pochen herbeigeeilte Gefängnißwärter geöffnet hatte:

„Die gnädige Herrschaft hat mich ermächtigt, meinem Manne die Freiheit wieder zu geben. Ich bürge Ihnen für denselben, für Herrn Maulac."

3 2044 051 123 70

WIDENER
MAY 10 2000
BOOK DUE

JAN 30 1885
APR 8 1886
DEC 16 1891
AUG 27 1892
JAN 25 1893
WIDENER
MAY 20 2000
CANCELLED